



**DAS  
KÄMPFENDE  
POLEN**

EUROPA VERLAG ZÜRICH · NEW YORK

CARSTEN FROGNER

## Die unsichtbare Front

Mit einem Vorwort

von Prof. Dr. Karl Meyer, Zürich

Dies ist nicht nur die atemraubende Geschichte vom Kampf eines freiheitsliebenden Volkes gegen seine Bedrücker — es ist gleichzeitig ein Lehrbuch über die Methoden, die Mittel und die Waffen, mit denen dieser Kampf geführt wird. Der Norweger Carsten Frogner hat drei Jahre des Kampfes seines Volkes für die Freiheit erlebt. Einen großen Teil dieser Zeit hat er im Konzentrationslager Grini zugebracht. Er hat sich somit eine umfangreiche Kenntnis erworben, wie ein waffenloses Volk mit Erfolg einen organisierten und wirksamen Kampf führen kann. Er analysiert die Methoden der geheimen Polizei in allen Einzelheiten und Phasen. Er unterrichtet den Leser, wie man geheime Organisationen aufbaut, Kanäle in die Gefängnisse und Konzentrationslager öffnet, Geheimzeitungen herausgibt, militärische Gruppen aufstellt, gefährdete Kämpfer der Freiheitsfront vor dem Zugriff der geheimen Polizei schützt und der Panik auf wirksame Weise entgegentritt. Das Buch ist von einem unerschütterlichen Glauben an den Sieg der Freiheit getragen. Nicht Macht und Waffen fällen die letzte Entscheidung, sondern Opfermut und Treue. »Die unsichtbare Front« ist ein lebendiges Zeugnis der unvergänglichen Werte, von denen die Kampfmoral und der Siegeswillen der unterdrückten europäischen Völker getragen sind.

200 Seiten. Leinen Fr. 8.—, kart. Fr. 6.—

---

EUROPA VERLAG ZÜRICH / NEW YORK

**P**olen war das erste Land, das den Kampf mit Deutschland aufnahm und dem deutschen Streben nach Expansion bewaffnet entgegentrat. Nach der Niederlage gelang es Hunderttausenden von Polen, aus ihrem besetzten Land zu fliehen und in Frankreich eine neue Armee zu bilden. Diese blieb der polnischen Regierung unterstellt und gelangte als eine der Armeen der Vereinigten Nationen auf verschiedenen Kriegsschauplätzen in großem Ausmaß zum Einsatz. So bei Narvik und Tobruk. Aber nicht nur auf dem Lande, auch auf dem Wasser und in der Luft kämpften Polen.

Die polnischen Kriegsteilnehmer haben vieles aus den Jahren zu berichten, die nun seit Kriegsbeginn — damals im September — verfließen sind. Und sie haben berichtet in Form von Tagebüchern, Reportagen und Memoiren. Einiges haben namhafte Schriftsteller und Journalisten der Vorkriegszeit geschrieben, die das gewohnte Handwerk mit dem des Soldaten verbanden. Anderes wiederum stammt von Laien, welche von den ungewöhnlichen Erlebnissen dazu gedrängt wurden, sich zu äußern.

Die Herausgeber des vorliegenden Buches hatten aus einem reichen, vollkommen authentischen Material die Auswahl zu treffen. Hier erfahren wir zum ersten Mal etwas darüber, wie es den Polen erging, seit der eiserne Vorhang vor ihr gepeinigtes Land gezogen wurde. Wir bekommen Einblick in ihren Verteidigungskampf, in die Belagerung von Warschau und das Leben während der Besetzung. Zu Lande und zu Wasser begleiten wir ihre Flucht nach einem freien Land, in dem sie weiter kämpfen können. Durch die Augen der Polen sehen

wir Frankreichs Kampf und Zusammenbruch und die Expedition nach Nordnorwegen. Wir begleiten die Polen nach Rußland, nach Libyen und auf Bombardierungsflügen nach Deutschland.

Jedes Kapitel hat seinen persönlichen Stil. Das eine berichtet scherzhaft, das andere eher hochgestimmt, während ein drittes stark dramatisch ist. Allen gemeinsam ist aber der enge Kontakt mit den Menschen und das intensive Erleben der Ereignisse.

---

MAX KOPP

## POLEN

*Seine Geschichte von den Piastenfürsten  
bis zur deutsch-russischen Okkupation  
963—1939*

Das polnische Volk kann man nur verstehen, wenn man seine Geschichte kennt. Sie ist wechselvoll und dramatisch wie kaum eine zweite. Aber sie zeigt, daß das Volk an der Weichsel aus allen Tiefen stets wieder den Weg in die Höhe gefunden hat.

Das vorliegende Buch ist eine prägnante und doch gründliche Zusammenfassung von Polens tausendjähriger Geschichte von den Piastenfürsten bis in die Oktobertage 1939 hinein. In einem klaren Stil wurde ein durch die Zeit gefordertes aktuelles Buch zu einem Thema geschrieben, das uns alle angeht und aufs tiefste bewegt. Das Polen von gestern und heute, aber auch dasjenige von morgen blickt uns daraus entgegen. Denn die Geschichte eines Volkes ist nicht nur seine Vergangenheit, sondern auch seine Zukunft.

72 Seiten. Kart. Fr. 5.—

---

EUROPA VERLAG ZÜRICH



Ein polnischer Soldat in Schottland vor einem Wegweiser, der die verschiedenen Kriegsschauplätze angibt, auf denen sein Verband gekämpft hat.

# DAS KÄMPFENDE POLEN

Herausgegeben von  
Norbert Zaba und Margitta Hansson

Mit 28 Illustrationen

---

EUROPA VERLAG ZÜRICH / NEW YORK

Die schwedische Originalausgabe dieses Buches erschien im Verlag Natur och Kultur, Stockholm, unter dem Titel: «Det kämpande Polen»

Alle Rechte in deutscher Sprache vorbehalten. Copyright 1944 by Europa Verlag A.G. Zürich. Gedruckt bei der Druckereigenossenschaft Aarau

Schutzumschlag: Rolf Bangerter

Printed in Switzerland

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

## INHALT

Einleitung	7
I. WLADYSLAW SIKORSKI	
<i>Mieczyslaw Lisiewicz</i> : Eine Skizze	13
II. DER SEPTEMBERKRIEG 1939	
<i>Kazimierz Wierzynski</i> : Das Geheimnis des Waldes	19
<i>Lucjan Lagnietvski</i> : Aus «September in Polen»	29
<i>Jadwiga Sosnkowska</i> : In einem Warschauer Krankenhaus	36
III. AUF DER FLUCHT AUS POLEN	
<i>Leutnant Herbert</i> : Das Lager in der Dobrudscha	51
IV. DIE POLNISCHE ARMEE IN FRANKREICH	
<i>Zygmunt Litynski</i> : Aus «Ich war einer von ihnen»	67
<i>Ksawery Pruszyński</i> : Aus «Der Weg führte über Narvik»	93
F. S.: Aus «Zwischen Marne und Loire»	104
V. DIE POLNISCHE FLOTTE	
<i>Eryk Sopocko</i> : Aus «Orzel patrouilliert»	126
VI. DIE POLNISCHE FLUGWAFFE IN ENGLAND	
<i>Ksawery Pruszyński</i> : Staffelpkapitän Henneberg	147
<i>Leutnant Herbert</i> : Bujak streikt	159
VII. IN SCHOTTLAND	
<i>Ksawery Pruszyński</i> : Die Erde	175
VIII. IN AFRIKA	
<i>Melchior Wankowicz</i> : Der erste «Virtuti Militari»	182
IX. IN SOWJETRUSSLAND	
<i>Ksawery Pruszyński</i> : In Russlands Schnee	199
X. DAS OKKUPIERTE POLEN	
<i>Marja Kuncewiczowa</i> : Polnische Mühlsteine	209
XI. SCHLUSSVIGNETTE	
Wladyslau; <i>Broniewski</i> ; «Hab' ich nur ein Gewehr ...»	222

## EINLEITUNG

Als die deutsche Armee Ende August 1939 vor dem Angriff stand, bereitete sich Polen vor, den Boden zu verteidigen, der ihm seit uralten Zeiten gehörte.

«Es ist für uns eine nationale Tradition, dass nicht nur die Soldaten, sondern das ganze Volk zu den Waffen greift, wenn das Vaterland in Gefahr ist», sagte Wladyslaw Raczkiewicz, Polens Präsident, am 5. August 1942, dem Tage des polnischen Soldaten. «Es ist eine Tradition, die zurückgeht auf älteste Zeiten, als die Häuptlinge den Bauern befahlen, die Pflugscharen zu Schwertern umzuschmieden. Und so ist die Tradition bei uns gewesen seit der Schlacht bei Grunwald, seit der Zeit der grossen Volksaufgebote, seit den nationalen Erhebungen und den Kämpfen für die nationale Unabhängigkeit in den Jahren 1916-1920. Darum stellte sich auch in diesem Kriege wie damals das ganze Volk auf die Seite der Soldaten. Das heroische Warschau opferte noch einmal Blut und Leben und eroberte noch einmal das Verdienstzeichen für Tapferkeit im Felde, den ‚Virtuti Militari‘. Und als die Übermacht des Feindes in dem ungleichen Kampf den heldenmütigen Widerstand der Soldaten in der Heimat brach, da grifft ihr zu den Waffen – weit weg von eurem eigenen Land, in Frankreich, in Norwegen, bei Tobruk.»

Man kann wohl behaupten, dass viele sich dessen nicht bewusst sind, wie verzweifelt Polen im September verteidigt wurde gegen die technische und zahlenmässige Übermacht und unter welchen Verhältnissen eine neue polnische Armee auf fremder Erde geschaffen wurde. Der schnelle Vormarsch der deutschen Armeen liess anfangs die Tapferkeit des polnischen Soldaten vergessen. Die internationale öffentliche Meinung machte sich vorerst auch nicht klar, dass die polnischen Truppen durch ihren alleinigen Kampf gegen Deutschlands konzentrierte Wehrmacht den Westmächten



Zeit gaben, die Mobilisierung durchzuführen und ihnen Gelegenheit verschafften, aus dem ersten Feldzug des Feindes Lehren zu ziehen. Das letztere versäumten sie leider. Man musste erst Norwegens und Hollands Niederlage erleben, es mussten erst Belgien wie auch Frankreich mit seiner Maginotlinie besiegt werden und ein grosser Teil des Europäischen Russlands innerhalb von drei Monaten die Besetzung erleben, ehe man begriff, wie leidenschaftlich Polen verteidigt worden sein muss.

Warschau stand in seinem schwersten Kampf, und polnische Befestigungsanlagen – wie die Stadt Modlin und die Halbinsel Heia – verteidigten sich noch, als die polnische Regierung in Frankreich sich daran machte, eine neue Armee zu schaffen. Zunächst verfügte sie nur über einige Kriegsschiffe und einen Stamm von 2'500 Soldaten mit Offizieren. Die letzteren waren in der Garnison Coëtquidan gesammelt worden, wo die Wiege der neuen polnischen Armee stehen sollte.

Aus allen Richtungen strömten nun Polen in dieses Lager; aus Frankreich, Belgien, Luxemburg und Holland. Zu Tausenden kamen Soldaten an, die in Ungarn, Rumänien und den baltischen Ländern interniert gewesen waren. Wieder andere flohen über die Grenzen des okkupierten Polens. Die ersten Freiwilligen kamen von Familien mit polnischer Herkunft aus Nordamerika, Kanada, Argentinien, Brasilien und Südafrika.

Es war eine seltsame Armee. Täglich kamen Hunderte von Männern verschiedensten Alters, aus ungleichen Milieus und aus allen möglichen Herkunftsländern, Reiche und Arme, Arbeiter und Diplomaten, ein Volksheer in des Wortes bester Bedeutung. Der Krieg hatte die Unterschiede ausgeglichen. Diese Soldaten hatten nicht nur ihr persönliches Eigentum verloren, sondern auch das, was ihnen am teuersten war – das Vaterland.

Die Armee wuchs sehr schnell. Im Herbst 1939 zählte sie bereits 30'000 Mann und ein halbes Jahr später waren es schon 66'000 Soldaten und Offiziere. Die erste polnische Truppeneinheit, die dem Feinde wieder entgegen treten konnte, war die Hochlandsbrigade, welche an der Wiedereroberung Narviks teilnahm. Während der Kämpfe in Frankreich deckten polnische Truppen den Rücken der französischen Heere.



Die schwarzen Linien geben die Wege an, auf denen die Polen nach Frankreich und Syrien flohen, um den Kampf fortzusetzen.

Die punktierten Linien geben die Wege an, auf denen die polnische Armee nach dem Waffenstillstand im Juni 1940 Frankreich verliess.

Die gestrichelte Linie im NW zeigt den Weg der Hochlandsbrigade nach und von Narvik.

Die gestrichelte Linie im SO zeigt den Weg der Karpatenbrigade von Syrien nach Ägypten, als sie sich im Oktober 1940 den Engländern anschloss.

Als Frankreich zusammenbrach, schien es, als ob die mit Mühe neu organisierte polnische Armee zum Untergang verurteilt sei.

Am 14. August 1942 äusserte General Sikorski im Polnischen Nationalrat: «Der vollständige Untergang drohte uns am 19. Juni nach meinem dramatischen Gespräch mit Marschall Pétain. Wir bereiteten uns kaltblütig und stolz darauf vor. Die Regierung und der Nationalrat lehnten es ab, ihre Zuflucht zu dem britischen Kriegsschiff zu nehmen, das in Bordeaux lag, solange es schien, dass die polnische Armee in Frankreich bleiben und dem Feinde auf Gnade und Ungnade ausgeliefert werden sollte. Nur die Tatsache, dass ich nach England flog, rettete die Situation. Premierminister Churchill zeigte in dieser für uns so entscheidenden Stunde ein tiefes und umfassendes Verständnis für Polens Sache. Indem er einen Teil der britischen Flotte den polnischen Truppen zur Verfügung stellte, konnten alle Einheiten, die nicht in Kämpfe verwickelt waren, d.h. über 23'000 Mann, nach England gebracht werden. Später gelang es auf anderen Wegen, einen grossen Teil der 1. Infanteriedivision und einen Teil der Hochlandsbrigade hinüberzuführen. Die sog. motorisierte Brigade oder 10. Kavalleriebrigade wurde fast vollständig gerettet. Nach dem Abschluss der Evakuierung zählte die polnische Armee in England 30'000 Mann.»

Diese inzwischen auf 40'000 Mann angewachsenen Truppen sind in Schottland stationiert. Ihnen sind bei einer eventuellen Invasion schwierige Aufgaben anvertraut. In der letzten Zeit haben die Polen in England auch einen Teil der Ausbildung von Neuankömmlingen der Vereinigten Nationen übernommen. Mehrere jugoslawische Abteilungen haben somit ihre Übungen bei dem ersten polnischen motorisierten Korps absolvieren müssen. Franzosen, Norweger und Tschechoslowaken werden von einer polnischen Brigade zu Fallschirmtruppen ausgebildet.

England ist auch die Basis für Polens Flotte, die sich zum grossen Teil noch während der ersten Tage des Septemberkrieges hinüberretten konnte. Seitdem ist sie ständig im Wachsen begriffen, trotz aller Verluste beim Konvoi- und Patrouillendienst. Die Tonnage der polnischen Handelsflotte ist auch nicht zurückgegangen, denn versenkte Schiffe werden von England und Amerika ersetzt. Eine

Übersicht über das Schicksal der Flotte folgt weiter unten. Ebenso wird ein besonderer Abschnitt den polnischen Fliegern gewidmet.

Als der deutsch-russische Krieg ausbrach, konnte endlich die Stellung der unglücklichen 1,8 Millionen Polen, die nach dem Septembekrieg nach Russland deportiert worden waren, verbessert werden. Die meisten gehörten zur Zivilbevölkerung. Als aber dann am 14. August 1941 eine Vereinbarung zwischen Polen und der Sowjetunion getroffen wurde, war man imstande, auf russischem Gebiet eine polnische Armee von nahezu 100'000 Mann aufzustellen.

Unter anderm wegen der Schwierigkeit, für diese Armee Waffen zu bekommen, ging die polnische Regierung auf den Vorschlag der Russen ein, sämtliche Truppen nach Palästina zu überführen. Diese Evakuierung ermöglichte eine Konzentration aller polnischen Truppen, die es im Osten gab. Am polnischen Nationaltag, dem 3. Mai 1942, vereinigten sich die von Russland kommenden Polen mit der Karpaten-Schützenbrigade, die von sich reden gemacht hatte bei der Verteidigung von Tobruk und der Schlacht bei El Gazala.

Die Überführung der polnischen Truppen von Russland nach Palästina wurde im Herbst 1942 abgeschlossen. Im Nahen Osten liegt nun die wichtigste Basis der Polen. Dort wurde unter dem Befehl des Generals Anders eine Armee von über 100'000 Mann ausgebildet. «Dieser Armee wird man bald wichtige strategische Aufgaben anvertrauen», äusserte General Sikorski im September 1942.

Neben der neuentstandenen polnischen Armee, die in Vorderasien und England zu einer starken Streitkraft herangebildet worden ist, steht ein «Heer» von über 4'000 polnischen «A.T.S.-girls» (in Polen bekannt als «Pestkis») bereit, um ein kommendes Invasionsunternehmen tatkräftig zu unterstützen. Diese Mädchen sind für Feldtransporte, Signaldienste im Felde und in der Etappe und für andere geeignete Aufgaben vorgesehen. Im äussersten Falle werden sie an direkten Kämpfen teilnehmen können, da sie auch zu Verteidigungszwecken ausgebildet worden sind. Ausserdem stehen einige hundert Jünglinge im Alter von ca. 18 Jahren zur Verfügung, die aus der Scout-Bewegung hervorgegangen sind (in Polen bekannt als «Junaks») und nun im Ordonnanzdienst und Meldewesen Verwendung finden sollen.

Als Exilarmee steht heute die polnische an erster Stelle neben allen anderen Armeen der Vereinigten Nationen.

\*

Wenn man an Polen denkt, drängt sich einem immer zuerst das Bild eines leidenden Polens auf. Aber es gibt auch ein anderes Polen, das kämpfende, das seinen Kampf in der Heimat und in fremden Ländern führt. Einen Begriff von diesem Polen zu geben, ist die Aufgabe des vorliegenden Buches. Es gibt Ausschnitte von den Einsätzen und Kampferlebnissen der polnischen Streitkräfte vom September 1939 bis in die jüngste Gegenwart, und es ist geschrieben von Männern und Frauen, welche als Soldaten oder in anderen Funktionen den Kampf selbst erlebten.

Nur wenigen Männern der Feder ist es gelungen, aus Polen herauszukommen. Aber diejenigen, denen es gelang, tauschten die Feder gegen das Gewehr aus und stellten sich als Soldaten. Zu ihnen stiessen nicht nur neue Waffenbrüder, sondern auch neue Dichter. Das Material zu dieser Sammlung stammt aus den Tagebüchern, Artikeln und autobiographischen Arbeiten der bisherigen und neuen Schriftsteller. Es ist unsere Hoffnung, dass dieses Buch nicht nur wegen seines dokumentarischen Wertes, sondern auch als Probe polnischer Prosaakunst Anerkennung finden möge.

*Die Herausgeber.*

# WLADYSLAW SIKORSKI

## EINE SKIZZE

von

Mieczyslaw Lisiewicz

Wir beginnen das fünfte Jahr dieses Krieges, den die Franzosen zuerst eine «drôle de guerre» genannt haben. Unglücklicherweise hat seine Seltsamkeit nichts von Leichtigkeit oder Laune an sich. Alles was passiert, geschieht bitter ernst. Der sprichwörtlich sorglose Soldat, der Held vieler Kriege, sei es auch noch des letzten Weltkrieges, ist plötzlich aus den Reihen des Heeres verschwunden. Mit ihm verschwand die bekannte Erscheinung des ängstlichen und überreizten Zivilisten. In den Armeen gibt es jetzt keinen Platz mehr für den romantischen Sarkasmus eines Falstaff oder für den Übermut und die Prahlerei eines Hauptmanns Fracasse, sogar die heroische Poesie des Cid verstummte. Es begann die Zeit der stummen und verkniffenen Lippen, der unerbittlichen Entschlossenheit. Die Dominante dieses Liedes ohne Worte und ohne Melodie, einzig vom Niederschlag der Bomben herausgehämmert, ist das Leiden, das Opfer und das reichlich vergossene Blut. Überall lauert die Bestialität hinter den dunklen Geheimnissen der politischen Polizei.

Jemand hat gesagt, dies sei «der Krieg der Professoren» – und wirklich verstehen wir seinen Sinn am besten, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass auf den Schlachtfeldern der Kampf philosophischer Ideen ausgetragen wird. Der menschliche Geist hat den tiefen Strom dieser Gedanken erfasst, herausgeföhlt, dass sie ihn in jene Gefilde mitreißen, wo ständiger Kampf herrscht zwischen den Engeln des Himmels und der ewigen Finsternis, dorthin, wo man nicht Leiber totschiägt, sondern Seelen. Er föhlte, dass alles, was Menschengen sehen, nur ein physisches Symbol dessen ist, was in jenen Gefilden der interplanetarischen Stürme wallt. Als den Bewohnern der Erde diese dramatische Wahrheit offenbar wurde, lähmten Schrecken und Furcht das Leben. Diese Angst hat nichts

und niemand zu übertäuben vermocht. Stumm ziehen die Abteilungen an die Front. Ihr Marsch wird nicht vom Schrei der aufgezehrten Masse angetrieben. Alles geschieht in der Stille, in der Nacht, traurig und ernst. Von allen Gefühlen, die die Menschen belebten, verblieben nur zwei, der Glaube und die Hoffnung.

Gegen diesen Hintergrund der kosmischen Weltkatastrophe muss man die Gestalt Sikorskis betrachten.

Der finstere Herrscher der dunklen Mächte begann den Kampf gegen das Christentum. Diejenigen, die sich offen zu den Grundsätzen des wahren Christentums bekannten, erhoben sich gegen ihn. Es gibt ihrer nicht viele. Für die Polen wurde es Wladyslaw Sikorski. Wie für viele Menschen, die in dieser tragischen Zeit eine Rolle spielen, waren auch für Sikorski strenge Sachlichkeit und tiefer Ernst kennzeichnend. Er hatte weder sense of humor noch die Neigung, in leichter Unterhaltung Entspannung zu suchen. Das Wort war für ihn eine zu wertvolle Waffe, als dass er sie an geringfügigen Dingen stumpf werden liess, die Freizeit dagegen die einzige Gelegenheit, die Studien zu vertiefen. Das Lächeln, der Ausdruck vergessener Sorge, zeigte sich zuletzt sehr selten auf seinen Zügen, obwohl er den Zauber besass, das menschliche Herz anzu ziehen und es mit der ganzen Kraft des Glaubens an sich zu zwingen. Und wirklich war vor diesem Kriege mit dem Namen Sikorskis der Glaube vieler verbunden, während des Krieges aber umfasste er so weite Kreise, dass Sikorski schon zu Lebzeiten ein Symbol der menschlichen Hoffnung wurde.

Ich kenne viele polnische Kinder, die ohne Antrieb der Eltern Sikorski in ihr Gebet einschlossen.

Streng, ja, mitunter unangenehm zu den Leuten, hitzig gegenüber seinen Freunden, liebte er fanatisch die Menschheit, mit seiner Liebe weit über die eigene Nation hinausreichend. Da er für alle Menschen ein besseres Dasein erkämpfen wollte, wurde ab und zu die ganze Welt das Feld seines Kampfes.

Nach seiner Auffassung waren Polen und seine Schicksale, gegen den Hintergrund der allgemeinen Geschichte gesehen, das Werk aller positiven Ideen, die die Welt im Laufe ihrer Entwicklung geschaffen hatte. Er glaubte daher, dass derjenige, der sich über Polen stürze, gleichzeitig auch die Ideale der Menschheit überfalle,

zu denen er selbst sich bekannte und für die er bereit war unterzugehen, und nach deren Verwirklichung er rastlos strebte. «Wir sind die Soldaten, die für das Schicksal der Zivilisation und der Kultur aller Völker Europas kämpfen», schrieb und sagte er im Jahre 1920, «wir sind die Kämpfer für die Zukunft der ganzen Welt», äusserte er noch kürzlich. Das waren nicht nur leere Worte. Das Ziel der neuen Welt, für die die demokratischen Reihen kämpfen, ist die Heiligkeit des Rechtes. Sikorski war ein absoluter Anhänger des Rechts. Dreimal in seinem Leben hatte er Gelegenheit, einen Staatsstreich zu wagen, und zwar mit der Gewissheit, von der grossen Mehrheit des Volkes gestützt zu werden. Aber dreimal nahm er diese Gelegenheit nicht wahr, von der Voraussetzung ausgehend, dass alle gegen das Recht gerichteten Taten sich früher oder später rächen würden.

Nur in den höchsten Kategorien denkend, anerkannte er geringfügige Probleme nicht. Er ging über sie hinweg zur Tagesordnung, ähnlich übrigens auch wie über die menschliche Nichtswürdigkeit. Weder nachtragend noch rachsüchtig, war er in jedem Augenblick bereit, selbst dem schlimmsten seiner Gegner die Hand zu reichen, wenn er nur den guten Willen zeigte, der grossen Idee zu dienen. Er legte kein Gewicht auf Geld und lebte daher immer in schlechten materiellen Verhältnissen.

Von den Schriftstellern liebte er vor allem Kipling und den symbolischen und breiten Atem seiner Werke. Er zitierte oft das Dschungelbuch, die darin beschriebenen Handlungen mit den Ereignissen des moralischen Lebens im Innern der Nationen vergleichend. Als vorbildlicher Patriot kritisierte er sehr scharf die Fehler der Polen, aber er kannte auch genau ihre guten Seiten und verstand es, auf ihren romantischen Gefühlen zu spielen.

Obwohl er sich im Übrigen als Realist betrachtete, war er ein reiner Romantiker, ein Jünger der Dichter jenes Jahrhunderts, das in seiner ersten Hälfte das Feld höchsten Aufstieges des menschlichen Geistes wurde, um in seiner zweiten Zeuge seines tiefsten Sturzes zu werden.

Ich entsinne mich eines sonnigen Morgens, wo ich mich mit dem General in einem einfachen Künstlercafé in Krakau traf. Sikorski liess sich über die Stimmungen der Krakauer Gesellschaft berich-



ten. Danach ergriff er selbst das Wort. Wenn er auch gern sein Herz von allen Bekümmernissen erleichterte, so enthüllte er umso unwilliger das Wesen seiner Gedanken. Damals sprach er mehr zu sich selbst als zu mir. Es war dies einer der seltenen Augenblicke, wo er nicht vor jemand auf der Hut war, wo er kein politisches Wortspiel führen musste und nicht bewusst die Worte zu wägen brauchte, sondern einfach das sagen konnte, was er fühlte. Er sprach damals von den Verpflichtungen des Staates gegenüber dem Bürger. Er ging von der Voraussetzung der absoluten Gleichheit aller gegenüber dem Gesetze aus, ohne Rücksicht auf Abstammung, Klasse oder Bekenntnis. Er wies auf die gefährlichen Folgen des Abweichens von diesem Grundsatz hin. Er schilderte den Antisemitismus als das klassische Beispiel, das immer und unvermeidlich der moralischen Auflösung der Gemeinschaft und ihrem Zusammenbruch vorausgehe. Er umriss das Parteiwesen als die gegenwärtige Krankheit, die auf mangelnder Aufklärung des Einzelnen beruhe, und die Parteidisziplin als den kardinalen Widerspruch zum Menschenrecht, der freien Selbstbestimmung, da sie zu blindem Handeln ohne Rücksicht auf das eigene Gewissen und die wahre Überzeugung zwinge.

Einige Zeit vor dieser Begegnung erschien im Buchhandel das Werk des Generals «Der moderne Krieg». Unser Gespräch oder genauer gesagt Sikorskis Gedanken, die in meiner Gegenwart laut wurden, waren wie ein Kommentar zu dem, was er dort in die nüchterne Sprache des Strategen fasste. Als er bei der Entwicklung seines Themas von der Zukunft und nahen Weltkatastrophe sprach, umriss er genau den Zeitpunkt ihres Herannahens. Er zeigte damals wiederum seine Gabe, Geschehnisse vorauszusehen, welche er in so hohem Masse, der Intuition vergleichbar, besass und die ihn zum Führer prädestinierte. Dann kamen plötzliche Entscheidungen und Züge, die für die Umgebung völlig unbegreiflich waren, da sie sich scheinbar gegen alle Vernunft und Logik der Geschehnisse richteten. Die Zukunft zeigte aber in der Regel, wie sehr Sikorski recht hatte.

Sikorskis Grösse lag in seiner schlechthin biblischen Gabe, das moralische Problem auf «ja, ja, nein, nein» zu vereinfachen. Auch im Folgenden liegt etwas Charakteristisches: während Sikorski

kleineren Dingen gegenüber eher unbestimmt war und die Entscheidung gern in die Hände anderer legte, entschied er in Fragen, die die allgemeine moralische Linie betrafen, stets selbst und dann definitiv. Sein strenges Urteil in ethischen Dingen und das Unvermögen, in dieser Beziehung Kompromisse zu schliessen, war eine hohe Gabe der Natur, die es ihm gestattete, auch im tiefsten Dunkel den richtigen Weg zu finden. Gerade infolge dieser Gabe vermochte er es, Polen im Jahre 1922 aus den drohenden Verwicklungen des Bürgerkrieges zu führen. Von ihr geleitet, führte er nach dem Zusammenbruch Frankreichs die polnische Armee auf britischen Boden. So entstand die berühmte Antwort an Pétain, als dieser Sikorski am Tage des Waffenstillstandes fragte, was er zu tun gedenke. «Was ich zu tun gedenke? Je ferai la guerre.»

In den Zeitabschnitten, in denen er ein militärisches oder ziviles Amt bekleidete, versuchte Sikorski sein Volk auf jene Wege zu leiten, die in der Zukunft einzig in die neue Welt der «Grossen Gerechtigkeit» führen konnten. Er sah die Erfüllung der Schicksalsmission Polens lediglich in enger Verbindung mit den Organisationen und Führern des Westens, Frankreichs und Grossbritanniens, und auf dieses Ziel bereitete er vom ersten Augenblick seiner politischen Karriere an alles vor. Er bekannte sich fanatisch zu der westlichen Kultur, die im Laufe von 2'000 Jahren, gestützt auf die christlichen Ideale, langsam herangereift ist. Er glaubte fest an ihre Realisierung. Er empfand, wie viele Europäer, eine Abneigung gegen den Osten, seine Spaltung und seine scheinbare Zivilisation. Den Hauptgegner wahrer Zivilisation sah er jedoch in Deutschland.

Während Pilsudski versuchte, die Nation mit moralischer Disziplin zusammenzuhalten, sah Sikorski diese einende Kraft in der moralischen Wertsteigerung der Individuen, die die Nation darstellen. Pilsudski glaubte, das Volk durch Stärke erziehen zu können, Sikorski durch Recht, aber diesen beiden grossen Staatsmännern leuchtete dasselbe Endziel vor Augen: das Zurückführen Polens zur Zusammenarbeit mit den europäischen Nationen. Durch seine zentrale Lage und durch seine auf westlicher Zivilisation begründete Kultur stellt es in Europa nicht nur die Bastion dieser Zivilisation dar, sondern garantiert durch seine Existenz gleichzeitig den Weltfrieden.

Nach der Niederlage im Jahre 1939 nahm Sikorski das Steuer des Reiches in einem sehr schweren Augenblick in die Hand. Nicht zum ersten Male übrigens, aber diesmal war es doch etwas anderes. Jetzt ging es nicht mehr um diese oder jene inneren Unruhen, um diese oder jene politische Richtung, es ging um Sein oder Nichtsein, nicht nur des physischen, sondern auch des geistigen Polens. Aus dieser Falle führte nur ein einziger Weg: die unbeugsame Aufrechterhaltung des Glaubens der Nation an die mystische Schicksalsmission Polens und die hierauf begründete Hoffnung. Dass die polnische Staatsidee und ihre Schicksalsmission nicht politisch oder geographisch begrenzt, sondern europäisch und weltumspannend war, darin sehen wir die Erklärung zu der Erscheinung der Persönlichkeit Sikorskis, eines Staatsmannes von internationaler Bedeutung. Das ist ein alter Schlüssel, mit dem viele Geheimnisse der Vorgänger Sikorskis erschlossen werden können. Um nicht zu weit zu greifen, nenne ich nur Kosciuszko, Paderewski und Pilsudski.

Gleich seinen Vorgängern hinterliess Sikorski kein politisches Testament, denn all diese Staatsmänner betrachteten die polnische Staatsidee nicht als ihre eigene Erfindung und die polnische Nation nicht als persönlichen Besitz, den man irgendjemand als Erbschaft hinterlassen kann. Sie überliessen die weitere Kontinuität ihrer Arbeit dem Volke, denn nur die Nation kann zur Wahl ihres Führers berufen werden. Der Führer der Nation ist der Träger des Gesamtwillens und seiner politischen Wünsche, der Inbegriff der aktuellen Bedürfnisse.

Sie alle glaubten, dass der unfehlbare Instinkt der Polen sie immer auf die richtige Seite stellen würde und dass das polnische Volk in seinen letzten Entscheidungen die Welt nie enttäuschen, noch die Idee des Reiches verraten würde.

## DER SEPTEMBERKRIEG 1939

### DAS GEHEIMNIS DES WALDES

von

Kazimierz Wierzyński

Der Verfasser dieser Schilderung eines der letzten Tage des Septemberkrieges gehört zu den meist beachteten polnischen Dichtern unserer Zeit. Er ist Mitglied der Polnischen Akademie und Träger des Literaturpreises des Polnischen Staates. Im Jahre 1928 wurde er mit dem ersten Preis für das beste Sportgedicht anlässlich der Olympischen Spiele in Amsterdam ausgezeichnet. Auch im Exil widmet sich Wierzyński seinem dichterischen Schaffen. Kürzlich hat er eine Gedichtsammlung unter dem Titel «Ziemia Wilczyca» («Die Erde des Wolfs») herausgegeben.

Der deutsch-polnische Krieg ist noch immer in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt. Man kennt zwar den Ausgang der Kämpfe, aber soweit es den Verlauf betrifft, kann man sich nur an die Daten und offiziellen Communiqués halten.

Es war kein Krieg, in dem Kriegskunst gegen Kriegskunst, Heerführer gegen Heerführer, Technik gegen Technik gestellt wurde. Der deutschen Kriegsmaschine mit ihrer überlegenen Führung und raffinierten Technik stand ein einziger Gegner gegenüber: der polnische Soldat. Die Flug- und Panzerwaffe des Feindes zerbrach unsere Verteidigungsorganisation, bevor sie in Aktion treten konnte. Unsere Verbindungen wurden so gut wie sofort abgebrochen, was für den Ausgang des Krieges entscheidend wurde. Der Soldat stand allein, aber er setzte den Kampf trotz allem fort.

Sein einsamer Kampf hat etwas von dem Ernst und der Schönheit der Antike an sich. Der zähe Widerstand der isolierten Verbände wurde vor allem zu einem Kampf des einzelnen Individuums. Die Divisionschefs konnten sich nur auf sich selbst verlassen. Kein Oberkommando konnte ihnen Entsatz bringen. Der Krieg wurde keine Reihe planmässiger Operationen. Jedes Treffen war entscheidend.

Der gefährlichste Feind des Infanteristen war der Kampfswagen. Mit Panzerabwehrkanonen konnte er vielleicht fünf oder sechs Tanks zerschliessen und mit einer Handgranate die Raupenkette des nächsten sprengen, aber was half das gegen die heranrollende Stahllawine! Der polnische Soldat wusste, dass der Wald sein einziger Bundesgenosse war. Dort konnte er auch den Bomben der feindlichen Flieger entgehen. Er erkannte, dass der klare Herbsttag den Feind unterstützte, und er wählte darum für seine Operationen die Nacht. Nachts im Walde wuchsen seine Kräfte und seine Chancen. Die Kampfswagen des Feindes waren zwischen den Bäumen ebenso hilflos wie ein Boot auf Land. Im Walde verwandelte sich der polnische Soldat vom Flüchtling in einen Angreifer.

Dort gingen die isolierten Abteilungen, die umherirrenden Regimenter, die umzingelten Divisionen ohne ein Gefühl der Schwäche zum Kampf über. Da streckten die Soldaten einer geschlagenen Armee trotz aller Widerstände, trotz Hunger und Müdigkeit die Hände aus nach der Siegespalme, und nur darum, weil sie eine Waffe mit sich führten, der keiner widerstehen konnte, die einzige heimliche polnische Waffe – die Todesverachtung.

Es gab in der polnischen Armee eine Division, von der man mit Recht sagen könnte, dass sie ihren Krieg gegen Deutschland gewann; denn jedesmal, wenn der Feind angriff, wurde er zurückgeworfen und jedesmal, wenn die Division selbst die Initiative ergriff, wurden die Deutschen vertrieben. Aber infolge der allgemeinen Kriegslage musste auch diese siegende Division sich zurückziehen. Am Tage ging sie zurück, und bei Nacht kämpfte sie. Es entstanden grosse Verluste, und schliesslich wurde sie vom Feinde völlig umringt. Aber sie ergab sich nicht. Als man keine Waffen mehr hatte, zog eine Handvoll Männer, die letzten Reste dieser unbezwinglichen Garde, durch halb Europa bis nach Frankreich, um von dort aus den Kampf wieder aufzunehmen.

Es war die 11. Division der polnischen Armee. Auf ihrem Wege vom Wislok nach Lemberg liegt ein Schlachtfeld, das vor allen anderen genannt zu werden verdient. Die Deutschen glauben, über den polnischen Krieg das letzte Wort gesagt zu haben. Heute ist Pöpl ein schweigendes Land und kann die falschen Angaben nicht berichtigen; aber einmal werden die Scheinwerfer der Geschichte

auch auf dieses Schlachtfeld gerichtet werden und alles in das richtige Licht stellen.

Nordwestlich von Lemberg erstrecken sich die Janow-Wälder, die von fünf deutschen Divisionen besetzt waren. Hier errangen die Überreste der 11. Division, ungefähr 3'000 Mann, einen glänzenden Sieg.

Die Deutschen verleugneten die Tapferkeit des polnischen Soldaten nicht; aber ihre Äusserungen in dieser Frage hatten einen auffallend theoretischen Charakter. Ihr Hochmut liess es nicht zu, die Welt darüber zu unterrichten, worin die Tapferkeit der polnischen Soldaten bestand und wie sie sich zu erkennen gab. Die Namen Mlawa, Kutno und Lemberg verbarg man hinter dem Staub, den die deutschen Soldaten auf den polnischen Schlachtfeldern aufwirbelten. Aber einst werden diese Namen in unvergänglichem Glanz leuchten.

Doch die Kämpfe in den Janow-Wäldern will ich schon jetzt berühren. In den Walddörfern standen Hunderte von zerschossenen Kampfwagen, Kanonen und Autos als Zeichen des Kampfes der polnischen Truppen. Und rund herum lagen gefallene deutsche Soldaten, die während der erbitterten Kämpfe in der Nacht vom 15. zum 16. September ihr Leben ausgehaucht hatten. Die schwarzen Bänder mit weissen Rändern auf den Uniformen der Gefallenen zeugten davon, dass es sich um Elitetruppen handelte. Auf den Bändern konnte man das Wort «Germania» lesen. Dieser gemischte Panzerverband war aus SS-Abteilungen gebildet.

Über diesen Sieg sprechen unsere Soldaten gern, doch ohne zu prahlen. In einem polnischen Armeelager in Frankreich traf ich mit einigen Teilnehmern dieser Schlacht zusammen. «Wir müssen von dieser Schlacht erzählen», sagte einer von ihnen, «denn sie darf nicht in Vergessenheit geraten, was die Deutschen sich nur allzu sehr wünschen. Wir sprechen davon, um der Welt zu sagen, dass die Deutschen nicht unüberwindlich sind.»

Ich sprach auch mit dem Divisionschef Bronislaw Prugar-Ketling. Ich traf ihn im Stab eines neuen Verbandes, den er gerade in der kleinen französischen Stadt P. aufstellte. Seine Soldaten liebten ihn, und die französischen Offiziere, die ihm unterstellt waren, schätzten ihn hoch. Prugar-Ketling ist ein stattlicher, lebhaf-

ter Mann. Er trat sehr würdevoll auf, aber unter der ruhigen Oberfläche ahnte man eine raubtierhafte Kraft. Er hat herausstehende Kinnbackenknochen, und in den grünen Augen liegt ein gespannter Ausdruck.

«Es ist nur allzu natürlich, dass man seine eigenen Soldaten lobt», sagte er, «doch würde man unseren ganzen Krieg entstellen, wenn man die Tapferkeit und Kampftüchtigkeit der Unsrigen leugnen wollte. Wir waren alle erfüllt von dem Geist, der die Aufstände unserer Väter auszeichnete, und wir kämpften ungefähr wie 1863, aber der Feind war uns mit seiner Technik um ein halbes Jahrhundert überlegen. Es konnte nicht anders sein.

Am 14. September marschierte die Division auf dem Wege Przemysl-Lemberg. Sie hatte acht Tage lang ununterbrochen gekämpft und war von den ewigen Nachtmärschen völlig ermattet. Die feindlichen Bomber griffen uns ständig an. Wir retirierten nach Osten, und unser Ziel war, so schnell wie möglich Lemberg zu Hilfe zu kommen. Am 15. morgens erreichte die Vortruppe Sadowa Wisnia, einen kleinen Ort, wenige Meilen von Lemberg. Der Tag war heiss, und die Sonne brannte wie Feuer. Von den trockenen Feldern und den krummen Wegen stiegen Wolken von Staub auf. Wir waren alle todmüde.

Als wir dicht vor Sadowa Wisnia waren, gab ich der Division Befehl, im Walde zu bleiben. Dadurch hatten wir eine Ruhepause und gleichzeitig Schutz vor Fliegerangriffen. Der Stab versammelte sich zur Beratung in der kleinen Stadt.

Es war eine seltsame Beratung, die oft von zusammenstürzenden Mauern und zerspringenden Fensterscheiben unterbrochen wurde. General Sosnkowski leitete die Verhandlungen. Drei Tage vorher hatte er in Przemysl den Oberbefehl über das übernommen, was man am Anfang des Krieges Südfront nannte. Nun hatte er nur mehr zwei Divisionen, die 11. und die 38., zu seiner Verfügung. Unsere Division war nach vielen Kämpfen recht klein geworden; aber sie war härter und unbesiegt. Die 38. dagegen war nur während der Transporte mit dem Krieg in Berührung gekommen und hatte keine Kampferfahrung. Die Reste der 24. Division hatten sich auch zu uns gesellt.

Die 11. Division rekrutierte sich aus den Karpaten und bestand

aus dem 48. Regiment von Stanislawow, dem 49. Regiment von Kolomea und dem 53. Regiment von Stryj. Jedes Regiment bestand aus nur zwei Bataillonen. Die übrigen hatten unter General Szyling an den Kämpfen bei Bochia und Wisnicz teilgenommen und waren nicht wieder zu ihren Stammverbänden zurückgekehrt. Beinahe 30 Prozent der Mannschaften bestanden aus Ukrainern, aber es gab keinen Unterschied zwischen den Soldaten. Sie waren während der gemeinsamen Strapazen zusammengeschweisst worden.

Während der Beratungen wurde bekannt, dass der Weg nach Lemberg abgeschnitten war. Der Feind lag bei der kleinen Stadt Grodek Jagiellonski. Wir beschlossen, eine Entsetzung zu versuchen. Wir wollten den Wereszyca-Sumpf umgehen und uns danach einen Weg durch die Janow-und Brzuchowice-Wälder bahnen.

Um die Mittagszeit waren die Beratungen abgeschlossen, und die Aktion sollte so schnell wie möglich begonnen werden. Die II. Division sollte an der Spitze marschieren.

Die Lage der polnischen Truppen war verzweifelt. Von allen Richtungen hatten die Deutschen sie umzingelt, und der Ring wurde in jeder Minute enger gezogen. Alle sahen ein, wie hoffnungslos die Situation war. Im Laufe des Tages hatte man einen deutschen Befehl abgefangen, der ausführlich die Lage unserer beiden Divisionen angab. Die Deutschen versuchten sogar, mit den Umrington Verhandlungen einzuleiten. Es war noch hell, als sich vor unseren Stellungen Parlamentäre zeigten – ein Offizier und zwei Soldaten –, die eine weisse Flagge trugen. Der Offizier schlug zur Vermeidung weiteren Blutvergiessens eine Kapitulation vor; er wurde aber vom Kompagniechef brüsk abgewiesen.

Die beschlossene Umgruppierung nahm einige Zeit in Anspruch. Das 49. Regiment wurde auf den linken Flügel gestellt; rechts davon stand das 48. Regiment, während das 53. die Reserve bildete. Die 38. Division sollte den Gegner bei Wereszyca binden, während wir auf Muzylowice und Rogozno zu marschierten.

Die ersten Kämpfe wurden gegen vier Uhr nachmittags eingeleitet. Es war plötzlich wolkig geworden, und ein kurzer Regen fiel, ohne dass er Kühlung brachte. Die ganze Zeit hatten wir die Deutschen über uns. Sie flogen herunter bis zu den Baumwipfeln und warfen ihre Bomben ab. Die erste Aufgabe der Division be-



stand darin, den nördlichen Teil des Waldes von den Deutschen zu säubern. Unsere ermatteten Infanteristen, die bereits Hunderte von Kilometern Marsch in den Beinen und ebenso viele Stunden unerträglicher Spannung in den Nerven hatten, gingen trotzdem vor. Keiner wich, keiner floh.

Das Treffen war sehr blutig und bestand meist aus Nahkämpfen. Wir rückten vor von Baum zu Baum, von Stumpf zu Stumpf. Handgranaten und Bajonette bahnten den Weg. Dicht hinter den vordersten Abteilungen kam die Artillerie. Neben den Geschützen gingen die Pioniere und schlugen einen Weg durch das Gestrüpp oder füllten die Bombenrichter aus. Die Deutschen belegten das ganze Gebiet mit Artilleriefeuer. Als erster hatte sich Leutnant B. mit seiner Batterie bis an den Waldrand durchgeschlagen. Sofort eröffneten sie das Feuer mit beiden Kanonen. Die Deutschen flohen durch das Unterholz. Ungefähr um sechs Uhr nachmittags war der Befehl ausgeführt, und der ganze Verband stand am Waldrand.

Vor uns breiteten sich weite Flächen blühender Heide aus, die am Horizont von den deutschen Linien begrenzt wurden. Wir konnten sie mit bloßem Auge sehen. Ganz gewöhnliche Schützenwehren, die unter dem blauen Himmel eine gelbe Linie bildeten. Uns stand eine mit Artillerie verstärkte Infanteriedivision gegenüber.

Einen Augenblick holten wir Atem. Die deutschen Geschütze schwiegen. Hinter uns im Walde ertönten noch vereinzelt Gewehrschüsse. Einige verirrte deutsche Abteilungen wurden unschädlich gemacht. Die Sonne war untergegangen, und der Wind wurde plötzlich herbstlich kühl. Es roch nach Wald und Heu. Die Soldaten rollten sich in ihre Mäntel und fielen gleich in tiefen Schlaf. Hin und wieder wachte einer auf und sah sich mit einem müden und abwesenden Blick um. Die Nacht löschte die gelbe Linie am Horizonte aus.

Um zwei Uhr morgens wurden alle geweckt, und die beiden Regimenter machten sich zum Angriff fertig. Eine undurchdringliche Dunkelheit herrschte. Als Richtlinie für den Angriff wurde einer der Pfade bestimmt, der durch das Niemandsland zwischen den Stellungen ging. Die Truppen setzten sich entsprechend ihrer eige-

nen, sorgfältig erprobten Methode in Bewegung. Sie gingen in dichten Schützenlinien mit enger Tuchföhlung, um sich nicht gegenseitig in der Dunkelheit zu verlieren. Die Bajonette waren aufgepflanzt, die Gewehre aber entladen, damit man nicht aufeinander schießen konnte. Der Abstand von den Deutschen war nicht gross, mitunter nicht mehr als 150 Schritte. Die Unsrigen schlichen sich so leise und vorsichtig wie möglich heran.

Ich selbst stand mit der Reserve am Waldrand, auf dem Platz, von dem das 49. Regiment ausgegangen war. Mit der Spannung nahm auch die Dunkelheit zu. Plötzlich eröffneten die Deutschen das Feuer. Die Maschinengewehre schossen eine Salve nach der anderen ab. Die Artillerie donnerte; aber glücklicherweise schoss sie schlecht. Das Warten wurde zu einer Ewigkeit. Plötzlich hörten wir einstimmiges Hurrageschrei. Das Feuer liess nach und verstummte. Die Unsrigen hatten die feindlichen Stellungen genommen. Hie und da brannten Bauernhöfe, und in dem flackernden Feuerschein sah man schwarze Gestalten herumspringen. Kurz darauf bekam ich einen Rapport vom Chef des 49. Regimentes. Sofort schickte ich einen Kurier, um General Sosnkowski über den Erfolg zu unterrichten. Es war drei Uhr, und der Kampf ging weiter. Die Tirailleure drangen bis hinter die feindlichen Verschanzungen. Die verschiedenen Stäbe knüpften die Verbindung mit mir wieder an; aber das 48. Regiment gab keine Lebenszeichen. Ich begab mich auf Erkundung, konnte aber nichts entdecken, weder bei Rogozno noch bei Jaworowo.

Die 38. Division war in die verräterischen Sumpfgelände um Wereszyca geraten und kämpfte schwer gegen die dort verschanzten Deutschen. Von allen Richtungen hörte man Gewehrschüsse und Maschinengewehrgeknatter. Die Soldaten liessen sich von ihrem Instinkt durch die Dunkelheit führen. Ihre Nerven versagten nicht in diesem nächtlichen Kampf. Es war eine unüberwindliche Armee von Besessenen. Sie gingen von einem Sturmangriff zum anderen, bespritzt vom Blut des zähen Feindes. Sie waren blind und taub vor Anstrengung; aber sie schlugen jeden Widerstand aus ihrem Wege.

Es wurde hell, als die 11. Division sich der Orte bemächtigte, deren Namen ewig mit einem besonderen Glanz in der polnischen

Geschichte leuchten werden, die Dörfer Muzyłowice, Mogila, Czarnokonce, Nowosiolki, Przyłbice und Bruchnal. Das Schlachtfeld bot einen unerwarteten und direkt unglaublichen Anblick, der den Soldaten immer in Erinnerung bleiben wird. Auf den Dorfstrassen, in den Gärten, auf den Wiesen, auf dem Platz vor der Kirche, vor der Schule und vor dem Wirtshaus – überall stand Kampfwagen an Kampfwagen, Lastauto an Lastauto, Motorrad an Motorrad. Es war ein mächtiger Autopark. Schwere Geschütze mit Munitionswagen standen neben Sanitätswagen und Transportfahrzeugen, die mit gewaltigen Mengen von Kriegsmaterial beladen waren. Die schmalen Rohre der Flugabwehrkanonen zeigten in den Himmel; an den Wegkreuzungen standen kleine Tankabwehrgeschütze. So sah es in jedem Dorfe aus. Die Kriegsbeute war enorm, unübersehbar in ihrer Vielfalt und Kostbarkeit. Die Truppen blieben stehen, als sie vor übergeführt wurden. Die Soldaten betasteten die Maschinen mit ihren Händen, als ob sie ihren Augen nicht trauten und sich vergewissern wollten, dass die Siegesbeute Wirklichkeit sei. Alles kam ihnen traumhaft vor. Und sie wurden von einer wilden Freude gepackt. Sie setzten sich auf die Motorräder, die blinkend neu und ohne Fehler waren. Auf den Chausseen wurden Autoschulen improvisiert.»

Der Divisionschef fing nun von den Panzerverbänden und deren Stärke zu erzählen an. Seine Division hatte schwer zu leiden gehabt. Gerade die Panzerverbände haben die polnische Armee besiegt und ihre Reste in die Wälder gejagt. Nun stand dieser Feind da, hilflos und besiegt von den Soldaten der Nacht und des Waldes. Diese ungeheuerliche feindliche Macht war lahmgelegt und zum Schweigen gebracht. Nun sollte sie einem neuen Herrn dienen können. Prugar-Ketling behauptete, dass er seine ganze Division mit diesem eroberten Material hätte ausrüsten können. Alles war vorhanden, Benzin, Reparaturmaterial und Truppentransportautos.

«Leider hatten wir nicht genug Fahrer», sagte er. «Dem Stab wurden einige Personenwagen zugeteilt und die Truppen bekamen Lastautos und Motorräder. Aber was sollten wir mit all dem anderen anfangen? Nach einer Unterredung mit General Sosnkowski wurde folgender Befehl erlassen:

„Alles verbrennen! Auf andere Weise können Panzerfahrzeuge

nicht zerstört werden! Der Marsch geht weiter! Die Deutschen nähern sich.'

Um diesen Befehl auszuführen, brauchte man Spezialisten. Pioniere und alle erreichbaren Chauffeure wurden herbeigeholt. Aus Lumpen und zerrissenen Uniformteilen wurden Fackeln hergestellt. Die Benzintanks wurden zerschlagen, und das Benzin floss in Strömen. Alles wurde mit Benzin durchtränkt. Die Kanonenrohre wurden halb gefüllt und mit Persenning zugedeckt.

Die Truppen räumten das Dorf. Die Einwohner wurden mit Hausgerät und Vieh weggeführt. Dann konnte das Schauspiel beginnen. Die brennenden Fackeln wurden hineingeschleudert, und bald schossen mächtige Feuergarben im ganzen Gelände auf. Die Kanonen explodierten, die Gewehrpatronen knallten unter der Rauchdecke, und ein ohrenbetäubender Lärm drang weit über die Wälder.

Für die polnischen Soldaten war dieser flammende Haufen ein ergreifendes Symbol für den erkämpften Sieg. Aber in den Triumph mischte sich die Trauer darüber, dass man im eigenen Lande verbrennen musste, um auf diese Weise das zu vernichten, was dem Feinde seine Überlegenheit verschafft hatte. Die Kirche flog in die Luft, und wo vorher Häuser standen, sah man bald nur noch schwarze, rauchende Vierecke. Durch den Lärm der Explosionen waren die Kühe zu Tode erschrocken und brüllten erbärmlich. Die Ziegen rannten in wilder Angst über die Felder. Selbst ein abgehärtetes Kriegerherz konnte vor all dem nicht gefühllos bleiben. Ich starrte mit zusammengebissenen Zähnen vor mich hin und konnte nicht anders, als nur mechanisch wiederholen: ‚Es ist Krieg! Es muss sein! Wir dürfen vor nichts zurückschrecken!‘

Es brannte den ganzen Tag. Man konnte das Feuer meilenweit sehen. Am nächsten Morgen fingen die Deutschen an, das Gebiet zu bombardieren, das wir schon verlassen hatten. Die 11. Division ging neuen Kämpfen entgegen.»

Soweit der Bericht des Divisionschefs. Damit das Bild dieser Kämpfe so vollständig wie möglich werde, will ich noch einige Angaben hinzufügen. Zweimal nahmen unsere Truppen Czarnokonce. Dort war die Kriegsbeute noch grösser als bei Muzylowice; aber unsere Truppen hatten Befehl, das Dorf zu verlassen und weiter-

zugehen, sobald die Deutschen verjagt waren. Oberst K. warf da schnell sein Stryj-Bataillon vor und trieb die Deutschen im Bajonettangriff zurück. Erst danach konnten die Pioniere mit der Zerstörungsarbeit beginnen.

Die 38. Division, die auf dem rechten Flügel kämpfte, geriet in das sumpfige Gelände bei Wereszyca und konnte die 11. Division nicht mehr erreichen. Deren Vortrupp war unter ständigen blutigen Kämpfen tief in die Janow-Wälder eingedrungen und versuchte, sich nach Lemberg durchzuschlagen. Er wurde schliesslich vom Feinde umzingelt und vernichtet. Während des Kampfes bei Zelechow war diese Truppe so zusammengeschmolzen, dass der Feldprediger neben dem General und die Trainsoldaten neben dem Vortrupp kämpften.

Warum befand sich eine motorisierte deutsche Abteilung auf dem Weg der 11. Division durch die Wälder? Die glänzende neue Ausrüstung deutete darauf, dass diese Deutschen noch nicht im Kampfe gewesen waren. Sie lagen in den Dörfern in Ruhe und schienen durchaus nicht auf einen polnischen Angriff eingestellt zu sein. Das völlige Schweigen auf deutscher Seite macht es schwer, hier eine Erklärung zu finden. Man muss sich mit Vermutungen zufrieden geben.

Zu dem Zeitpunkt, als die 11. Division sich einen Weg nach Lemberg bahnte, wurde die Stadt bereits von deutschen Truppen angegriffen. Die improvisierte polnische Verteidigung stoppte die ersten Kampfswagen auf der Grodeckastrasse. Die Deutschen hatten auf eine leichte Eroberung gehofft und glaubten, dass die Stadt bei ihrem ersten Vorstoss fallen würde. Aber Lemberg verteidigte sich heldenmütig sechs Tage lang, bis es von Osten her von den Russen angegriffen wurde.

Es ist bekannt, dass die Deutschen nach jedem Sieg ein genau durchdachtes Triumphprogramm in Szene setzen. In jede eroberte Stadt marschieren frisch geputzte Truppen ein. Waffen und Uniformen glänzen. Die dabei stattfindenden Paraden sollen zeigen, wie völlig unberührt die Deutschen von den Kämpfen sind. Ich glaube, man darf annehmen, dass diese Truppen, die die 11. Division vernichtete, gerade für so eine Parade ausersehen waren. Mit ihren neuen ungebrauchten Maschinen hätten sie durch

Lemberg ziehen und den schreckgelähmten Einwohnern zurufen sollen: «Seht, wie leicht wir uns durch eure Verteidigung gebrochen haben! Ihr seid uns allen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert!»

Die Deutschen lagen anscheinend im Walde versteckt und warteten nur auf den Befehl zur Parade durch Lemberg.

Die Deutschen haben diese Niederlage nie zugegeben. Ein Wort darüber hätte die Anerkennung der polnischen Tapferkeit bedeutet. Wir Polen wollen nicht die Methode unserer Feinde anwenden. Wir geben gerne zu, dass die Deutschen in den Janow-Wäldern heldenmütig kämpften. Unsere Verluste sind leider ein deutliches Zeugnis dafür. Auf – den Deutschen abgenommenen – Karten habe ich an dem Platz, wo diese Kämpfe ausgetragen wurden, folgenden Vermerk gelesen: «Lagerplatz für das gemischte Panzerkorps ‚Germania‘.» – Es wurde nicht nur ein vorübergehender Lagerplatz. Das deutsche Panzerkorps ruht dort für ewig.

«Ich habe mir von dort eine Erinnerung mitgenommen», sagte mir ein Korporal und hielt mir ein schwarzes Band mit weissem Rand entgegen, auf welchem stand: «Germania». Es stammte von einer deutschen Uniform und ist über manche weniger gastfreundliche Grenze geschmuggelt worden. Er zeigte es als ein Zeugnis dieser Kämpfe und des Geheimnisses unserer Wälder.

## AUS: «SEPTEMBER IN POLEN»

von

Lucjan Lagniewski

Im Herbst 1941 erliess «Wiadomosci Polskie», eine politische und literarische Wochenschrift in London, ein Preisausschreiben um das beste Soldatentagebuch des Septemberkrieges 1939 in Polen. Die Preisrichter waren besonders eingenommen von jenem Tagebuch, aus welchem wir hier zwei Fragmente wiedergeben. Der Autor gab sich jedoch vorzeitig zu erkennen, weshalb die Jury ihm trotz des literarischen und historischen Wertes den Preis nicht zuerkennen konnte. «Wrzesien w Polsce» («September in Polen») kam im Januar 1942 in London als Buch heraus.

Hinter dem Pseudonym Lucjan Lagniewski verbirgt sich ein höherer Beamter des Polnischen Aussenministeriums in Warschau, der später einen Posten bei einer polnischen diplomatischen Vertretung in

Westeuropa bekleidete. Unmittelbar vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges kehrte er nach Polen zurück, um in die Armee einzutreten. Was Lagniewski berichtet, gibt die Erlebnisse vieler anderer polnischer Soldaten wieder. «Ich kam an einem schönen Sommertag nach Polen, um in den Krieg zu ziehen», schreibt er, «und in einer dunklen Winternacht musste ich aus dem Lande fliehen. Ich zog mir eine polnische Offiziersuniform an, um sie einige Wochen später wieder ausziehen und mich in Lumpen zu kleiden. Ich ging mit dem besten Soldatengeist an die Front, um bereits 24 Stunden später bewusstlos auf einer Landstrasse zu liegen und einen grauen, öden Krankenhausaufenthalt zu beginnen. Irgendwo in der Gegend von Lemberg widmete ich mich ganz der Organisation einer polnischen Abteilung, die gegen die Deutschen ziehen sollte, um einige Stunden später gefangen genommen und nach Russland geführt zu werden.»

6. September 1939.

Oberst I. erklärt, dass die Angriffe des Feindes heftiger werden. Unsere Abteilungen halten stand; aber der Munitionsvorrat geht zu Ende. Ich soll vom nächsten Depot Maschinengewehrmunition holen, sie auf mein Auto packen und zu den Verbänden fahren.

«Lassen Sie sich nur nicht vom Feinde erwischen!» sagt der Oberst. Ich starte unmittelbar und fahre denselben Weg wie heute morgen; aber mein Auftrag ist nun bedeutend schwerer. Die Deutschen schiessen unaufhörlich. Ohne Zwischenfall passiere ich ein Dorf und fahre einen steilen Berg hinauf. Als ich auf dem Gipfel bin, liegt der Weg offen vor dem Feuer des Feindes, und die Geschosse hageln um mich herum. Ich gebe Gas, um so schnell wie möglich vorbei zu kommen. Bei dem schnellen Tempo werden die Zweige und Blätter, die das Auto tarnten, abgerissen. Plötzlich höre ich eine kräftige Explosion hinter mir und sehe im Spiegel schwarz qualmenden Rauch. Trotz der rasenden Fahrt sehe ich mich um und entdecke, dass eine Granate ein grosses Loch in den Weg gerissen hat. Ein Glück, dass ich Gas gegeben hatte! Jetzt bin ich ein gutes Stück einen neuen Hügel hinaufgekommen und fahre eine Weile ganz geschützt. Dann geht es wieder hinunter. Vor mir liegen offene Felder, und ich bin von allen Richtungen zu sehen. Die Einschläge der Granaten werden immer dichter. Ich will gerade wieder das Tempo steigern, als eine Granate hundert Meter vor mir explodiert. Sie kam scheinbar von einer Panzerabwehrkanone; denn das Loch auf dem Weg ist nur klein. Wieder

saust eine Granate vor mir herab. Ich bremse, springe aus dem Wagen und werfe mich in einen Graben. Dort bleibe ich eine Weile liegen und warte.

Worauf warte ich eigentlich? Früher oder später schiessen sie das Auto in Trümmer. Aber die Munition muss nach vorn. Noch eine Granate, diesmal hinter mir. Blitzschnell überlege ich meine Lage und schäme mich, stehen geblieben zu sein. Ich werfe mich in den Wagen und fahre weiter. Gelobt sei mein schnellstartender V-8. Theoretisch soll er 160 km in der Stunde fahren können, aber komme ich auf 135 km, so ist es auch ganz schön. Zum Glück ist der Weg asphaltiert und ohne scharfe Kurven. Ich bin vom Fahren so in Anspruch genommen, dass ich die Granateinschläge kaum mehr bemerke. Ich denke nur noch an die Reifen. Wenn ich bei diesem Tempo nur keinen «Plattfuss» bekomme.

Im gleichen Augenblick ahne ich fast mehr als ich es sehe, direkt vor mir ein grosses Granatloch. Ich kann noch ausweichen und fahre hart am Grabenrand. Dabei vergesse ich, an die Reifen zu denken.

Wieder eine Steigung, hoffentlich die letzte. Oben, von der Höhe aus, entdecke ich eine Tankkolonne, die sich langsam in Richtung auf den Feind zu bewegt. Wie schön wäre es, wenn ich meine Munition jetzt auf einen Kampfwagen verladen könnte! Ich beschliesse, darüber mit dem Befehlshaber der Kolonne zu sprechen. Nie zuvor habe ich so viele Kampfwagen beisammen gesehen. Ich begreife gar nicht, dass man klagt, wir hätten ihrer so wenige. Die Kolonne hat haltgemacht. Jeder Kampfwagen trägt auf seinem «Rücken» ein weisses gemaltes Kreuz. Gott sei Dank, dass es kein schwarzes preussisches Kreuz ist, denke ich, als ich hinter dem letzten Wagen halte. Ich steige ab, um den Befehlshaber ausfindig zu machen. Mein kleines Auto mit einer ausländischen Nummer, dem CD auf dem Nummernschild und dem Wimpel des Polnischen Automobilklubs auf dem Kühler, steht hinter diesen drohenden Stahlungeheuern wie ein unschuldiger Taxameter.

Die Eisenluken der Kampfwagen sind verschlossen. Ich klopfe, aber niemand antwortet. Vielleicht sind die Panzerplatten so dick, dass kein Laut hindurchdringt. Ich klopfe stärker, aber mit dem gleichen Resultat. Schläft die Besatzung? Im gleichen Augenblick



wird direkt neben mir eine Luke geöffnet, und ein Maschinengewehr fängt an zu knattern. Auf wen schießen sie? Das Maschinengewehr ist auf unsere Infanteriestellungen eingestellt, und die Unsrigen beantworten das Feuer!-----

Wie vom Blitz getroffen falle ich zu Boden und drücke mich platt auf den Asphalt, dicht neben die Raupenkettten der Kolonne. Anscheinend hat mich keiner gesehen. Wenn ich doch eine Handgranate gehabt hätte! Vielleicht hätte auch eine Pistole genügt? Vorsichtig hebe ich den Kopf. Nein, das ist ausgeschlossen. Hier hätte ich nichts machen können. Ich habe keine andere Möglichkeit, als mich zurückzuziehen. Wenn die Deutschen mein Auto entdecken, bin ich erledigt.

Ich krieche in den Graben hinunter und sehe nun die ganze Kolonne mit meinem kleinen Wagen am Schluss im Profil. Aber der Anblick macht mir keinen Spass mehr. Ich krieche auf einen Acker, stehe auf und laufe gebückt auf ein Gebüsch zu. Da stosse ich auf einige von unseren Infanteristen. Der Anführer, ein Fahnenjunker, erklärt mir, dass die 6. Kompagnie auseinander getrieben worden sei und fragt mich, nach welcher Richtung er retirieren soll. Ich erinnere mich dessen, was der Oberst gesagt hat und brülle ihn an: «Rückzug bedeutet Kriegsrecht!»

Der Fahnenjunker sieht mich mit einem müden Blick an und wendet sich dann zu seinen Leuten: «Wir gehen wieder nach vorn!» Ohne ein Wort bücken sie sich und laufen zurück in ihre Linien.

Hinter mir beginnt der Weg zu dröhnen. Die Kampfwagen haben sich in Bewegung gesetzt. Sie fahren direkt durch unsere Linien und verschwinden, dauernd schießend, hinter den Bauernhäusern.

Luck, 15. September 1939.

Ein deutscher Flieger mit zerschlagenen Beinen wird hereingetragen, und die Bahre wird mitten in den Saal gestellt. Ich konnte den Blick von diesem massiven, vierkantigen Gesicht nicht abwenden. Endlich darf ich also in diesem Kriege einem Deutschen Auge in Auge gegenüberstehen. Bei Kielce hatte man den Feind nur ahnen können in dem Walddickicht, von wo er unser Feuer



*Kavalleristen (oben) und Infanteristen (unten) gehen zum Angriff vor im Septemberkrieg.*



Oben: Warschau. Im Vordergrund das zerstörte Königliche Schloss.  
Unten: Warschauer Kapitulation. Die zivilen und militärischen Behörden von Warschau  
und die deutschen Militärs. Der vierte von links ist der Bürgermeister von Warschau.

beantwortete. Bisher hatte ich nur die Resultate seines Vorgehens gesehen und das Tosen seiner Bomben gehört. Ich hatte die Häuser gesehen, die er in Asche gelegt, und die Menschen, die er gemordet und zu Krüppeln gemacht hatte, aber ihn selbst hatte ich nie gesehen.

Nun liegt er hier vor mir. Nur zwei Schritte trennen uns voneinander. Noch heute hatte er mit einem kleinen Handgriff die Mächte ausgelöst, die verwunden, töten und zersprengen. Nun liegt er hier neben seinen Opfern. An seiner Seite liegt ein Scout, ein Kind nur, dem der eine Arm abgerissen ist. Er hat sich halb erhoben und betrachtet den Deutschen mit einem starren Blick. Und auch all die anderen starren den Deutschen an, der Korporal mit dem verbundenen Kopf und seinem aufgerissenen Bauch, der Leutnant vom Kampfwagenbataillon Poznan, der Fahnenjunker mit dem vergipsten Arm und der Flieger, der sein eines Bein auf der Bank ausgestreckt hat. Alle, sogar die Krankenschwestern, sehen ihn an und niemand sagt ein Wort.

Der Deutsche dreht den Kopf, der schwer zur Seite fällt. Er stöhnt. Die Brust hebt sich krampfhaft. Dann stöhnt er wieder und öffnet die Augen. Sie sind hell und blaugrau, die Augen eines grossen grausamen Kindes. Er zieht die Augenbrauen zusammen, als wolle er sich an etwas erinnern. Langsam gleitet der Blick über den Saal. Plötzlich zuckt es in seinem Gesicht und dicke Schweisstropfen treten auf die Stirn. Er will sich erheben, aber er fällt in schmerzhafter Ohnmacht zurück in die Kissen. Seine Atemzüge werden schneller und sind von röchelndem Jammern erfüllt.

Von allen Betten starrt man auf den Deutschen. Ich habe den Eindruck, als ob ich ein Mysterium erlebe. Alle nehmen wir Anteil an dem Leid des Feindes. Plötzlich ertönt draussen eine Sirene.

Der Deutsche beruhigt sich, und sein Blick geht von einem zum anderen, um schliesslich an mir haften zu bleiben. Er sagt: «Was wird mit mir geschehen?» Diese Worte waren eine Erleichterung. Das gespannte Schweigen der Zuschauer hatte seinen mystischen Inhalt verloren. Das Jammern und Leiden des Deutschen war plötzlich etwas Alltägliches geworden, etwas, das zu unserem täglichen Dasein gehörte.

Was sollte ich auf seine Frage antworten? Dass er in einem

Krankenhaus, einem polnischen Krankenhaus, lag, dass er verwundet sei und dass ihm nichts Böses geschehen würde?

Er wurde etwas ruhiger, als ich ihm all dies sagte, und, wie um sich zu rechtfertigen, versicherte er, dass die deutschen Flieger es nur auf die Eisenbahnen und Brücken abgesehen hätten. Wenn ich ihm nicht geantwortet haben würde, wäre es gewesen, als ob ich ihm recht geben und die furchtbaren Geschehnisse dieser Tage in Polen verleugnen würde. Ich dachte daran, dass er schwer verwundet war, und sagte ihm daher so ruhig und schonend wie ich konnte, dass er unrecht habe. Die Deutschen zielten nicht nur auf Eisenbahnlinien und Brücken, sondern auch auf Wohnhäuser, auf die Zivilbevölkerung, auf Frauen und Kinder. Die Menschen, die er jetzt um sich herum sah, waren ein genügender Beweis. Aber er stand ja nicht vor den Richterschränken, sondern lag in einem Krankenhaus und sollte alle Privilegien eines Verwundeten genießen. Darum brauchte er nicht mit Erklärungen zu kommen. Sie waren völlig unnötig.

Während ich sprach, hatte ein Luftangriff begonnen, und jede Minute fielen die Bomben näher. Es war ein ungewöhnlich heftiger Angriff. Die Dornier-Motoren donnerten über uns. Hin und wieder hörte man vereinzelt Schüsse unserer Artillerie. Jetzt fielen die Bomben in nächster Nähe des Krankenhauses, und man hörte das wohlbekannte Krachen einstürzender Mauern. Jeden Augenblick erwarteten wir, dass eine Bombe durch das Dach sausen würde, um mitten im Saal zu explodieren. In diesem Augenblick, als wir alle mit angehaltenem Atem den Tod erwarteten, hörte ich den deutschen Flieger mit zitternder Stimme sagen: «Wird denn die Menschheit nie vernünftig?»

Ich wusste nicht recht, ob ich diese Worte als eine Antwort oder als einen Ausdruck des Schreckens gegenüber dem Bombardement auffassen sollte. Es war auch gleichgültig.

Die Bombe, die wir erwartet hatten, blieb aus. Unsere Jäger waren anscheinend aufgestiegen, denn wir hörten ihre Maschinengewehre knattern.

Der Deutsche lag schweigend da. Sein Gesicht glühte und die Hände ballten sich auf der Decke. Dann begann er wieder zu sprechen, nervös und fieberhaft: Sie waren unter tief hängenden Wol-

ken von Königsberg hergeflogen. Flak-Feuer empfing sie. «Reiner Selbstmord!» In seinem Flugzeug wurden alle getötet. Er selbst war abgesprungen. Aber die Beine-----Warum wurde nicht auch er getötet? Seine Braut wartet auf ihn. Im Rheinland. Er ist nur 24 Jahre. Unteroffizier. Flieger.

Plötzlich spricht er eine andere Sprache. Ist das spanisch? Ich frage ihn, ob er der Kondorlegion angehört hat? Er zuckt zusammen und leugnet. Man sieht, dass er lügt. Noch spricht er einen Augenblick und erstarrt dann. Das Gesicht ist von Schweiß bedeckt. Ich gebe ihm Wasser und befeuchte sein Gesicht mit Eau de Cologne, das eine Schwester zurückgelassen hat. Nach einer Weile beruhigt er sich.

Gleich darauf kommt der Chef des Krankenhauses herein. Er schildert mir. «Sie sprechen mit einem Gefangenen? Die morden unsere Leute. Sollen wir sie dafür kameradschaftlich behandeln? Wir müssen so tun, als ob wir sie weder sehen noch hören. Wir haben nicht mal für unsere eigenen Soldaten Eau de Cologne, umsoweniger dürfen wir es für diese Verbrecher verwenden. Wir sind verpflichtet, sie zu pflegen, aber nicht mehr.»

Ich schätzte und achtete unseren Chef sehr und ich wusste, wie schwer und aufopfernd er arbeitete. Er hatte ein rauhes Wesen, aber im Grunde war er ein guter Mensch und ausserdem ein ausgezeichnete Chirurg. Ich hatte mich schon vorher mit ihm unterhalten und gefunden, dass er ein scharfes und klares Urteil besass. Trotzdem musste ich nun widersprechen. Man solle nicht vergessen, dass ein Verwundeter – selbst wenn er unser ärgster Feind sei – für uns doch nur als Mensch zu gelten habe, der Schutz und Pflege brauche. Und diese Pflege könne man nicht in bestimmten Rationen angedeihen lassen. Man müsse sie dem geben, der im Augenblick am meisten leide.

Der Oberstabsarzt war etwas unschlüssig, aber dann meinte er, dass ein unmenschlicher Angriff mit einer totalen Verteidigung zu beantworten sei. Wir müssten jedes Gefühl ausschalten, das wir womöglich einem anderen, menschlicheren Feinde gegenüber empfinden dürften.

Wir konnten uns nicht einigen, trennten uns aber mit gegenseitiger Sympathie. Meine Kameraden im Saal gaben mir recht. Nur

ein Leutnant protestierte. Doch der schwer verwundete Korporal, der einarmige Scoutjunge und die beiden anderen Offiziere standen ohne Vorbehalt auf meiner Seite. Darüber freute ich mich.

Während der langen und schweren Jahre, die ich seitdem durchgemacht habe, sah ich oft Deutsche aus nächster Nähe und lernte sie gründlich kennen. Jetzt frage ich mich häufig, ob nicht der Oberstabsarzt damals in Luck doch recht hatte?

## IN EINEM WARSCHAUER KRANKENHAUS

von

Jadwiga Sosnkowska

Jadwiga Sosnkowska ist die Gattin des Oberbefehlshabers der Armee, General Kazimierz Sosnkowski. Dieser war einer der engsten Mitarbeiter des Marschalls Pilsudski und mehrfach Kriegsminister. Während des Septembekrieges war er Chef der polnischen Armee in Malopolska und er bereitete den Deutschen eine schwere Niederlage bei Czarnokonce und Morzejkowo, worüber Wierzynski im «Geheimnis des Waldes» berichtet. Jadwiga Sosnkowska war als Krankenschwester im Ujazdowski-Krankenhaus in Warschau tätig. Einige Monate nach dem Septembekrieg glückte es ihr, nach Frankreich und später von dort weiter nach England zu kommen.

Am 25. August 1939 meldete ich mich als Reserve-Krankenschwester des polnischen Roten Kreuzes im Ujazdowski-Krankenhaus in Warschau.

Es war beinahe zwanzig Jahre her, seit ich während des polnisch-bolschewistischen Krieges als freiwillige Krankenschwester im Krankenhaus des Roten Kreuzes in der Smolnastrasse gearbeitet hatte. Erinnerungen vergangener Zeiten tauchten in mir auf, als ich an diesem heißen Sommertag durch die Tore des Krankenhauses schritt. Nach zwanzig Jahren standen wir wieder vor einem Krieg.

Die ersten Arbeitstage im Krankenhaus waren ruhig und friedlich. Ich traf verschiedene Kameraden aus dem vorigen Kriege. Einige hatte ich seitdem nicht wiedergesehen, und wir wussten einander viel zu erzählen.

Aus einer goldenen Morgendämmerung tauchte Freitag, der 1. September, auf – und noch ehe die Sonne aufging, hörte ich die ersten Bomben explodieren, die über Warschau abgeworfen wurden. Von dem Tage an bis zum Ende des Krieges hörte der Bombenregen nicht auf. Während der ersten Septemberwoche rasten die Kämpfe immer noch an den Grenzen und wir konnten nichts anderes tun als warten. Am 6. September standen plötzlich die ersten Verwundetentransporte vor den Toren des Krankenhauses. Es waren von Pferden gezogene Bauernwagen. Die Wunden der Soldaten, die man seit Tagen nicht nachgesehen hatte, boten einen furchtbaren Anblick. Mein erster Patient wurde ein junger Mann von Lancut, dessen eines Bein oberhalb des Knies von einer Bombe abgerissen war. Die klaffende Wunde war mit einem schmutzigen Tau-Ende abgebunden worden. In seinem gepeinigten, leichenblassen Gesicht brannten zwei grosse junge, fieberhafte Augen, und als ich mich über ihn beugte, flüsterte er: «Schwester, werde ich jemals wieder gehen können?»

In kurzer Zeit war der Krankenhaussaal angefüllt mit verstümmelten jungen Menschen. Zerschossene Arme, zertrümmerte Schädel, zerfetzte Brüste und Gedärme. Der Kontrast zwischen den unerträglichen Leiden der jungen Soldaten und ihrer übermenschlichen Seelenstärke war unglaublich. Die Schwestern arbeiteten Tag und Nacht. Ihre Schritte waren fast das einzige, was man hörte, im Übrigen herrschte Ruhe im Saal. Hin und wieder kam ein Stöhnen über die vertrockneten Lippen eines Verwundeten. Die Nächte waren unheimlich. Das Krankenhaus war verdunkelt, und im Operationssaal lagen auf allen Tischen und auf dem Fussboden jammernde Menschen. In einer Mondscheinnacht – ich glaube, es war vom 8. auf den 9. September –, als wir ungewöhnlich viele Operationen hatten, explodierte direkt vor den Fenstern des Operationssaales eine schwere Bombe mit ohrenbetäubendem Lärm. Alle Fenster zersprangen, und über unsere Patienten regnete es Glassplitter, die neue Wunden in die gequälten Körper schnitten. Die Beleuchtung versagte, aber die Schwestern blieben auf ihren Posten. Keiner verlor die Nerven. Und nachdem man in aller Eile die Fenster verkleidet hatte, wurde die Arbeit bei Kerzenlicht fortgesetzt.



Als die Bombe explodierte, kniete ich gerade an einer Bahre, auf der ein blonder junger Mann von 18 Jahren eben hereingetragen worden war. Er hatte soviel Blut verloren, dass er bereits in den letzten Zügen lag. Ich drückte ihm die Augen zu und trug seinen blutgetränkten Mantel auf den Korridor, als ob ich eine Reliquie in meinen Händen hielte.

Die Situation im Krankenhaus wurde äusserst schwierig, als uns am 7. September alle Militärärzte verliessen. Sie sollten der Armee folgen, die im Begriff war, neue Stellungen auf der anderen Seite der Weichsel zu beziehen. Wir hatten mehr als 2'000 Verwundete, und die Schwestern, sowohl die beruflichen wie die freiwilligen, mussten oft Arbeiten ausführen, die eigentlich den Ärzten zukamen. Als die Regierung an diesem Tage die bedrohte Hauptstadt verliess, um weiter nach Osten, nach Lublin, zu ziehen, bekam die Oberschwester, die alle weiblichen Tugenden mit dem Mute des Soldaten in sich vereinigte, Bescheid, dass sie selbst und alle Schwestern auf Wunsch die Stadt verlassen dürften. Sie lehnte es ab mit der einfachen Begründung, dass ihr Platz bei den Verwundeten sei. Auch alle übrigen Schwestern folgten ihrem Beispiel und blieben. Man liess uns zurück mit einem Zivilarzt und einigen Medizinstudenten, die sich anboten hatten, bei uns zu bleiben.

Oft mussten die Schwestern mit eigenen Mitteln die erforderlichen Instrumente, Medikamente und Lebensmittel einkaufen. Sie scheuten keine Mühe, und kein noch so intensives Bombardement konnte sie daran hindern, durch die öden Strassen zu eilen, um das Notwendige zu beschaffen, oder die Verwundeten auf Bahren zu transportieren oder um Lebensmittel für sie zu betteln. Das letztere brauchten sie jedoch nur selten zu tun, da in Warschau Arm und Reich bestrebt war, uns zu helfen. Lange Prozessionen von Männern und vor allem Frauen kamen ins Krankenhaus mit Körben voll Lebensmitteln und Wein für die Verwundeten, obgleich die Spender selbst nur schwer etwas entbehren konnten. Junge und Alte, Arbeiterinnen und Bäuerinnen, mondäne Frauen und Künstler, alle wetteiferten sie, dem Krankenhaus zu helfen und den Verwundeten Linderung zu verschaffen. Ohne Rücksicht auf die verheerenden Luftangriffe meldeten sich bei der Oberschwester massenhaft Freiwillige und anboten ihre Hilfe als Krankenschwe-

stern. Sie waren bereit, jede noch so harte und gefährvolle Arbeit auf sich zu nehmen. Scout-Mädchen, Mitglieder der Frauenhilfsvereine, junge katholische Studenten, ja, sogar Gymnasiasten baten, für die Verwundeten arbeiten zu dürfen.

Die deutschen Luftangriffe wurden täglich zahlreicher und verheerender. Wenn die feindlichen Flugzeuge über unseren Dächern donnerten, stand unser Herz still aus Angst für unsere Patienten. Eines Nachts, als das Trommelfeuer des Feindes so stark wurde, dass wir uns kaum noch aus nächster Nähe untereinander verständigen konnten, gingen wir in die Säle und suchten alle Patienten der Reihe nach auf. An den Betten der Schwerverwundeten blieben wir einige Minuten stehen, versuchten mit ihnen von angenehmen und alltäglichen Dingen zu reden und taten, als merkten wir nichts von dem, was draussen vor sich ging.

Noch heute, nach einem Jahre, kann ich mich jedes einzelnen meiner Patienten erinnern. Ich weiss noch, wie ich in der ersten Woche einen schwerverwundeten Musiker pflegte, der früher am polnischen Radio angestellt war und sich am ersten Kriegstage als Freiwilliger gemeldet hatte. Sein rechtes Bein war von einer Granate weggerissen. Infolge von Transportschwierigkeiten und aus Mangel an ordentlicher Pflege war seine Wunde schon infiziert, als er im Krankenhaus eingeliefert wurde. Seine Braut konnte ihn bei uns ausfindig machen und half mir bei der Pflege. Sie selbst war eine viel versprechende junge Sängerin, ein goldblondes entzückendes Mädchen.

Während der entsetzlichen Nächte, als die Luftangriffe am schlimmsten waren, pflegte ich hin und wieder einige Minuten bei ihnen zu verweilen. Dann sprachen wir von Musik und Gesang, und der vom Tode gezeichnete Soldaten-Künstler diskutierte das alles ruhig und sachlich. Er wusste, dass seine letzte Stunde bald kommen würde, aber er ging in geistiger Harmonie mit der Ewigkeit dem unbekanntem Ziel entgegen und erwiderte mit müdem Lächeln den ängstlichen Blick der Geliebten. Ich kann sie noch beide vor mir sehen, so jung und schön in dem gedämpften Lampenschein, wie sie dasass und seine Hand in der ihren hielt. – Früh am nächsten Morgen wurde ein junger Offizier aufgenommen, der eine lebensgefährliche Magenverwundung hatte. Er befand sich in

einem äusserst ermatteten Zustand. Seine Mutter und seine Braut kamen kurz darauf und flehten uns an, ihren Stas zu retten. Wir taten unser Äusserstes – Operation, Einspritzungen und Bluttransfusion – aber alles vergebens. Als der Morgen graute, war er tot. Auch für den jungen Musiker war es die letzte Nacht. Ich werde nie die Stunde im Morgengrauen vergessen, da ich von einem Bett zum anderen trat und den beiden toten Männern die Augen schloss. An jedem Bett sass eine junge Frau in tiefer Verzweiflung, aber sie versuchten ihr Schluchzen zu dämpfen, um nicht die übrigen Patienten zu stören.

Im gleichen Saal lag ein Fliegeroffizier, der entsetzlich verbrannt war. Das eine Auge war erblindet, und Gesicht, Hände, Brust und Beine waren schwarz und voller Brandblasen. Mit blutenden Lippen erzählte er flüsternd seine Geschichte. Zusammen mit seinem Aufklärer hatte er fünf Messerschmittflugzeuge angegriffen und zwei von ihnen abgeschossen, ehe ihr eigenes Flugzeug in Brand geriet – dann hatten sie sich in letzter Minute gerettet. Er bat mich, seiner Mutter sein Virtuti-Militari-Kreuz zu übergeben, welches wir in einer Tasche seines Waffenrockes fanden. Er starb im selben Augenblick, als einer unserer Säle zum ersten Male von einer Bombe getroffen wurde und die erste Feuersbrunst in unserem Krankenhaus ausbrach.

Unter den Kavalleristen, die in unserem Krankenhaus eingeliefert wurden, befand sich ein Bauernjunge, Martin G., der sein ganzes Leben lang geträumt hatte, Soldat zu werden und der tapfer kämpfte, bis er schwer verwundet wurde. Die Wunde sass in der Herzgegend, und als man ihn einlieferte, war sie schon schwarz und eitrig. Trotzdem bestand er darauf, dass er bis zum u. November, dem polnischen Unabhängigkeitstag, gesund werden müsse, damit er bei der Truppenparade als Sergeant seinen Zug anführen könne. Er quälte sich furchtbar, konnte kaum atmen, und die explodierenden Bomben und das Artilleriefeuer liessen ihm keine Ruhe. Niemals aber klagte er. Er bat uns nur immer wieder, seine Wunde zu verbinden, damit er rechtzeitig geheilt sein würde. Eines Abends erzählte er mir flüsternd von dem Leben in seinem heimatlichen Dorf. In der Nacht vorher hatte er von der Ernte geträumt, und er versicherte mir, dass nirgends in Polen der Weizen so schön

und golden stehe wie in seiner Heimat. Er ruhte einen Augenblick aus und flüsterte dann mit tiefster Stimme: «Schwester, ich will ein guter Sergeant werden» – und dann tat er seinen letzten Atemzug.

Der beste Kamerad und der liebste Freund, den ich jemals hatte, war mein «kleiner Chef», wie ich Schwester Janina zu nennen pflegte. Wir hatten schon während des Krieges 1920 zusammen gearbeitet. Sie war voll Energie, hatte einen gesunden Menschenverstand, war immer guter Laune, geduldig und verstehend. Als es über unseren Saal Brandbomben regnete, löschte sie viele mit eigenen Händen. Und als die Wände in unserem Flügel buchstäblich zusammenstürzten, rannte sie in den Saal und bedeckte die Verwundeten mit allem, was sie zu fassen kriegen konnte, und während wir sie hinaustrugen, munterte sie sie die ganze Zeit mit den Worten auf: «Nur nicht unruhig werden. Es wird schon gut gehen!»

Und dann hatten wir da die sanfte Schwester Jadwiga, die die seltene Gabe besass, die schwersten Wunden zu behandeln, ohne dem Patienten Schmerzen zuzufügen. Eines Nachts half sie mir bei einem, den der Arzt bereits aufgegeben hatte. Beide Beine waren gebrochen, dazu die Wunde infiziert, und er hatte den kalten Brand. Wir unterliessen nichts, um ihn zu retten. Jede halbe Stunde gab ich ihm einen Löffel Weisswein, den eine milde Seele dem Krankenhaus geschenkt hatte. Ich gab ihm eine Injektion nach der anderen, während Schwester Jadwiga seine Wunde behandelte. Drei Tage lang schwebte der Arme zwischen Leben und Tod. Aber dann kam die Krise, und trotz der Voraussage der Ärzte überlebte er sie und ging der Genesung entgegen. Das war ein Tag des Triumphes für Schwester Jadwiga und mich. Sie wurde nie müde, den Pflegerinnen zu helfen, sie teilte ihren letzten Bissen mit ihnen und oft vertrat sie eine Schwester, um ihr Gelegenheit zur Ruhe zu geben.

Unser Saal stand unter der Oberaufsicht von Schwester Katarzyna, einer tapferen Veteranin des ersten Weltkrieges und des Krieges von 1920. Selbst unter den schwierigsten Umständen gelang es Schwester Katarzyna während der Belagerung stets, die notwendigen Arbeiten im Saal zu organisieren und zu überwachen.

Dadurch verschaffte sie sich Respekt und Vertrauen. Auch Eelvinen vom Roten Kreuz arbeiteten bei uns, und diese jungen Mädchen erfüllten ihre Pflicht mit grösster Hingabe. Sie waren unsere Freude, unser Stolz und unser Trost. In einem Flügel organisierten sie selbst besondere Krankensäle und während der schlimmsten Luftangriffe blieben sie nicht nur bei ihren Patienten, sondern sie hielten auch den hohen Stand in der Krankenpflege aufrecht, den sie während der Ausbildungszeit gelernt hatten. Sie brachten die Betten in Ordnung und verbanden die Wunden mit äusserster Sorgfalt. Eines Tages wurden im Flügel durch einen Bombentreffer neun Patienten und zwei von unseren «kleinen Töchtern», wie wir sie nannten, getötet. Die überlebenden Mädchen zeigten keine Furcht. Sie trugen die Verwundeten in den nächsten Saal und setzten dort ihre Arbeit unermüdlich fort. In den schlimmsten Tagen der Belagerung half mir eine der jüngeren Pflegerinnen, Jazdia M. Sie war eben achtzehn Jahre geworden. Ihr Gesicht glich einem Pfirsich und war umrahmt von schönen dunklen Locken. Ständig zeigte sie ein freundliches Lächeln. Stets bewahrte sie ihre heitere und ruhige Würde und selbst an dem furchtbaren 25. September, als sie mir half, die Verwundeten aus dem brennenden Krankenhaus zu tragen, war sie, wie immer, eine tapfere und trostreiche Samariterin.

Unsere Arbeit wurde im Laufe der Belagerung täglich schwieriger. Zwei Krankenhausflügel waren von Bomben bereits getroffen worden und völlig ausgebrannt. Da kam Dr. G. in unser Krankenhaus. Gerade als unsere eigenen Vorräte zur Neige gingen, brachte er viel Arzneien und zahlreiche chirurgische Instrumente mit. Er war ein älterer Herr, der sich vor dem Kriege von seiner Praxis zurückgezogen hatte, jetzt aber mit der Begeisterung und dem warmen Herzen eines Jünglings zu seinem Beruf zurückkehrte. Vom ersten Tage an gönnte er sich keine Ruhe.

Es wurde uns auch viel Hilfe zuteil von Damen, die im Krankenhaus unter den Patienten oder den Mitgliedern des Personals Verwandte hatten. Ich erinnere mich besonders einer Frau Marja M., deren dreizehnjähriger Junge eben vor Kriegsausbruch operiert worden war. Während der furchtbarsten Bombardemente bekam er einen Rückfall. Seine Mutter konnte ihren einzigen Sohn nicht

retten, nicht einmal die Ruhe vermochte sie ihm zu geben, deren er bedurfte. Trotzdem riss sie sich vom Krankenbett des Kindes los, um uns bei der Pflege der Verwundeten zu helfen. Während einem der schwersten Luftangriffe fuhr sie ein Lastauto in eine Vorstadt, um dort Krankenpflegeartikel zu holen, die wir dringend brauchten. Ich bewunderte die seelische Grösse dieser Frau, deren Mann bei der Armee diente, deren einziger Sohn im Sterben lag und deren beide Töchter sich zu Verteidigungsarbeiten in den Strassen freiwillig gemeldet hatten. Nie zeigte sie ihre Unruhe und Verzweiflung und war zu jeder Stunde bereit, die Verwundeten zu pflegen.

Ich darf nicht vergessen, von dem heldenmütigen Verhalten unserer Chauffeure zu erzählen. Sie hatten sich mit ihren Autos freiwillig gemeldet. Besonders einer, Herr Felix, war immer bereit, in die gefährdetsten Stadtteile zu fahren. Er manövrierte seinen Wagen meisterhaft zwischen Granatlöchern und Bombentrichtern hindurch und war immer voller Hoffnung und darauf bedacht, Proben seines einzigartigen Warschauer Mutterwitzes zu geben.

Er hatte einen Rivalen in Herrn Majewski, einem richtigen Warschauer Typ, der mit unserer Köchin verheiratet war. Dieser Mann war ein gutmütiger Riese, klug und tapfer und unser bester Ambulanzfahrer. Er trug die Schwerverwundeten so zart, als wäre er ausgebildeter Krankenpfleger, und wo er sich auch zeigte, erweckten seine riesige Gestalt und sein ehrliches Gesicht Zuversicht und Trost.

Am 18. September, als ein Luftangriff den anderen ablöste, führte Herr Majewski Leutnant S. in den Krankensaal. Er war am ersten Tage des Krieges an der Grenze verwundet worden. Sein rechtes Bein wurde ihm oberhalb des Knies zerschmettert. Die ganze Nacht lag er auf der Landstrasse, und als die deutschen Tanks vorrückten und die Fahrer ihn im Scheinwerferlicht entdeckten, versuchten sie, ihn zu überfahren. Unter Aufbietung seiner letzten Kräfte gelang es ihm jedoch, sich in den Graben zu rollen. Die Deutschen beschossen ihn mit einem Maschinengewehr. Am nächsten Morgen fand ihn eine polnische Patrouille, die ihn zur nächsten Eisenbahnstation schleppte. Dort wurde er in einen Güterwagen gepackt, ohne dass man seine Wunden nachgesehen

hätte. Nach einigen Stunden kam er nach Thorn, von wo er in einem Bauern wagen nach unserem Krankenhaus gefahren wurde. Er wurde auf einer Bahre hineingetragen, als gerade eine Bombe das Krankenhaus traf. So musste er zusammen mit den übrigen evakuiert werden. In einen Zug verstaut, ging der Krankentransport nach Warschau und wurde auf dem Wege dahin mehrere Male aus der Luft angegriffen. Einige Wagen wurden zerstört, jener aber, in dem Leutnant S. lag, blieb unbeschädigt. Der Rest des Zuges kam nachts in Warschau an. Am folgenden Morgen wurde Leutnant S. in das Pilsudski-Krankenhaus übergeführt und dort ins Bett gelegt, um dann endlich in den Operationssaal gefahren zu werden. Ehe er jedoch an der Reihe war, wurde das Krankenhaus von einer Sprengbombe getroffen und durch Brandbomben in Flammen gesetzt. Ein Teil des Gebäudes stürzte ein, und die Pflegerinnen mussten das Krankenhaus räumen. Zwei von ihnen stürzten in den Saal, wo der Leutnant lag, und ohne Bahre trugen sie seinen verstümmelten Körper durch Feuer und Rauch auf den Hof, wo er die ganzen nächsten vierundzwanzig Stunden zwischen den anderen Verwundeten zubringen musste, da wegen des rundherum rasenden Feuers niemand abtransportiert werden konnte. Am nächsten Morgen wurde er in unser Krankenhaus übergeführt. Ich sehe noch seine verbissene, energische Miene. Er war entschlossen, lieber zu sterben, denn als Krüppel weiterzuleben. Er war Sohn eines Landwirts und hatte sechs Brüder, die alle an der Front standen.

Er musste ohne Aufschub operiert werden. Gemeinsam mit Dr. G. musste ich zwei Stunden vergeuden mit dem Suchen nach den erforderlichen Instrumenten. Die Operation musste nachts vorgenommen werden. Kaum hatte sie begonnen, als das ganze Haus von der Explosion einer schweren Granate erschüttert wurde. Da und dort zersprangen Fenster oder eine Granate platzte über dem Dach und schickte einen Regen von Splittern auf uns herab. Ich brachte die ganze Nacht an seinem Bett zu, und als er aus der Narkose erwachte, war er voller Zuversicht, trotzdem er furchtbare Schmerzen litt. Obgleich er eine Zeitlang zwischen Leben und Tod schwebte, genas er schliesslich doch.

Zu jener Zeit hatten wir in unserem Krankenhaus mehr zivile

als militärische Unglücksfälle. Es waren Männer, Frauen und Kinder aus den benachbarten Strassen. Wir waren beinahe hilflos, da das Krankenhaus nicht auf eine so grosse Zahl Verwundeter eingestellt war. Viele mussten daher in den Sälen und Korridoren auf den Fussböden liegen. Die Verwundeten halfen sich gegenseitig in unglaublichem Masse. Niemand klagte, und sie bestanden immer darauf, dass die Soldaten zuerst in Pflege genommen werden sollten. Ich entsinne mich, dass am 22. September ein verwundeter Soldat mit einem zweijährigen Mädchen, Danusia, zu uns kam. Er war mit Staub und Mörtel bedeckt und hatte seinen Kopf mit einem Tuchfetzen umwickelt. Das Kind hatte er unter den Trümmern eines Hauses gefunden, woher er das Jammern vernahm. Dem armen kleinen Wesen waren beide Beine durchschossen und der eine Arm gebrochen. Nachdem wir die Wunden ausgewaschen und verbunden hatten, legten wir das Mädchen in eine Kiste, die wir in der Apotheke fanden und nun in ein Kinderbett verwandelten. Die bedauernswerte Danusia war so schwach, dass sie nicht sprechen konnte. Nur ab und zu wimmerte sie nach ihrer Mutter. Niemand aber wusste ihren Namen oder ihre Adresse. Auf dem Fussboden neben Danusia lag ein zehnjähriger Junge mit einem zerschmetterten Bein, das amputiert werden musste. Als er aus der Narkose erwachte, bat er mich, nach seinen Eltern zu schicken, und gab mir deren Adresse. Aber als ich eines unserer tüchtigen Scout-Mädchen hinschickte, brachte sie den traurigen Bescheid zurück, dass beide Eltern von einer Bombe getötet worden seien.

Und so kam der erinnerungsreiche und furchtbare 25. September. Am Tage vorher hatten die Deutschen die Stadt mit Flugblättern übersät, auf denen sie die vollständige Vernichtung androhten, wenn wir nicht kapitulierten.

Frühmorgens war ich auf dem Wege in einen der Krankensäle, um einem Patienten eine Injektion zu geben. Da hörte ich plötzlich den Lärm eines tieffliegenden Flugzeugs, und unmittelbar darauf explodierte eine schwere Bombe dicht neben dem Gebäude. Die Wände zitterten, und durch Wolken von Staub und Mörtel sah ich den Himmel sich über mir öffnen. Ziegelsteine und Grus sausten durch die Luft, während die Patienten um Hilfe schrien.



Wir beeilten uns alle, die Patienten in den Keller zu tragen, obgleich es danach aussah, als ob wir jeden Augenblick lebendig begraben werden sollten.

Eine Explosion folgte der anderen. Ich lief auf den Hof, um in meinen eigenen Krankensaal zurückzukehren, der im äussersten Flügel lag. Es war neun Uhr morgens, aber fast ebenso dunkel wie am Abend; denn schwarzer Rauch erfüllte die Luft, weil die umliegenden Häuser in Flammen standen. Jede Minute schoss ein neuer deutscher Bomber aus der schwarzen Rauchwolke hervor und sauste mit höllischem Lärm auf das Krankenhaus zu. Auch zwei Pavillons standen nun in Flammen; aber die Deutschen bombardierten ihr Ziel weiterhin, das gleichzeitig von ihrer schweren Artillerie beschossen wurde, wobei tiefe Furchen den Boden aufwühlten. Ich entdeckte eine Krankenpflegerin, die im Schutze einiger Bäume versuchte, Verwundete in eine Art Schutzraum zu führen. Ich eilte ihnen entgegen, um zu helfen, als ein deutsches Flugzeug auftauchte und einen Kugelregen abschoß, der dicht über die Baumwipfel hinwegging. Wir konnten die Verwundeten bewegen, hinter den Bäumen Deckung zu suchen; aber das Flugzeug flog im Kreis und schien direkt auf uns loszusausen. Gerade konnte ich noch vorschlagen, dass wir dicht neben dem brennenden Gebäude entlanglaufen sollten, das von dichten Büschen umgeben war. Da der Wind nämlich in der entgegengesetzten Richtung wehte, bot sich eine gewisse Chance, unsere Patienten dort in Sicherheit bringen zu können.

Und schon in den folgenden Minuten wurden meine Augen von einem furchtbaren Anblick gefesselt. Das Krankenhaus stand in Flammen und spie dichte Rauchwolken, durch welche die deutschen Flugzeuge in einem endlosen Strom flogen. Wir knieten hinter den Büschen und hörten das Pfeifen der Bomben, die in der Nähe einschlugen, wir sahen, wie noch zwei weitere Pavillons einstürzten. In der nächsten Sekunde schlug eine Granate einige Meter vor uns ein und begrub uns fast unter Erde und Steinen. Es schien, als ob der Jüngste Tag gekommen sei. Gemeinsam mit den verwundeten Soldaten begannen wir zu beten. Da ich wegen meiner eigenen Patienten unruhig war, liess ich die Krankenpflegerin mit ihren Soldaten allein und begab mich in meine eigene Ab-

teilung, dabei zwischen Trümmern, die die Strecke von zweihundert Metern bedeckten, meinen Weg suchend. Als ich meinen Pavillon erreichte, stand das Dach bereits in Flammen, und alle Fenster waren zersprungen. Die Patienten mussten unter allen Umständen von dort wegtransportiert werden. Der Lärm war ohrenbetäubend, und wir konnten uns nur durch Zeichen verständigen. Als wir die Patienten auf Bahren hinaustrugen, fühlten wir instinktiv, dass wir stehen bleiben mussten, sobald eine Granate über unsere Köpfe wegpfeff, und eine Sekunde unheimlicher Angst folgte jedesmal, bevor das Geschoss explodierte. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Bahren abzusetzen und unsere Schürzen oder was sonst zur Hand war, über die Patienten zu halten, um sie vor den umherfliegenden Splittern oder herabfallenden Zweigen zu schützen. Dann eilten wir wieder weiter und schlichen uns den Wänden entlang, um uns vor den deutschen Flugzeugen zu verstecken. Denn sie jagten uns ununterbrochen, während wir die Verwundeten in das noch unversehrte Gebäude trugen – obgleich wir nicht wussten, auf wie lange.

Die Prozession der Verwundeten glich einem endlosen Totenmarsch. Die Beleuchtung versagte, und alle, Ärzte und Schwestern, gingen wir mit Kerzen in den Händen herum. Da die Operationssäle und Verbandsräume zerstört waren, arbeiteten wir in den Hörsälen auf gewöhnlichen Kiefernholztischchen, und da das Wasser fehlte, konnten die Instrumente nicht sterilisiert, sondern nur mit Spiritus gereinigt werden.

Ich werde die Nacht vom 25. auf den 26. September nie vergessen, als ich mit der einen Hand die Narkosemaske hielt und mit der anderen das Licht, während der Chirurg Arme und Beine amputierte. Auf dem Operationstisch, an dem ich assistierte, folgte eine Tragödie der anderen. Einmal war ein sechzehnjähriges junges Mädchen das Opfer. Ihr Gesicht war zart wie eine Blume, umrahmt von wundervollem goldblondem Haar, und in ihren schönen saphirblauen Augen glänzten Tränen. Bis zu den Knien hinauf bildeten ihre Beine eine einzige blutige Masse, und es war unmöglich, Knochen und Fleisch zu unterscheiden. Beide Beine mussten amputiert werden. Bevor der Chirurg begann, beugte ich mich über sie, um die blasse Stirn zu küssen, und ich strich hilflos über

das goldene Haar. Am nächsten Morgen starb sie ruhig. In derselben Nacht starb auf dem gleichen Holztisch unter dem Messer des Chirurgen eine junge schwangere Frau. Sie war nur 19 Jahre. Die Niederkunft stand ihr bevor, aber eine Bombe hatte ihre Gedärme aufgerissen. Wir haben nie erfahren können, wie ihr Mann und ihre Verwandten hiessen, so wurde sie als unbekannte Frau in dem grossen Massengrab mit den gefallenen Soldaten begraben.

In dieser Nacht übergab man mir auch ein älteres Ehepaar, Herrn und Frau N., zur Pflege. Beide hatten sie ein Auge verloren, und wir wussten nicht, ob das andere Auge gerettet werden könnte. Nachdem ihre Wunden verbunden worden waren, sassen beide still auf einer Bank im Korridor. Sie hielten sich gegenseitig ihre Hände und flüsterten sich aufmunternde Worte zu.

So verging die Nacht, und der Morgen graute; aber noch immer ging der furchtbare Angriff weiter. Warschau brannte; unser Krankenhaus stand in Flammen; die Fenster waren gesprungen; die Türen verbogen, und es gab weder Licht noch Wasser oder Lebensmittel. Die zweite Terrornacht ging vorüber; aber das Bombardement hörte nicht auf. Wir verloren jeden Begriff von Zeit, und weder Minuten noch Stunden bedeuteten etwas in diesem zusammenstürzenden Krankenhaus, wo kein Raum mehr war für Lebende, Tote oder Verwundete. Alles schien unwirklich – ausser der Notwendigkeit, sich weiterhin der menschlichen Wracks anzunehmen.

Endlich, am dritten Tage morgens um elf Uhr, hörte das Bombardement plötzlich auf. Ich befand mich gerade im Korridor, wo all die Sterbenden in Reihen untergebracht waren – lange Reihen von über fünfzig Metern mit verstümmelten Soldaten, Frauen und Kindern.

Ich lotste mich durch, um hier einem die Augen zuzudrücken oder dort einem den Kopf zu stützen, der in Todeszuckungen lag. Kurz nachdem das Bombardement aufgehört hatte, wurde es etwas heller. Was ich sah, war entsetzlich – ein Strom von Blut floss buchstäblich den Korridor entlang und tränkte Tote, Sterbende und noch lebende Opfer. Das bleiche Tageslicht schien durch die gähnenden, zersplitterten Fenster und erhellte den Korridor mit den Reihen zerschmetterter Körper.

Ich ging in den durch einen Volltreffer zerstörten und verlassenen Operationssaal. Als ich über die Trümmerhaufen kletterte, entdeckte ich die Leiche eines Soldaten, der direkt vom Schlachtfeld hierhergebracht worden war und immer noch auf seiner Bahre lag. Seine Augen waren weit geöffnet und in seinem Gesicht lag ein Ausdruck unendlichen Friedens. Dicht daneben lag die zusammengesunkene Gestalt des jungen Mediziners, der freiwillig bei uns gearbeitet hatte und im Begriff gewesen war, den verwundeten Soldaten zu operieren.

So wie die meisten der übrigen Krankenpflegerinnen nahm ich einen Eimer, um Trinkwasser zu holen; denn die Überlebenden wurden von starkem Durst gequält. Wir mussten weit gehen, um das Wasser herbeizuschaffen, das wir aus einem Springbrunnen im Lazienki-Park holten. Wohin wir auch sahen, entdeckten wir Gruppen von Menschen, die aus den Kellern und Ruinen der zerstörten Häuser hervorkrochen. Ihre Gesichter waren abgezehrt und in ihren Blicken lag Angst, als sie fragten: «Warum schießen sie nicht?» Die Sonne brach durch die Wolken, und bald darauf zeigten sich von Neuem deutsche Flugzeuge dicht über unseren Köpfen; sie warfen aber keine Bomben ab. Langsam nur kreisten sie über der zerstörten Stadt.

Weder die Einwohner von Warschau noch die Menschen im Krankenhaus wollten zunächst glauben, dass alles vorüber sei. Als man ihnen nach einigen Stunden mitteilte, die Stadt habe kapituliert, kannte ihre Verzweiflung keine Grenzen. Offiziere und Soldaten richteten sich mit einer letzten verzweifelten Anstrengung in ihren Betten auf und schrien, dass sie lieber kämpfen und sterben wollten als sich ergeben. Einige, die auf dem Wege der Besserung waren, wollten das Krankenhaus verbarrikadieren und es verteidigen. Wir hatten alle Mühe, sie zu beruhigen und sie zu überzeugen, dass sie nichts mehr auszurichten vermochten.

Der letzte Septembertag bereitete mir noch ein schmerzliches Erlebnis, als ich bei Janusz S.s Tod zugegen war. Er ist ein Kamerad meines ältesten Sohnes gewesen, ein achtzehnjähriger Kadett von der Kriegsschule in Lemberg. Am letzten Tage der Belagerung wurde er verwundet, als er freiwillig Warschau mit verteidigte. Er verlor ein Bein, und nach der Operation wurde es

offenbar, dass seine Stunden gezählt waren. Er hatte furchtbare Qualen; aber er ertrug sein Leid mit einer seelischen Grösse, die seiner schwer geprüften Mutter würdig war, welche ins Krankenhaus kam und an dem Bett des einzigen Sohnes sass. Sie hatte die Kraft, ihrem Soldatensohn zuzulächeln, und als er seinen letzten Atemzug getan hatte, sass sie immer noch da und hielt seine kalte und erstarrte Hand in der ihrigen.

Die letzten drei Tage im September waren schwer und hoffnungslos. Die Angriffe hatten zwar aufgehört; aber jetzt mussten wir den Kampf aufnehmen gegen tausend andere Schwierigkeiten. Überall behinderten die Trümmer unsere Arbeit. Durch die leeren Fenster drang ein kalter Wind und liess die unglücklichen Patienten frieren. Viele Leichen waren noch nicht begraben worden. Wir hatten nichts zu essen und kein Verbandzeug. Es waren düstere Tage; sie werden mir immer in Erinnerung bleiben als eine Zeit, wo unsere ganze Stadt erfüllt war vom tiefsten Zusammengehörigkeitsgefühl und von der wahren Nächstenliebe. Ich sah mehr als nur gute Handlungen. Die Mauern der Stadt waren gefallen; aber Warschaus Einwohner standen aufrecht und ungebeugt da.



## AUF DER FLUCHT AUS POLEN

Das Gebiet zwischen den Karpaten und dem Zbrucz-Fluss, das an das mit Polen verbündete Rumänien grenzte, war als Basis für die polnische Verteidigung vorgesehen. Der unerwartete Einmarsch der sowjetrussischen Truppen, der am 17. September begann, durchkreuzte die Pläne der polnischen Leitung. Als der Septemberkrieg zu Ende ging, bekamen die hier kämpfenden polnischen Truppen Befehl, mit den Waffen die ungarischen und rumänischen Grenzen zu überschreiten. Der Bündnisvertrag mit Rumänien trat jedoch nicht in Kraft, und die polnischen Truppen sind entwaffnet und interniert worden. Jeder einzelne der zirka 100'000 polnischen Soldaten, die man in ungarische und rumänische Internierungslager steckte, träumte davon, sich mit den polnischen Verbänden vereinigen zu können, die in Frankreich aufgestellt wurden. Ungefähr der Hälfte gelang es, unter Anwendung von allerhand Kniffen und nach unglaublichen Schwierigkeiten – oft unter Lebensgefahr – über die Grenze zu kommen und die polnische Armee in Frankreich zu erreichen, um dort den Kampf für die Befreiung des Vaterlandes weiterzuführen.

Der folgende, im scherzhaften Ton geschriebene Bericht handelt von den Erlebnissen der Polen in einem primitiven Internierungslager in dem ehemals bulgarischen Teil Rumäniens. Der Autor ist Flieger und war selbst dabei. Schon vor dem Kriege gewann er lebhaftes Beachtung durch einige Novellensammlungen und Romane. Wie viele polnische Schriftsteller in fremden Ländern, schreibt auch er jetzt unter einem Pseudonym.

### DAS LAGER IN DER DOBRUDSCHA

von

Leutnant Herbert

In Tultscha, einer kleinen Stadt an der Donau in der Dobrudscha, herrschte eine fürchterliche Unordnung. Nichts gab es zu essen, nirgends konnte man schlafen. Befehle wurden gegeben und wieder aufgehoben, und alles schien einer allgemeinen Auflösung entgegenzugehen.

Eines Tages bekamen wir Befehl, alte rumänische Kasernen als Winterquartier einzurichten. Am Tage darauf wurden wir nach den Baracken in Severin abkommandiert. Am dritten Tag wollte man uns nach Transsylvanien (Siebenbürgen) schicken und am vierten sollten die Offiziere von den Mannschaften getrennt werden.

Schliesslich endete es damit, dass alle in Tultscha blieben. Ebenso verwirrt waren die Verhältnisse hinsichtlich der Verproviantierung der Soldaten, der Autoregistrierung, der Lohnauszahlungen, der polnisch-rumänischen Beziehungen und der Vollmachten der Polizei und der Militärbehörden.

Der kommandierende General, die höchste Instanz im Orte, lächelte verbindlich, als wir unsere Klagen vorbrachten: «Meine Herren, so ist es immer bei uns gewesen und so wird es immer bleiben. Zwanzig Millionen Rumänen schlagen sich jedenfalls trotz dieser Verwirrung irgendwie durch. Bilden Sie sich nicht ein, dass es besser wird, nur weil zwanzigtausend Polen sich zufällig hierher verirrt haben.»

Wir waren daher durchaus nicht erstaunt, als wir – nachdem wir in Tultscha einigermaßen Ordnung gemacht hatten – plötzlich Befehl bekamen, viertausend Mann zur Weiterbeförderung an ein unbekanntes Ziel in dreissig Eisenbahnwagen zu packen. Aber in dreissig Eisenbahnwagen haben höchstens zwölfhundert Mann mit Gepäck Platz. Natürlich waren die Wagen nicht zur angegebenen Zeit da, und als sie endlich ankamen, musste der Zug zehn Stunden auf der Station warten, ehe es losging. Ausserdem waren es nur sieben Wagen, und die rumänischen Behörden hatten natürlich keine Ahnung, wohin der Transport gehen sollte.

Erst am dritten Tage bekam ich Befehl, meine Abteilung von dreihundert Mann – zum grössten Teil Fähnriche – zu verladen. Wir hatten Befehl, nach dem Dorf Sarighiol in die Nähe der bulgarischen Grenze zu fahren, wo für uns ein Lager eingerichtet sein sollte.

Vorsichtshalber liess ich von den Kasernen alles mitnehmen, was wir irgendwie mit uns schleppen konnten: Küchengeschirr, Proviant und Strohmatten, die als Matratzen dienen sollten. Nach höllischen Scherereien mit den rumänischen Behörden bekam ich ein Lastauto und schickte den Quartiermeister vorweg, da ich nicht einen Augenblick glaubte, dass die Rumänen für unsere Einquartierung in Sarighiol gesorgt hätten.

Wir fuhren die ganze Nacht und stiegen in der Morgendämmerung bei der Station Hamangea aus. Von dort marschierten wir 18 km auf elenden Wegen. An der Spitze ging der Train, der aus

zwölf kleinen Bauernkarren bestand, auf denen unsere Kranken lagen.

Der 13. Oktober war ein sonniger, beinahe glühendheisser Tag. Wir passierten kleine, halb im Lehm versunkene Dörfer, leere Äcker, vernachlässigte Weinberge und noch nicht abgeerntete Maisfelder. Die Brücken waren meistens geborsten und bestanden mitunter nur aus schmalen Stegen. Die Landschaft lag traurig um uns, baumlos und ungepflegt, spärlich bebaut und unendlich arm, obgleich die fette Erde reiche Ernten gegeben haben würde. Doch die weissgekalkten Lehmhütten waren hübsch, sauber und wohlproportioniert. Und wie überall in der Dobrudscha waren sie von verfallenen Steinmauern oder halbvermoderten Zäunen umgeben, die schwarzen Fensterhöhlen starrten in den Himmel. Fensterscheiben fehlten meistens. Um die Häuser herum standen schiefe und baufällige Viehställe.

Die Bevölkerung wohnt gewöhnlich in der Küche, die getrennt ist von den mehr repräsentativen Räumen und zusammengebaut ist mit einem der Ställe. Die Luft darin ist entsetzlich, und überall liegt der Schmutz in dicken Schichten. Im Lehmherd glüht im Winter ein ständiges Feuer, das mit getrocknetem Schafmist unterhalten wird. Die kleinen, mit Zeitungspapier verdeckten Fenster lassen nur einen schwachen Lichtstrahl hindurch, der den schmutzigen Erdboden erhellt und eine Art breiten Absatz oder ein Gestell, das der an den Herd grenzenden Wand entlangläuft, erkennen lässt. Dieses Gestell, das gewöhnlich mit einer Strohmatten bedeckt ist, dient als Tisch, Sofa oder Schlafplatz und bildet die ganze Zimmereinrichtung.

Die weisse Hütte mit drei Räumen und einer hübschen kleinen Veranda und dem Giebel – wie immer – zum Weg hin, steht unbewohnt da und wird nur bei grösseren Familienfeierlichkeiten benützt, um darin die Gäste zu empfangen. Die Erdböden sind mit Strohmatten ausgelegt. An den Wänden hängen farbenfrohe Decken und darunter stehen lange Bänke. Hin und wieder findet man in einer Ecke einen grossen Ofen. Hier ist alles verhältnismässig sauber, die Fenster sind gross und haben oft heile Scheiben.

Sarighiol ist allen anderen Dörfern in der Dobrudscha völlig ähnlich. Die Bevölkerung besteht fast ausschliesslich aus Bulgaren.



Die rumänische «Majorität» wird gebildet von dem Popen, dem Lehrer und dem Gendarmen. Ausserdem leben dort noch ein deutscher Händler und zwei oder drei russische Familien.

Natürlich war nichts für uns geordnet, und weder der Pope noch der Gendarm hatten eine Ahnung von unserer bevorstehenden Ankunft. Die wilden, bärtigen Bulgaren verteidigten ihre Hütten mit dem Messer in der Hand. Nur mit Hilfe der Bajonette der Gendarmen gelang es mir, meine Leute ins Dorf zu bringen. Ein gewisser Leutnant Grossu, ein etwas einfältiger Rumäne, der kaum lesen und schreiben konnte, war zu unserer Bewachung abkommandiert. Er roch nach Schweiß und Fusel und war ständig betrunken. Er behauptete, französisch sprechen zu können, aber jeder Sudaneger sprach diese Sprache wohl besser als er.

Nachdem wir einige Tage in Sarighiol waren, begriff ich, warum die bulgarische Bevölkerung uns so unfreundlich aufgenommen hatte. Leutnant Grossus Ordonnanz schleppte jeden Tag einen Korb voll Eier, Hühner, Weintrauben und andere Landesprodukte herbei, die man bei den armen Bauern erpresst hatte. Der Gendarm und seine Untergebenen wandten die gleiche Methode an. Nun glaubte die Bevölkerung, dass die Polen auf ähnliche Weise vorgehen würden und befürchteten für das Dorf eine völlige Katastrophe.

Wir bezahlten natürlich alles in bar und sorgten für Proviantlieferungen aus den rumänischen Militärmagazinen in der kleinen Stadt Babadag. Unsere Mechaniker, die es satt hatten, ohne Beschäftigung zu sein, reparierten die Pflüge, Eggen und Nähmaschinen ihrer Wirtsleute. Der Fahnenjunker, ein Ingenieur unserer grössten Flugzeugfabrik, nahm mit drei Soldaten eine gründliche Reparatur der Brennerie vor. Wir brachten auch ein altes Badehaus in Ordnung, und unser Arzt empfing in der Krankenstube die Bevölkerung. Allmählich begannen unsere Leute auch bei der Landwirtschaft zu helfen, und da ein Pole wie vier Bulgaren arbeitete, war die Dankbarkeit gross, worauf sich die Stimmung sehr zu unserem Vorteil veränderte. Besonders populär wurden wir, als wir eine «Erfindung» einführten – den Dreschflegel. Dieses Gerät war bisher unbekannt und brachte Polens Namen in der ganzen Dobrudscha zu Ehren. Der «Erfinder» war der Sohn

eines Bauern aus der Gegend von Sochaczew. Er behandelte die «Hammelhirten» – wie er die Bulgaren nannte – ziemlich von oben herab. Er lachte über ihre primitiven Ackerbaumethoden, ihre Faulheit und Nachlässigkeit. Er prahlte damit, dass die Ratten in seiner Heimat grösser seien als die Schafe in Sarighiol und dass die Ziegen der Juden in Sochaczew ebenso gross seien wie die Kühe der Bulgaren. Er wollte nirgends helfen, schlenderte auf dem Hof herum und spuckte überlegen aus. Die rumänischen Hunde waren die einzigen, die Gnade vor seinen Augen fanden. Er fütterte die halb verhungerten Tiere mit Resten von seinen Lebensmittelportionen. Bald darauf bellten sie uns auch nicht mehr an, knurrten stattdessen vor den Bulgaren und wollten nicht einmal mehr ihre Schafe hüten.

Aber dann kam die Zeit des Dreschens. Die Bauern breiteten das Korn auf der zurechtgestampften Erde vor ihren Hütten aus und jagten ihre Ochsen und Kühe darüber hin und her, um es auf diese Weise zu dreschen. Unser Gregor, der überlegene Bauernjunge, fasste sich verzweifelt an den Kopf: «Mensch! Was macht ihr da?»

Sie antworteten, dass sie dreschten. Er rang seine Hände, spuckte aus und ging seines Weges. Nach dreiviertel Stunden kam er mit einem Freund zurück, einem Landwirtssohn aus Posen. Beide brachten selbstverfertigte Dreschflegel mit, die sie mit ihren Tornisterriemen fest verbunden hatten.

«Wir werden euch zeigen, wie man drischt, ihr Quadrathammel!» rief er.

Nun lachten aber die Bulgaren: «Willst du Getreide dreschen mit 'nem Stock?» Sie glaubten nämlich, dass er sie wie gewöhnlich zum Besten halte. Er schimpfte und gestikulierte und konnte sie schliesslich zu einem Versuch bewegen. Er und sein Freund sollten drei Garben dreschen – ebenso die Ochsen. Gewonnen habe, wer die meisten Getreidekörner herausbringe. Und man rief die Nachbarn herbei, damit sie den Wettstreit mit ansehen sollten.

Die Ochsen wanderten träge auf und ab, während Gregor ruhig eine Zigarette rauchte. Er hatte keine Eile. Die Bauern stiessen sich in die Seiten und murmelten etwas von «polnischen Künsten»; aber ihre Neugier wurde mit jeder Minute grösser. Gregor liess sie

eine ganze Viertelstunde in Ungewissheit. Dann blinzelte er seinem Kameraden zu. Beide stellten sich einander gegenüber, legten eine Zeltbahn auf die Erde, rissen drei Garben auf und fingen an zu schlagen. Die Dreschflegel sausten um ihre Köpfe und drehten sich in den starken Riemen. Die Schläge hallten und die Fensterscheiben klirrten. Die Ochsen waren noch lange nicht fertig, als die Schläge verstummten. «Hier habt ihr euer Stroh», sagte Gregor. «Das ist aber Stroh und nicht so ein Häcksel, wie es die Ochsen da übrig lassen!»

Er hatte recht. Die Strohhalme waren lang und ganz und nicht zertrampelt, wie das die bulgarische Dreschweise zur Folge hat. «Und hier habt ihr die Körner», fuhr der Junge aus Posen fort. «Das taugt wohl – oder wie? Und dreimal mehr, als die Ochsen herauskriegen!»

Die Bulgaren waren verblüfft und brachen dann in einen gemeinsamen Schrei aus – als ob das ganze Dorf brenne. Weder Fulton noch die Brüder Wright – ja, nicht einmal Edison kann jemals die Süsse seiner genialen Entdeckungen so schnell und wonnig ausgekostet haben wie die beiden Bauernburschen aus Polen.

Sehr bald entstand in Sarighiol eine regelrechte polnische Fabrik zur Herstellung von Dreschflegeln. Das ganze Dorf drosch nun mit Flegeln. Abends wurde vor den Dorfkrügen getanzt, und dort hatten die polnischen Soldaten Gelegenheit, noch eine polnische Neuheit einzuführen: «Oberek» und «Kujawiak», die sie mit den bulgarischen Mädchen tanzten.

Die «Erfindung» der Dreschflegel verbreitete sich in kurzer Zeit in der ganzen Gegend. Rumänen und Bulgaren kamen angefahren, um das Wunder anzuschauen. Mehrere Delegationen aus den Dörfern gelangten an uns und verlangten ebenfalls die Einquartierung von Polen.

Grossu wurde schliesslich unruhig wegen des guten Einvernehmens zwischen uns und den Bulgaren. Er schickte einen Rapport darüber nach Babadag, nicht ohne in vorsichtigen Worten unsere Tätigkeit zu loben. Er besuchte mich und goss als Beweis seiner Sympathie für Polen eine Flasche Rum hinunter. Dabei machte er mir Komplimente in einer unverständlichen Sprache, von der er glaubte, sie sei jene Racines und Balzacs.

Ich war gezwungen, einige notwendige rumänische Phrasen zu lernen, um überhaupt mit ihm reden zu können. Er war übrigens ein ganz netter Kerl. Mit 500 Lei konnte man alles bei ihm erreichen, aber im Allgemeinen begnügte ich mich damit, aus seiner Einfalt Nutzen zu ziehen. Dadurch gelang es mir auch, viele meiner Flieger über Bukarest nach Frankreich zu schicken.

Nachdem es uns geglückt war, mit Babadag Verbindung zu bekommen, wo wir eine Zentrale für Pässe und Zivilkleidung hatten, schmolz meine Truppe bald sichtlich zusammen. Aber schliesslich merkten die rumänischen Behörden, dass die Polen nach und nach verschwanden, und sie schickten einen Haufen Gendarmen zur Bewachung der Lager, Wege und Eisenbahnstationen. Nach Babadag kam Oberst Zoicazo als Chef der Gendarmen. Es war ihm einigermassen geglückt, in der ungeordneten Masse des Restes unserer Einheit in Tułtscha die Ordnung wieder herzustellen. Seine drakonischen Anordnungen und seine Brutalität riefen bei den Unseren starken Unwillen hervor. Jedesmal, wenn er mit einem Polen redete, pflegte er aus dem geringsten Anlass einen Wutanfall zu bekommen. In Gegenwart des Obersten L. ohrfeigte er eines Tages auf offener Strasse einen rumänischen Gendarmen wegen eines kleinen Versehens. Sein Adjutant und seine Ordonnanzen gingen oft mit blutigen Nasen umher. Kurz, er war ein Offizierstyp aus der russischen Zarenzeit.

Als diese verabscheute Bestie ankam, verlor Grossu den Rest seines Verstandes und war vor Schreck wie gelähmt. Der Gendarm wurde auf der Stelle nüchtern, und mein Kamerad Zygmunt verschwand spurlos. Mir selbst war übel; aber ich war gezwungen, dem Schrecklichen allein gegenüberzutreten.

Ich hatte ihn mir vorgestellt als einen bösen Zwerg mit gelbem Gesicht und unstemem Blick. Ich traf ihn vor der Wohnung des Popen. Sein mageres Gesicht war zwar gelb; aber er sah alles andere als gefährlich aus. Zudem trug er einen Kneifer, riss die Augen auf und sprach sehr schnell russisch.

Ist er das wirklich? dachte ich erstaunt. Im selben Augenblick erschien in der Tür ein anderer Offizier, und diesmal blieb kein Zweifel: das war Zoicazo! Er hatte einen melierten Schnurrbart und buschige Augenbrauen. Die Augen waren kalt und grausam.

Dieser Mann konnte wirklich Furcht erregen, besonders bei Leuten von Grossus Typ.

Ich erstattete meinen Rapport, der durch und durch gefälscht war. Die Mannschaft gab ich mit zweihundertsiebzig an, obgleich es tatsächlich nur einhundertachtzig waren. Grossu bestätigte meine Angaben und erklärte, dass er zusammen mit mir die Kranken inspiziert habe, die nicht antreten konnten. Die «Kranken» hatte ich vorher ausgesucht, und Grossu hatte sie sehr richtig mit mir zusammengezählt; aber es war ihm nicht eingefallen, dass diese Kranken wieder gesund werden und bei der Inspektion die Lücken ausfüllen könnten, die durch die Geflohenen entstanden waren.

Es fing an zu regnen. Der Oberst schwieg oder gab der bleichen «Zitrone» mit dem Kneifer an seiner Seite nur kurze Befehle. Diese drehte sich hin und her vor Schreck und versah stammelnd ihren Dolmetscherdienst. Das rumänische Verteidigungsministerium hatte eine Bekanntmachung erlassen, die ich meinen Leuten vorlesen sollte. Die Order war rumänisch geschrieben und in ein polnisch-russisches Kauderwelsch «übersetzt» worden. Langsam las ich dieses Opus meiner Truppe vor und bemühte mich, die verschrobenen Ausdrücke zu vereinfachen, um meine Offiziere und Soldaten nicht zum Lachen zu reizen. Das Dokument enthielt eine Aufforderung zu Ordnung und Disziplin und strenge Strafandrohungen für etwaige Ruhestörer. Ich sollte persönlich verantwortlich sein für jeden Soldaten, der floh, und Oberst Zoicazo sollte der Mann sein, der jeden Flüchtling einzufangen hatte.

Der Oberst schrieb die angegebene Mannschaftsstärke auf, starrte mit seinem durchdringenden Blick Grossu an und bereitete sich auf die Abfahrt vor. Im selben Augenblick tauchte unter dem riesigen Regenschirm der Pope hinter der Hausecke auf. Er wollte uns zu einer Tasse Kaffee und einem Glase Wein einladen. Damit war meine Hoffnung in Erfüllung gegangen. Ich hatte die Drohungen mit scheinbarer Gleichgültigkeit angehört, aber ich wusste ja sehr gut, dass mir ungefähr hundert Mann fehlten und dass dies früher oder später herauskommen müsste. Angestrengt dachte ich darüber nach, wie ich nun meine nächsten Leute «verschicken» könnte, ohne dass sie entdeckt und bestraft würden. Ich wusste nicht, was ich dem gefürchteten Zeus von Babadag sagen sollte, aber ich

wollte gern mit ihm etwas mehr «privat» reden, ihn von einer weniger offiziellen Seite kennen lernen und seine schwachen Seiten herausfinden.

Ich schickte einen Sergeanten zu Zygmunt und bat ihn, in dieser Nacht auf alle Fälle jede weitere Flucht zu verhindern. Dann ging ich zu dem Popen. Er war ein junger, stattlicher, ungewöhnlich intelligenter und gebildeter Mann, und wir waren gute Freunde. Er zeigte grosses Verständnis für uns, wusste viel und ahnte noch mehr. Auch sprach er ausgezeichnet französisch, und seine Einstellung zu seinem Vaterlande war eine eigentümliche Mischung von Nachsicht und Verachtung. Er muss jedoch dieses halbzivilisierte Land geliebt haben; denn er arbeitete ehrlich für das Wohl Sarighiols. Schliesslich hatte er ein böses Eheweib, aber einen ausgezeichneten Wein und einen noch besseren Kaffee.

Wir tranken von seinem guten Wein, sprachen über die Mängel des Lagers und über die Anschaffungen für den Winter, als plötzlich Zygmunt erschien. Ich war erstaunt über sein Erscheinen und staunte noch mehr, als er – nachdem er sich dem Obersten vorgestellt hatte – mit geheimnisvoller Miene den Anlass seines Besuches erklärte. «Ich weiss», sagte er mit gedämpfter Stimme, «dass Herr Oberst beschlossen haben, mit der Disziplinlosigkeit unserer Leute aufzuräumen. Leider sind wir selbst nicht imstande, den Fluchtversuchen vorzubeugen, aber wir möchten gern dem Herrn Obersten behilflich sein.» Während er sprach, blinzelte er mir zu und gab mir unter dem Tisch einen Fusstritt.

«Du bist ein Ochse», murmelte ich auf polnisch, «was ist mit dir los?»

«Ganz richtig», antwortete Zygmunt auf russisch und lächelte charmant zur «Zitrone» hinüber, die seine Worte ins Rumänische übersetzte, während sie mich misstrauisch anschielte.

«Mein Hauptmann bittet mich, dem Herrn Obersten die Sache mehr im Einzelnen auseinanderzusetzen.» Wieder gab er mir einen Tritt, diesmal in die Kniekehle. «Ich habe gehört, dass Herr Oberst über eine Menge Gendarmen verfügen.»

Ich war verwirrt, versuchte aber, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und fing an, über die Verteilung der Posten zu reden – aber Zygmunt brachte mich zum Schweigen.

«Hindere mich nicht», fauchte er, «begreifst du nicht, dass ich ihn an der Nase herumziehe?» «Du Idiot», antwortete ich liebenswürdig, «sie werden u n s an der Nase herumführen.»

Aber Zygmunt ging dichter an den Obersten heran und erklärte, dass er ihm etwas anvertrauen wolle. Alles, was er sage – erklärte er – müsse streng geheim bleiben, wenn nicht der ganze Plan zunichte werden solle. Zoicazo hörte ziemlich gleichgültig zu. Der gelbe Adjutant zupfte unaufhörlich an seinem Kneifer und betrachtete uns immer misstrauischer.

«Ich habe herausgekriegt», fuhr Zygmunt fort, «dass man einen Fluchtversuch plant.»

Zoicazo war plötzlich interessiert. «Von was für einem Fluchtversuch sprechen Sie, mein Herr?»

«Ich habe ein Gespräch belauscht», antwortete Zygmunt, «ganz zufällig natürlich.»

«Wessen Gespräch?» Der Dolmetscher zitterte förmlich vor Eifer. Aber Zygmunt hatte keine Eile. Er zündete sich eine Zigarette an und blinzelte mir zu: Der Fisch beisst an.

«Ein viel zu grosser Fisch», brummte ich. «Er wird den Haken, die Angel und den Fischer verschlucken, der ein Esel ist.»

«Mein Hauptmann hat vollkommen recht», erklärte mein Freund wieder auf russisch.

«Wir müssen uns ganz auf den Herrn Obersten verlassen. Ungefähr hundert von unseren Leuten wollen heute Nacht fliehen.»

«Was?» Zoicazo sprang auf.

«Was?» piff der Dolmetscher.

«Was ist los?» Auch Grossu gab seinen Beitrag zu diesem abgehackten Dialog. Ich war selbst im Begriff, ihm zuzustimmen, als mir plötzlich ein Licht aufging. «Der Fisch hat angebissen», sagte ich anerkennend, «dein Plan ist nicht schlecht.»

Wir handelten nun gemeinsam. Die drei rumänischen Offiziere waren davon überzeugt, dass wir mit ihnen zusammenzuarbeiten wünschten und dass wir bereit seien, unsere eigenen Leute zu veraten. Zoicazo und sein Adjutant stiessen uns in die Seite und versicherten, dass sie einen grossen Fang machen würden und dass wir mit einer Belohnung rechnen könnten. Nur der Pope sah uns widerwillig und verachtungsvoll an. Der Adjutant telegraphierte

nach Gendarmen, welche bei Sonnenuntergang erschienen und bald in aller Stille das Dorf umzingelt hatten. Alle Wegposten wurden verdoppelt, und durch das Dorf zogen starke Patrouillen.

«Ich fürchte, dass unsere Soldaten misstrauisch werden. Vielleicht schieben sie ihre Flucht auf, besonders, da wir eine mondhelle Nacht haben», sagte ich.

Der Oberst wehrte nonchalant ab: «Sie werden es sicher heute Nacht versuchen. Die wissen ganz genau, dass es nur schwieriger wird. Morgen werden wir Hausdurchsuchungen vornehmen. Sicher haben sie irgendwo Zivilkleidungen versteckt.»

«Sicher!» fiel Zygmunt ein. «Aber es wird nicht leicht sein, sie zu finden.»

Schliesslich trennten wir uns. Der Oberst folgte mir ins Quartier, wo zu meinem Erstaunen ein rumänischer Soldat Wache stand.

«Bedeutet das, dass ich verhaftet bin?» fragte ich.

«Durchaus nicht. Aber ich befreie Sie heute Nacht von jeder Verantwortung. Ich selbst werde jetzt die Verantwortung für Ihre Soldaten übernehmen, aber ich muss gewisse Vorsichtsmassnahmen treffen, wie Sie verstehen werden.»

Er hoffte, dass ich es ihm nicht übel nehmen würde, und befahl mir, mein Haus nicht vor dem nächsten Morgen zu verlassen. Dann wünschte er mir eine gute Nacht, und wir trennten uns.

Ich war davon überzeugt, dass Zoicazo die ganze Nacht nicht schlafen würde. Und ich täuschte mich nicht. Er blieb getreulich auf und überwachte alles. Aber sein Eifer war zwecklos, und am Tage darauf war Zeus von Babadag wütend. Die Soldaten, welche vor unseren Quartieren Wache gestanden, hatten blaue Stellen im Gesicht und blutige Nasen.

Der Oberst zeigte auf sie und schrie: «So wird Versäumnis bei uns bestraft. Einer muss die Polen von meinen Anordnungen unterrichtet haben!»

Mir stieg das Blut in den Kopf, aber ich beherrschte mich. «Ich bin Ihnen dankbar, Herr Oberst, dass ich sehen konnte, wie rumänische Offiziere ihre Soldaten behandeln», sagte ich. «Wenn man mir gesagt hätte, dass so etwas noch 1939 in Europa vorkommt, hätte ich es nicht geglaubt. In Polen wäre ein Offizier für solches Vorgehen vor das Kriegsgericht gestellt worden.»



Der Oberst raste. Er wollte sich keine Beleidigungen von mir gefallen lassen. In Polen, ja! Die polnische Armee wurde ja von der deutschen in vier Wochen besiegt.

Ich antwortete, dass die rumänische Armee wahrscheinlich in drei Tagen besiegt worden wäre, wenn sie sich überhaupt verteidigt hätte. «Aber», fügte ich hinzu, «Sie standen ja nicht einmal an unserer Seite gegen die Bolschewisten, trotzdem Sie sich dazu verpflichtet hatten. Und jetzt behandeln Sie uns wie Kriegsgefangene und nicht wie Verbündete.»

Er schwieg und fragte dann, ob Befehl zum Antreten gegeben sei. Wir gingen zusammen, um den Rapport entgegenzunehmen.

Wie ich vorausgesehen hatte, waren sämtliche Soldaten meiner Truppe auf dem Alarmplatz angetreten – ausser einigen Kranken, die in der Krankenstube neben dem Pfarrhaus lagen. Im Ganzen waren es einhundertzweiundsiebzig Mann statt der angegebenen zweihundertsiebzig. «Wo ist der Rest?» fragte der Dolmetscher.

Zygmunt trat vor und rapportierte, dass sieben Kranke und zwei Köche fehlten. Zoicazo rief die Gendarmen herbei und befahl ihnen, das Dorf zu durchsuchen. Natürlich fanden sie keine lebende Seele. Auch die Hausdurchsuchungen ergaben nur ein unbefriedigendes Resultat, denn Zygmunt hatte rechtzeitig alle Zivilkleider weggeschafft.

Die Rumänen waren sprachlos. Wie konnten hundert Mann geflohen sein – trotz der doppelten Wachtposten und trotzdem Zoicazo höchst persönlich die ganze Nacht auf den Beinen war? Der Oberst verlor beinahe den Verstand vor Wut. «Zum Teufel, wie war das möglich? Welchen Weg? Durch was für ein Wunder?» fragte er bald den Adjutanten, bald Grossu und bald den Dorfgendarmen. Er hatte alle in Verdacht. Er misstraute seinen Soldaten, mir, Zygmunt und dem Popen. Den ganzen Tag hing er am Telephon in der Hoffnung, dass man irgendwo die Flüchtlinge gefasst habe. Vergebens. Hundert Mann waren und blieben verschwunden.

Da wurde er weich und schlug einen andern Ton an. Er wandte sich erst an Zygmunt: «Warum fliehen sie? Woran fehlt es hier? Sie haben zu essen, sie brauchen nicht zu arbeiten und sie sind in Sicherheit. Und – wohin fliehen sie?»

Zygmunt zuckte mit den Achseln: «Ich weiss es nicht. Aber so besonders schön haben wir es ja nicht gerade bei Ihnen.»

Zoicazo hatte das Spiel verloren. Er versprach Öfen und bessere Verpflegung. Dann wandte er sich zu mir: «Sie müssen wissen, warum sie fliehen – und wohin!»

Ich sagte, dass ich nichts wüsste. Und ich erlaubte mir, ihn darüber aufzuklären, dass ein gewisser Unterschied bestünde zwischen einem polnischen und einem rumänischen Soldaten. «Die Polen sind imstande, von Sibirien bis nach Madagaskar zu fliehen, wenn sie eine Möglichkeit sehen, für die Freiheit zu kämpfen», sagte ich. «Für uns war der Krieg noch nicht zu Ende. Nur das Schlachtfeld hat gewechselt.»

«Hm ...», sagte er nachdenklich. «Man muss also damit rechnen, dass auch Sie sich früher oder später auf den Weg machen nach Frankreich?»

«Ich werde Ihnen eine Ansichtskarte von meiner Reise schicken, Herr Oberst», antwortete ich.

Er lächelte und drückte mir die Hand.

## DIE POLNISCHE ARMEE IN FRANKREICH

Hunderttausende von polnischen Soldaten und Zivilisten, denen es nach der Niederlage in der Heimat geglückt war, auf verschiedenen Wegen – vor allem über Rumänien und Ungarn – nach Frankreich zu kommen, schickte man unmittelbar nach ihrer Ankunft in Sammellager für die neue polnische Armee, die nach einem Übereinkommen zwischen der polnischen und französischen Regierung dort aufgestellt wurde. Dorthin kamen auch Polen, die in Frankreich und Amerika ansässig waren. Das Organisationszentrum für die polnischen Truppen war der kleine Ort Coëtquidan in der Bretagne. Die Armee bestand aus zwei Divisionen Infanterie, einer im Entstehen begriffenen Panzerbrigade und einer Brigade Kadertruppen.

Nach abgeschlossener Ausbildung sollte die «Hochlandsbrigade» nach Finnland geschickt werden. Dazu kam es jedoch nicht, und stattdessen wurde sie mit dem englisch-französischen Expeditionskorps nach Nordnorwegen befohlen. Am 22. April erfolgte in Brest die Verschiffung der Brigade, die nach einer schweren Überfahrt über den Nordatlantik am 7. Mai in Harstad an Land gesetzt worden ist. Nach drei Wochen vorbereitender Kämpfe begannen die alliierten Kräfte am 28. Mai eine allgemeine Offensive gegen Narvik. Die polnische Brigade nahm besonders aktiv teil an dieser Operation. Die polnischen Truppen griffen von Süden an und nahmen Ankenes, Nyborg und Lingenes im Sturm. Die Kämpfe waren sehr heftig, und man zählte allein vor einem einzigen polnischen Bataillon zweihundert deutsche Gefallene. Im Tagesbefehl, in dem der Oberbefehlshaber der operierenden Kräfte, General Bethouart, die Eroberung Narviks erwähnte, wurden in erster Linie die Verdienste der polnischen Truppen hervorgehoben.

Als die Deutschen am 10. Mai in Belgien einfielen, verlangten die Franzosen, dass die polnischen Divisionen sofort an die Front geschickt werden sollten.

Gegen die getroffene Vereinbarung wurden die noch nicht völlig

ausgerüsteten polnischen Truppen auf verschiedene französische Armeeformationen verteilt. Die i. Grenadierdivision ist dem XX. Armeekorps einverleibt worden und hatte den Auftrag, einen Sektor bei Lunéville zu verteidigen, wo sie vom 26. Mai bis zum 14. Juni unaufhörliche deutsche Angriffe abwehrte.

Am 17. Juni erlitt die Grenadierdivision, als sie den Rückzug des französischen Armeekorps über den Rhein-Marne-Kanal decken musste, mit 4'000 Gefallenen, Verwundeten und Vermissten die schwersten Verluste. Als schliesslich die beiden französischen Divisionen – die 49. und 52. –, die auf beiden Seiten der polnischen standen, kapitulierten und sich gefangen nehmen liessen, wurde die polnische umringt, aber sie ergab sich nicht. Trotz schwerer Verluste, die bis zu 65% gingen, kämpfte sie noch nach Frankreichs Kapitulation bis zum 21. Juni weiter, dem Tage, da die Munition zu Ende ging. Ihr Befehlshaber, General Duch, teilte den Rest der Division in kleinere Gruppen auf, die sich nach dem nichtokkupierten Frankreich durchschlugen, von wo es vielen Soldaten gelang, nach England zu kommen.

Das Schicksal der anderen Division gestaltete sich ganz ähnlich. Nach zähen Kämpfen im Belfort-Gebiet schützte sie die retirierenden französischen Truppen, bis keine Munition mehr vorhanden war. Am 20. Juni war sie gezwungen, über die Schweizer Grenze zu gehen, und wurde interniert. Die Division war bis auf 12'500 Mann zusammengeschrumpft.

Auch die polnischen Panzertruppen, die zuerst an der Marne kämpften, zeichneten sich aus. Als die deutsche Offensive begann, wandte sich das französische Oberkommando an den polnischen Oberbefehlshaber mit dem Ersuchen, dass die polnische Panzerbrigade sofort an die Front geschickt werden solle, obgleich sie unzureichend bewaffnet und ausgebildet war. Am 16. Juni geriet die Brigade bei Montbard in einen heftigen Kampf, der mit einem polnischen Sieg gekrönt wurde. Leider war die Führung der Brigade wegen Mangels an Benzin gezwungen, nach und nach Autos und Kampfwagen zu zerstören. In der Gegend von Lamargette hörte die Brigade auf, als motorisierte Panzereinheit zu existieren. Obgleich ohne Kampfwagen und Kanonen und von allen Seiten vom Feinde umringt, wollte sie sich doch nicht ergeben. In dieser

Situation beschloss General Maczek, die restlichen Wagen im Bois de Malte, einer waldigen Talschlucht auf dem Hochplateau von Langres, zu zerstören. Man nahm nur noch Gewehre mit sich und Maschinengewehre mit Munition, Helme, Mäntel und Brotsäcke. Am 18. Juni stellte also die Panzerbrigade nur mehr eine Infanterieabteilung von 500 Mann dar. Mehr waren nämlich nach diesem nur einige Tage dauernden Feldzug von den 2'000 Mann nicht übrig. Durch die Wälder versuchte man an die Loire heranzukommen. Doch als sich schliesslich der Feind wieder von allen Seiten entgegenstellte, fasste General Maczek den schweren Entschluss, die Truppe in kleine Gruppen aufzuteilen. Unter Führung von Offizieren, Unteroffizieren und französischsprechenden Soldaten sollte sich jede für sich nach Südfrankreich durchschlagen. Man wollte in Uniform und mit Waffen ins freie Frankreich gelangen und von dort nach England, was auch den meisten gelang. In Grossbritannien erstand die motorisierte Panzerbrigade von Neuem.

Unter ähnlichen Umständen schritt man zur Auflösung der polnischen «Hochlandsbrigade», deren Neubildung erfolgte, nachdem sie seit ihrer Rückkehr aus Norwegen in einem Abschnitt in der Bretagne zur Aktion übergegangen war. Andere Verbände, die als Reserve dienten oder in der Ausbildung begriffen waren, wurden mit britischen Schiffen von der Kanalküste evakuiert.

Im Folgenden werden einige Ausschnitte gegeben aus der Ausbildungszeit der Polen in Frankreich, von der Expedition der «Hochlandsbrigade» nach Nordnorwegen und deren Auflösung in Frankreich. Der Autor Zygmunt Litynski ist ein bekannter Journalist und Ausländskorrespondent, der in Paris stationiert war und im Winter 1939-40 seine militärische Ausbildung in Goëtquidan in der Bretagne erhielt. Es war nicht das erste Mal in seinem Leben, dass er sich freiwillig meldete. Schon 1921 lief er mit 15 Jahren vom Militärgymnasium in Lemberg weg und nahm an der polnischen Erhebung in Oberschlesien teil. Nach der Ausbildung in der Bretagne wurde Litynski zum Unterleutnant befördert. Er ging mit der «Hochlandsbrigade» nach Norwegen, wo er Verbindungsoffizier bei den polnischen und französischen Stäben wurde. Nach

dem Zusammenbruch in Frankreich schlug er sich in der Verkleidung eines Landstreichers nach dem nichtokkupierten Frankreich durch und kam dann über Spanien und Lissabon nach England. Was Litynski im ersten Kriegsjahr erlebt hat, schildert er in «I was one of them», einem Buche, das 1941 in London herauskam und aus welchem vier der folgenden Kapitel stammen.

Drei andere Abschnitte dieses Kapitels bilden einen Auszug aus einem Feldtagebuch, das unter dem Titel «Miedzy Mama a Loira» («Zwischen Marne und Loire») in Glasgow von der Ksiaznica Polska» (Polish Library) herausgegeben wurde. Der Verfasser, der mit den Initialen F. S. zeichnet, war ein hoher Offizier bei den polnischen Panzertruppen in Frankreich und General Maczeks engster Mitarbeiter. Ein weiteres Kapitel schliesslich ist dem Buche «Der Weg führte über Narvik» von Ksawery Pruszyński entnommen.

### AUS: «ICH WAR EINER VON IHNEN»

von

Zygmunt Litynski

#### *Es regnet in der Bretagne*

Es regnet immer noch. Auf einem schmutzigen Hof zwischen den Backsteinmauern der Kasernen treten hundert Mann an.

«Achtung!»

Die Hacken knallen zusammen, und dann wird es wieder still. Schultern zurück, Brust heraus. Mit starr nach vorn gerichtetem Blick stehen sie da und warten geduldig, während der Regen von ihren durchnässten schwarzen Baskenmützen auf die Nasen tropft. Der Leutnant ist offenbar schlechter Laune.

«Der erste von rechts! Drei Schritte vor!» brüllt er.

Ein riesiger Kerl tritt drei Schritte vor und wartet.

«Geboren? Beruf?»

«1905. Künstler.»

«Wieder eintreten. Nächster!»

«1915. Polizist.»

«Nächster.»

«1921. Gutsbesitzer.»

Der vierte ist Lehrer, der fünfte Ingenieur, der sechste Lipski (bis zum Kriegsausbruch polnischer Gesandter in Berlin. Anmerkung des Herausgebers), der siebente Veterinär, der achte Journalist und so weiter.

«Alles herhören! Ich bin Sergeant Gula, der euch zeigen wird, was es wirklich heisst, Soldat zu sein. Jeder Versuch von Widerspruch oder Disziplinosigkeit wird streng bestraft!»

So erlebten wir zum ersten Mal «Den Schrecklichen», wie wir ihn nannten. Als der Leutnant gegangen war, stand eine klumpige Figur vor uns. Auf dem Kopfe sass schief eine blaue Mütze über einer riesigen kirschfarbenen Nase und kleinen blauen Schweinsaugen in einem schweren, weinroten Gesicht. Der eierförmige Rumpf balancierte auf zwei sehr kurzen Beinen. Sergeant Gula schaukelte vor und zurück wie eine Puppe auf Bleifüssen. Dann schnitt ein dröhnendes «Stillgestanden!» durch die Luft. Verächtlich schwebte sein Blick über unsere Reihen, dann drehte er sich auf der Stelle um und verschwand. Nach fünf Minuten, als wir es fast nicht mehr aushalten konnten, tauchte er wieder vor uns auf, spuckte in weitem Bogen aus und brüllte, dass es durch Mark und Bein ging:

«Rührt euch! Rechts und links um! Marsch!»

Wir hatten das Vergnügen, den «Schrecklichen» nicht vor dem Abend wiederzusehen, als wir zum Gottesdienst angetreten waren. In dem unaufhörlichen Regenguss hielt er eine lange Rede, eine Rede, die sehr dramatisch wirken sollte, von der wir aber wegen seines gewaltigen Brüllens, seines Stotterns und des Regengeplätschers nicht viel verstanden. Wir konnten nur vereinzelte Wörter erfassen wie «Ein Haufen von Idioten und Weichlingen» und eine Serie «eure» wie «eure Hände ... eure Füsse» und noch eine Salve Flüche. Wir begriffen, dass Sergeant Gula uns nicht besonders schätzte. Schliesslich fingen wir eine Phrase auf, die wir später sehr oft zu hören bekommen sollten: «Hier ist keine Universität, hier müsst ihr denken!»

Das letzte Wort wurde mit womöglich noch lauterer Stimme gebrüllt als die anderen. Mit diesem Satz glaubte der Sergeant seine

ganze Verachtung ausgedrückt zu haben, und er nahm an, dass wir diese Äusserung als eine brennende Beleidigung betrachten müssten.

Die Rede war nur eine Einleitung zu schlimmeren Plagen. Am nächsten Morgen tauchte die eierförmige Gestalt aus dem Nebel auf, als wir auf dem Kasemenhof angetreten waren. Noch hatte der Regen nicht die letzten Spuren des Schlafes aus unseren Gesichtern gespült, als auch schon sein Kommando wie ein Schuss durch die Luft sauste:

«Stillgestanden!»

Zwei Sekunden später wie ein Peitschenhieb:

«Rührt euch!»

Eine Sekunde später:

«Stillgestanden!»

Zwei Sekunden danach:

«Richtung rechts um!»

Dann:

«Links um! Kehrt! Hinlegen! Auf!» und so weiter eine ganze Stunde. Eine Stunde vor dem Frühstück, eine Stunde nach dem Frühstück und dann noch eine Stunde. Turnen, Exerzieren, Gewehrrübungen, Turnen.

«Hinlegen! Auf! Hinlegen! «

Überall war der widrige Sergeant zu gleicher Zeit. Seine starke Gesichtsfarbe ging in Purpur über. Er beugte sich vor und zurück in immer grösseren Bogen, bis er nahe daran war, mit dem Kopf auf die Erde zu stossen. Einen Tag, zwei Tage, drei Tage, eine Woche, zwei Wochen, drei Wochen. Keiner konnte es fassen, dass bleiche Diplomaten zu wahren Akrobaten wurden, dass steife Stadtväter Rekorde schlugen und der Richter mit dem Kneifer sich zum Sportsmann entwickelte. Innerhalb und ausserhalb der Garnison wurde Gula allgemein als ein Schrecken empfunden.

Dieser Mann tat alles, um uns das Leben während der Ausbildung sauer zu machen. Als wir erfuhren, dass er so etwas wie ein Held sei, veränderte das kaum unsere Auffassung von ihm. Wir liessen uns nicht beeinflussen, obgleich wir hörten, dass er seit 1914 an beinahe jedem bedeutungsvollen Krieg in Europa und Afrika teilgenommen hatte. Zu Beginn des vorigen Weltkrieges



kämpfte er unter dem Banner des russischen Zaren an den Masureischen Seen. Bei der Verteidigung eines Brückenkopfes wurde er ernsthaft verwundet und später von Grossherzog Nikolaus ausgezeichnet. Ein Jahr später war er wieder mitten drin, diesmal als Reserveoffizier in Galizien. Nach Russlands Zusammenbruch kämpfte er in der Weissen Armee des Generals Wrangel. 1920 avancierte er in der polnischen Armee zum Sergeanten. In der Schlacht bei Warschau wurde er schwer verwundet. 1921 schloss er sich der polnischen Aufruhrbewegung in Oberschlesien an. Als dann in Europa kein Kriegsschauplatz mehr vorhanden war, fuhr er nach Afrika. Dort trat er als gemeiner Soldat in die französische Fremdenlegion ein. Damals zählte er nicht mehr als 30 Jahre. Den ganzen Abd-el-Krim-Krieg hat er mitgemacht, und als der Friede kam, lag er im Gamisonkrankenhaus in Marrakesch. Es war das dritte Mal, dass er schwer verwundet wurde. 1938 erreichte Sergeant Gula den Höhepunkt seiner Karriere. Der spanische Bürgerkrieg hatte kaum begonnen, als er schon zu seinem fünften Kriegsabenteuer bereit war, diesmal als Leutnant in der Republikanischen Armee. In der Schlacht bei Guadalajara übertraf er sich selbst und wurde zum Hauptmann befördert, was er mit seiner üblichen Unberührtheit hinnahm.

Nach seinen Papieren hatte er eine ganze Sammlung Orden bekommen, unter anderen elf der höchsten militärischen Auszeichnungen, die Russland, Frankreich und Polen zu vergeben hatten. Aber Gula trug keinen einzigen Orden und er konnte den Anblick eines dekorierten Offiziers nicht leiden. In seiner Verdienstliste gab er nicht an, wieviele Male er verabschiedet worden war. –

Ein Tag war wie der andere und verging im gleichen monotonen Trott. Jeden Tag wurde es kälter und kälter und jeden Tag wuchs unsere Erfahrung im Soldatenberuf.

Frankreich hatte fünf Millionen Mann aufgeboten, aber für viele waren weder Waffen noch andere Ausrüstung vorhanden. Als wir in der ersten Woche in Coëtquidan exerzierten, besass jede Abteilung nur ein Gewehr. Wir waren daher glücklich, als man uns später Gewehre des Modells 1914 zuteilte. Eine Kompanie, die mit zerschissenen Uniformen des letzten Krieges ausgestattet war, erhielt keine Uniformmützen; sie trug eigene zivile Kopfbedeckun-

gen. Einer anderen Kompagnie fehlten die Marschstiefel; sie lief in Holzschuhen mit Stroheinlagen herum.

Am tiefsten sanken wir in unserem Elend, als der Leutnant, nachdem er eines Abends einen langen Vortrag über die Grösse der Vaterlandsliebe gehalten hatte, Befehl gab, die Wolldecken in zwei Teile zu zerreißen. Die eine Hälfte musste den Neuankömmlingen überlassen werden, denen es noch schlechter ging als uns. Und das ausgerechnet am ersten Frosttag! In jener Nacht piffte der Wind beissender denn je durch die Kasernenfenster.

Trotz Elend und Verdruss passten wir uns ziemlich gut den Verhältnissen an. Der Druck der Umstände war so stark, dass wir schliesslich mit erwartungsvollem Eifer an den dünnen Morgenkaffee dachten und uns richtig auf das Essen mit dem Bissen fetten Fleisches freuten.

Niemals vorher oder später haben wir so sehr ausserhalb der Politik gestanden, niemals waren wir allem Geschehen und normalen Leben so fern. Wir bekamen keine Zeitungen, keine Zeit zum Briefschreiben, kaum Zeit, die Briefe zu lesen, die uns erreichten, nicht einmal einige Sekunden täglich gewährte man uns zur Reinigung der Zähne.

Von Samstagabend bis Sonntagmorgen hatten wir Urlaub. Dann ging es hoch her in einem der drei Dorfkrüge, wo uns dicke Mädchen mit unverhülltem Interesse anglotzten, während sie schlechten vin ordinaire servierten. Ende November sollte die Ausbildung beendet sein. Jedesmal, wenn wir an Lipskis Kalender vorübergingen, der über seinem Bett hing, warfen wir einen ängstlichen Blick auf die restlichen Tage, die noch durchzustreichen blieben.

Als nur noch eine Woche bevorstand, traf uns ein trauriges Ereignis. Eines Nachmittags, als der Kasernenhof wie gewöhnlich von Feuchtigkeit dampfte, gab «Der Schreckliche» Befehl zum Anreten. Zu unserem grossen Erstaunen handelte es sich weder um Turnen noch Exerzieren. Er schaukelte wieder einige Male vor und zurück und wiederholte dann unter allgemeinem Schweigen die berühmte Rede, mit der er uns das erste Mal begrüsst hatte. Auch diesmal konnten wir nur schwer verstehen, um was es ging. Er hielt die Rede mit tief melancholischer Stimme, wodurch sein Gebaren nur noch komischer wirkte. Dann fing er wieder an zu

schaukeln, diesmal seitwärts. Seine Pendelbewegungen waren so übertrieben, dass er sicher das Gleichgewicht verloren haben würde und in den Schmutz gefallen wäre, wenn nicht jemand ihn aufgefangen hätte. Der diensttuende Korporal führte ihn in seinen Raum. Ihm erklärte Gula sein Benehmen. Ein schwerer Trauerfall hatte ihn betroffen. Durch das Rote Kreuz hatte er gerade erfahren, dass seine junge, wunderbare Frau und seine beiden Kinder daheim in Polen getötet worden seien.

Am 1. Dezember verliessen wir Coëtquidan, ohne eine Träne zu vergiessen. Mehrere Hundert von uns Kadetten wurden nach Guer geschickt, einem kleinen Dorf in ungefähr zehn Kilometer Entfernung. Dort sollten wir weiter ausgebildet werden. Ein elender kleiner Bahnhof am Markt, wo der Wagen des Fischhändlers die Hauptrolle spielte, die übliche Hauptstrasse mit den üblichen kleinen Läden, die üblichen zwei Reihen zweistöckiger Häuser, unter deren steil abfallenden Schieferdächern das unvermeidliche kleine Bodenfenster hervorlugte – das war Guer, ein Dorf wie tausend andere Bretagne-Dörfer. In den Dachkammern sollten wir während des kältesten Winters, den die Bretagne seit Menschengedenken erlebt hatte, vier Monate lang die Nächte zubringen. Wir lagen zu vieren oder fünfen in jeder Kammer auf Stroh. Unzählige Nächte konnte ich vor Kälte nicht schlafen. Ich lag nur da und schaute in die Sterne, die durch die Mauerlücken schienen.

Nun bekamen wir eine ganz neue Art Ausbildung. Wir waren in eine Maschinengewehrkompanie umgewandelt worden. Jeden Morgen in der Dämmerung traten wir an vor dem Wagen des Fischhändlers und marschierten aus dem Dorf. Mit den Maschinengewehren auf dem Buckel marschierten und rutschten wir auf den vereisten Wegen, bis wir sechs bis sieben Kilometer zurückgelegt hatten, mitunter auch mehr. Auf den bewaldeten Höhen übten wir dann stundenlang Angriff und Verteidigung, Angriff und Verteidigung, und immer mussten wir dabei in dem gefrorenen Boden Schützengräben ausheben, wobei wir uns Hände und Uniformen an Stacheldrahthindernissen zerrissen.

An den Abenden, wo wir keine Nachtübung hatten, pflegten wir durch die fünf oder sechs kleinen Kneipen im Dorfe eine Runde zu machen – aber zehn Minuten nach neun waren wir in unseren

Dachkammern, wo wir, von zukünftigen Siegen träumend, den Ratten und der Kälte trotzten und schliefen. Kurz bevor ich für eine Woche auf Weihnachtsurlaub nach Paris fuhr, war ich mit einigen Kameraden in Coëtquidan. Dort erlebten wir eine peinliche Szene. Zwei Soldaten mit aufgefplantem Bajonett eskortierten einen dritten, in dem wir den Sergeanten Gula erkannten. «Der Schreckliche» war noch purpurfarbener in seinem Gesicht als sonst, und er sah furchtbar traurig aus. Hinterher hörten wir, dass er am Abend vorher einen Obersten, den er für einen gewöhnlichen Soldaten hielt, zum Grüßen zwingen wollte. Der Oberst hatte sich wütend geweigert, der Aufforderung nachzukommen, aber Gula gab nicht nach. Gleichzeitig erfuhren wir, dass Sergeant Gulas Frau und Kinder niemals getötet worden sein konnten, da sie überhaupt nie existierten. Vielmehr war ein Kamerad von Gula so hart betroffen worden, und Gula sass eine ganze Nacht bei ihm, um ihn zu trösten. Dabei hatten beide soviel Alkohol getrunken, dass Gula das Opfer von Halluzinationen wurde. Daher seine traurige Rede.

Und trotzdem, Sergeant, trotz allem, werde ich immer an Sie denken als einen guten Kerl. Vielleicht, weil Sie mit Ihren unverständlichen Darlegungen und mitreissenden Kommandos für uns Rekruten aller Klassen und aller Berufe neue und weitere Horizonte wiesen. Ich weiss heute, dass Sie uns im Lehm herumkriechen und auf einem Bein herumspringen liessen, um uns auf diese Weise zu zeigen, dass wir in einer verkehrten Welt leben und dass es am besten ist, sich so schnell wie möglich daran zu gewöhnen. So war Ihre Art, es uns verständlich zu machen. «Alles hat sich verändert und auch wir müssen uns verändern», versuchten Sie uns zu sagen. Darum, Sergeant, wenn wir zurücksehen auf diese Zeit, dann werden wir an Sie als das Symbol der Verwandlung denken, die wir durchgemacht haben. Ausserdem, alter Schurke, begriffen sogar wir, dass irgendwas Besonderes mit Ihnen los war. Als wir später gegen den Feind vorgingen, wünschten viele von uns heimlich, dass Sie dabei gewesen wären. Sie mit Ihrer roten Nase und dem lächerlichen Körper hegten eine tiefe Verachtung für das kleinliche und wohlbestallte normale Leben und in Ihnen war der Funke, der einem Kraft gibt, im Kugelregen über ein Schlachtfeld zu kom-

men, koste es was es wolle. Sie brannten vor Eifer, all das Unglück zu rächen, das unbekannte Männer und Frauen betroffen hat, Sie wollten alle rächen, die verraten worden sind. Sie hatten die Tapferkeit des wahren Soldaten. Ich grüsse Sie, Sergeant!

### *Wir verlassen Frankreich*

Ein anderes Bild: Chateau de Montrouville, ein verfallenes Schloss im gotischen Stil, kolossal, kalt und geheimnisvoll. Ort der Handlung: Immer noch die Bretagne.

Rollen: Offiziere des Hauptquartiers der polnischen «Hochlandsbrigade» und französische «militärische Ratgeber». General Bohusz, Chef der Brigade, gross, monumental, rauhe, granitharte Züge. Oberst Kamionko, der Pessimist der Brigade. Dann I., dunkel, mystisch und lächelnd, ein Mann von Welt. Oberst Molle, französischer Offizier bei den Alpenjägern, mager, mit schnellen nervösen Bewegungen und dunkelblauer Uniform statt des modernen Khaki – eine gewisse Weichheit in dem klaren Blick schien mit der wallenden Baskenmütze übereinzustimmen. Hauptmann Labri, Offizier der Algierjäger, braungebrannt, blendendweisse Zähne, dunkle glühende Augen, immer mit einer Kamera versehen und regelmässig verspätet zu irgendeinem Rendez-vous. Pater Octave, Dominikanermönch, Unterleutnant bei den Alpenjägern, rundes strahlendes Chorknabengesichtchen. Jean Meyszt, junger Kadett von Guer, Kollege und Freund von mir, eingeschworener Feind aller Staboffiziere. Ferner französische und polnische Offiziere und Soldaten. Überall in den Korridoren, in den Parks, in den Ställen und auf den Dielen Soldaten in Massen.

Am Morgen nach dem 9. April kam unser grosser Augenblick. Da übergab uns General Sikorski unsere Fahne. Die Feierlichkeit fand im Zusammenhang mit einer Militärparade und in Gegenwart vieler französischer und britischer Generäle und Gesandter draussen vor Malestroit statt. «Ihr habt den ehrenvollen Auftrag, den Weg zu weisen», sagte der General. «Die ‚Hochlandsbrigade‘ wird die erste Abteilung der neuen polnischen Armee, die den

Kampf mit dem Feinde einleitet.» Als Antwort ertönte ein lauter Jubelruf der fünftausend Soldaten, die in dichten Reihen um das grosse Feld standen. Endlich sollte ihr brennender Wunsch in Erfüllung gehen. Einige Sekunden Schweigen, in denen man nur hörte, wie die gestickten Fahnen dreier Länder wie Adlerschwingen gegen die vergoldeten Fahnenstangen schlugen. Dankbarkeit und Wärme erfüllte die Herzen dieser Männer. Jetzt waren der unbedeutende Drill und das Exerzieren mit seinen ebenso bedeutungslosen Leiden und Freuden vorüber. Alle fühlten wir, dass jetzt unsere Sehnsucht nach etwas «Richtigem» erfüllt werden sollte.

«Präsentiert das Gewehr!» Unsere weiss-rote Fahne wurde um das Feld herumgetragen, gefolgt von einer blitzenden Ehrengarde mit auf gepflanzten Bajonetten. Die Mauern der Männer standen unbeweglich. Auf einigen Wangen rannen Tränen der Rührung. Wir verliessen das Feld bei Malestroit als neue Menschen.

Auf dem Rückwege nach dem Schloss sass ich im gleichen Auto wie zwei Mitglieder des Brigadehauptquartiers. Der aktive Offizier I. mit seinen drei Reihen klirrender Medaillen starrte vor sich hin, ohne sich weiter um den gesprächigen K., im Zivilberuf Advokat, zu kümmern, der an seiner Seite sass.

In einer Pause streckte ich meine Fühler aus: «Was glauben Sie, Herr Oberst, kommen wir nach Norwegen oder an die Maginotlinie?» Ich sass mit offenem Munde da, als er antwortete: «Ehrlich gesagt, es ist noch gar nicht entschieden.» – «Was? Es ist noch nicht entschieden?» – «Nein. Und das ist das einzige, was ich sagen kann, denn ich weiss es selbst nicht.» Mit plötzlicher Heftigkeit fragte K.: «Was, zum Teufel, tun denn die da oben in Paris, wenn sie noch nicht einmal wissen, wohin wir sollen? Solange ich nicht Präsident oder Diktator bin, wird nichts gemacht. Zwei Tage sind vergangen, und noch haben sie keinen Entschluss gefasst. Es ist doch klar wie Klossbrühe, dass wir nach Norwegen müssen. Aber heute, nicht morgen, und bevor der Branntwein da oben zu Ende ist! – Es soll also wohl ein neues Finnland werden ...» schloss er trübsinnig.

Seine Fragen blieben unbeantwortet. Eine Woche später hatten wir noch immer keine Ahnung, wohin wir sollten.-----

Am 15. April kehrte General Bohusz mit dem Flugzeug von Pa-

ris zurück und teilte seinem Stab mit, dass endlich ein Entschluss gefasst worden sei. Die Brigade würde mit einem grossen französisch-britischen Expeditionskorps nach Norwegen kommen. Noch am selben Abend sollten wir nach Brest fahren.

Die Deutschen brauchten 24 Stunden, um ganz Dänemark zu okkupieren und in 24 Stunden befanden sich auch alle wichtigen strategischen Punkte in Norwegen in ihren Händen.

Wir brauchten eine ganze Woche, um die fünfzig Kilometer von Château de Montrouville bis nach Brest zurückzulegen. In der ersten Nacht wurden wir in Sizun, einer kleinen Stadt nahe der Küste, verladen. Am folgenden Tage bekamen die vier Bataillone Befehl, sich in Alarmbereitschaft zu halten. Die Soldaten mussten in ihren Baracken bleiben. Dieselben Schafspelze, die sie bei Abschluss des russisch-finnischen Friedensvertrages wieder hatten zurückgeben müssen, wurden jetzt an sie verteilt.

Am Abend waren wir alle bereit zum Abmarsch, aber wir blieben mehrere Tage in Sizun. Während dieser Zeit erwarteten wir jeden Augenblick den Befehl zum Aufbruch. Donnerstag, den 18. April, ging es vier Kilometer weiter. Die Brigade war nun mit ihren unzähligen Autos und der gewaltigen Ausrüstung bis in eine Vorstadt von Brest gekommen, nach Plougastel. Ich wurde nach Brest hineingeschickt und sah, dass es auf dem Quai de l'Arsenal von Soldaten wimmelte. Zum grössten Teil waren es Fremdenlegionäre und Alpenjäger, die darauf warteten, an Bord gehen zu dürfen. Im Hafen lag eine ganze Reihe graubemalter Schiffe vor Anker. Weiter draussen sah man die Silhouetten verschiedener Kriegsschiffe. Missmutig und mit gebeugten Rücken standen Männer in kleinen Gruppen und sprachen leise miteinander. Sie wussten nicht, wann und wohin sie fahren sollten oder ob sie Frankreich jemals wiedersehen würden. Düster fiel der Regen, und die Luft war feucht und rau.

Am 20. April, morgens um sechs Uhr, wurde ich in meinem kleinen Zimmer bei Monsieur le Curé in Plougastel wie von einer Bö geweckt. Dort schlief ich, umgeben von fast allen Heiligenbildern. Es war K., der hereingestürzt kam und schrie: «Aufstehen! Sofort aufstehen!» – «Was ist los?» fragte ich verschlafen. «Fahren wir?» – «Nein, nein, aber in fünf Minuten musst du im Café du Marché

sein und mich zu einer Flasche Champagner einladen!» – «Sachte, Louis, bist du verrückt? Champagner um diese Zeit?» – «Ja wohl, gerade jetzt, alter Junge, du bist nämlich zum Unterleutnant befördert worden!» Nun sprang ich aus dem Bett. «Was sagst du?» K. zog eine entsetzliche Grimasse und verschwand, während die Tür hinter ihm krachend ins Schloss fiel. Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass wir nicht nur eine Flasche Champagner tranken, sondern mehrere, als ich hörte, dass er wahr gesprochen und dass ich meinen ersten Stern am folgenden Tage bekommen sollte.

Welch ein herrlicher Tag war doch dieser Sonntag, als ich auf dem Hofe in Plougastel General Sikorski vor dem ganzen Bataillon sagen hörte: «Kadett Litynski, hiermit ernenne ich Sie zum Unterleutnant.»

Ich glaube kaum, dass ich jemals so stolz auf mich selbst gewesen bin, nicht einmal, als ich mein Abitur bestand. Die sechs letzten anstrengenden Monate waren völlig vergessen. Endlich durfte ich in den Kreis der Halbgötter eintreten, in das Allerheiligste – ich war Offizier.

General Sikorski machte nun seinen Abschiedsbesuch bei unserer Brigade. Am nächsten Morgen sollten wir fahren. Am Abend fanden grosse Festlichkeiten statt. Eins der Bataillone hatte im Stadthaus für die Offiziere ein grosses Bankett veranstaltet. Der Markt in der kleinen Stadt war dekoriert worden, und am Rande wurden lange Tische für das Festmahl der Mannschaften aufgestellt. In allen Dörfern der Umgegend hatte man grosse Feuer entzündet und man sang, tanzte und feierte bis zum dämmernden Morgen. Viele Tonnen Obstwein und manche Flasche Calvados sind in jener Nacht geleert worden. Für die Bevölkerung dieser Gegend war die Nacht sicher historisch und noch viele Jahre wird man wohl davon erzählen. Am Tage hatte man die Ausrüstung an Bord geschafft. Wir sollten mit drei grossen französischen Passagierschiffen von 15-2'0000 Tonnen transportiert werden: «Le Chenonceau», «Le Colombie» und «Le Mexique». Die Einschiffung war noch schwerer, als wir erwartet hatten.

Jeder vertrat seine eigene Ansicht, langwierige Diskussionen entspannen sich zwischen Franzosen und Polen, und die Hafenbehörden, die auf keinen hören wollten, erschwerten die Situation noch



mehr. Am Nachmittag war es offensichtlich, dass die Einschiffung bis zum Abend keineswegs beendet sein würde, und als der Abend kam, stand es durchaus nicht fest, dass wir am nächsten Tag abdampfen konnten. Wir waren verzweifelt. In diesem unbeschreiblichen Durcheinander hoben gewaltige Krane unsere Lastautos direkt vor den Nasen der Chauffeure in die Schiffsleiber. Die Fahrer schüttelten den Kopf und wandten sich ab. Würden sie die Wagen jemals wiedersehen?

Geschütze und Maschinengewehre wurden in den Laderäumen verstaut. In einem Schiff standen die Maulesel, in einem andern lag ihr Futter und die Munition in einem dritten. Wenn nur ein Schiff versenkt würde, wäre es um uns geschehen. Das war uns allen peinlich klar. Und ebenso klar war es uns, dass Tage vergehen würden, ehe wir alles wieder zusammengefunden hätten, wenn wir erst einmal in Norwegen wären.

Am Morgen des 21. April konnten die Mannschaften endlich an Bord gehen. Die Abfahrt war auf zwei Uhr festgesetzt worden, aber als es dunkelte, lagen wir noch immer im Hafen. Die Uhr zeigt die achte Abendstunde, als ich vom Vorschiff des «Chenonceau» mit einem Seufzer der Erleichterung sah, dass der Laufsteg eingezogen wurde.

### *Dunkelheit sinkt über Narvik*

Unterleutnant Lada, ein dunkler, hagerer Mann, der seine Basenmütze kühn auf der Seite trug, bemühte sich, sein Stottern zu überwinden und zu erzählen, was er kürzlich erlebt hatte. Wir saßen in einem selbst gegrabenen Schneeloch am Wege zwischen Hakvik und Ankenes, direkt in der Kurve, die der Weg ins Land hinein nimmt.

Sieben bis acht Meter von uns entfernt lag ein deutscher toter Soldat in seiner graugrünen Uniform. Sein Kopf hing über dem Hohlweg. Diese Leiche hatte eine besondere Bedeutung für unsere Brigade, denn sie bezeichnete eine Grenze am Fjord, über die hinaus wir nicht gelangen konnten. Jedesmal, wenn man bis an diesen Wegweiser herankam, setzte man sich augenblicklich dem Feuer

deutscher Maschinengewehre aus, die irgendwo dort oben in den Bergen versteckt waren. Für den Feind war es nicht anders. Auch er konnte nicht weiter kommen. Die Polen, die in ihren Löchern am Abhang lagen, hatten an diesem toten Körper eine leichte und sichere Zielscheibe, die sie genau bewachten. Darum lag der tote Soldat schon zehn Tage an dieser Stelle und wurde nicht beerdigt.

An diesem Abend – es war am 27. Mai gegen 10 Uhr – leuchteten der Ofoten-Fjord und das Gebirge nach einem strahlenden Tag in jenem wunderbaren blauen Licht auf, das in diesen Breiten das Dunkel der Nacht ersetzt.

Lada erzählte, wie es ihm zwei Tage vorher an der Spitze seiner Motorradpatrouille gelungen war, nicht nur an dieser verhängnisvollen Stelle vorbeizukommen, sondern auch den Rand des Dorfes Ankenes zu erreichen – mitten in dem von den Deutschen besetzten Gebiet. Sie hatten wirklich Glück gehabt. Sein Befehl lautete, soweit wie möglich vorzudringen, um auszukundschaften, wo die vordersten Stellungen des Feindes lagen. Sowie sie bei dem gefallenen deutschen Soldaten standen, wurden sie beschossen, aber sie kamen mit heiler Haut davon. Da die Kugeln der Maschinengewehre hinter ihnen her piffen, während es vor ihnen ganz ruhig war, wählte Lada, der anscheinend ebenso stotternd dachte wie er sprach, den sichereren Ausweg und fuhr weiter. Die Motorräder konnten ein ganz gutes Tempo halten, und er war daher nicht so sehr erstaunt, als er entdeckte, dass sie vor den ersten Häusern von Ankenes standen. Da er eine romantische und sentimentale Seele besass, ist es ziemlich glaubhaft, dass er anhielt, um die wundervolle Aussicht über Narvik zu genießen, die sich vor ihm ausbreitete. Die Deutschen, die Ankenes hielten, waren so verblüfft über die Unverschämtheit dieser Männer, einfach in ihr Gebiet einzudringen, dass es mehrere Minuten dauerte, ehe sie das heftige Feuer eröffneten.

Lada, der seinen Befehl jetzt ausgeführt hatte, hielt es für das Klügste, umzudrehen – und unter dem Schutz des Allmächtigen gelang es ihm, nach Hakvik zurückzukommen. Vier seiner Leute wurden vermisst, als er aber sein Gehirn richtig anstrengte, fiel ihm ein, dass er gesehen hatte, wie sie in einem Häuschen verschwanden, als die Patrouille umkehrte.

Einige Stunden später erfuhr er, dass man von der anderen Seite

des Gebirges noch heftiges Maschinengewehrfeuer hörte, was bedeutete, dass die in Ankenes zurückgebliebenen Leute den Kampf nicht aufgegeben hatten. Lada sammelte seine Abteilung, machte das Zeichen des Kreuzes und fuhr noch einmal los. Bei der gefährlichen Wegbiegung mit dem unheimlichen Wegweiser verlor er zwei Leute, die nach Hakvik zurückgebracht wurden. Als er nach Ankenes kam, stand eines der äussersten Häuser in Flammen. Die Maschinengewehre knatterten die ganze Zeit. Seine Patrouille, die mit gleichwertigen Waffen ausgerüstet war, blieb die Antwort nicht schuldig. Aus dem Keller des brennenden Hauses krochen zwei der vermissten Soldaten hervor, die ihre beiden schwer verwundeten Kameraden mit sich schlepten. Die Patrouille schoss noch einige Serien ab, drehte die Räder um und passierte bald darauf zum vierten Male am gleichen Tage die «Todeskurve» und kam im Triumph in Hakvik an.

Die Vermissten erzählten, dass sie während der deutschen Beschiessung in einem Hause Schutz suchten, das bald darauf durch eine explodierende Granate in Brand geriet. Einer von ihnen sprang hinaus und holte den reichen Munitionsvorrat, der in seinem Beiwagen lag, herein. So konnten sie weiterhin das Feuer beantworten, bis Lada zurückkam. Doch kam der Moment, wo ihnen die Patronen ausgingen und die Hitze anfang, recht ungemütlich zu werden.

Lada berichtete diese Abenteuer, indem er wild gestikuliert und die Augen rollte.

Während ich zuhörte, bemerkte ich etwas äusserst Interessantes. Auf dem stillen Wasser des Ofoten-Fjords entdeckte ich einen Zerstörer, der dicht an den Felsen entlangschlich und seine Schutzfarbe aufs Beste ausnutzte. Etwas weiter entfernt konnte ich noch einen zweiten erkennen. Links, wo der Fjord sich zwischen den beiden Gebirgskämmen erweitert, sah ich einen schwarzen Rauchstreifen. Auch gegen den Horizont konnte man mehrere fast unsichtbare Rauchfahnen erkennen, was bewies, dass weitere See- und Luftstreitkräfte sich näherten. Ohne ein Wort der Erklärung sagte ich zu Lada, dass wir sofort nach Hakvik zurück müssten.

Nur sehr wenige Offiziere und keiner von der Mannschaft wussten, dass in dieser Nacht Narvik angegriffen werden sollte. Erst hatte

man den Angriff auf den 24. Mai festgesetzt, aber dann war er drei Tage aufgeschoben worden.

Der Plan ging darauf aus, dass die Polen die deutschen Stellungen auf der Halbinsel Ankenes und das eigentliche Dorf von Süden angreifen und gleichzeitig Narvik von den Bergen im Osten aus umringen sollten. Die französischen Alpenjäger und die paar hundert Norweger von General Fleischers 6. Division hatten vom nördlichen Ufer des Beisfjordes vorzugehen. Die Fremdenlegion und ein norwegisches Bataillon würden an einem vorher bestimmten Platz nördlich der Stadt auf der eigentlichen Halbinsel von Narvik an Land gehen. Vor der Aktion sollten die britischen Flotteneinheiten ein halbstündiges Bombardement durchführen. Aus diesem Grunde waren die Kriegsschiffe da, die ich gesehen hatte. Man versprach uns auch die Unterstützung von sechs britischen Jagdflugzeugen.

Es war eine stille Nacht mit dem unbeschreiblichen violetten Schimmer über den Fjorden und den schneebedeckten Berggipfeln. Als ich so an einen Zaun gelehnt dastand, den Radio neben mir, mit dem ich den Kontakt mit den polnischen Bataillonen rund herum in den Bergen aufrecht erhielt, empfand ich wie nie zuvor und niemals später das eigenartige Schweigen in der Luft, wenn sie voller Spannung ist. Links von mir, auf der anderen Seite des Ofoten-Fjords, konnte ich sehen, wie der Schatten des neunten und letzten Kriegsschiffes zu Füßen der grauen Berge sich gegen mich bewegte.

Im gleichen Augenblick wurde ein Flugzeug sichtbar, und dann noch eins. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, es waren britische Flugzeuge. Man brauchte sie gar nicht zu sehen, um sie zu erkennen. Ihr tiefes monotones Brummen unterschied sie deutlich von den deutschen. Wenige Sekunden später waren es vier, dann sechs Flugzeuge, die über den Gebirgskamm flogen.

Ich sah auf meine Armbanduhr. Es war elf Uhr. Genau in diesem Augenblick wurde die Stille von einem furchtbaren Getöse unterbrochen. Das Krachen der ersten Granate hallte durch die Berge rund um den Fjord. Eine zweite Granate zerfetzte die Luft wie eine Sturmbö. Das Echo war noch nicht verklungen, als schon zwei weitere und dann noch vier den Lärm steigerten – bis alle

neun Kriegsschiffe auf einmal ihre Batterien abfeuerten. Mit einem teuflisch steigenden und fallenden Laut piff eine Salve nach der anderen durch die Luft. Die konturlosen Gebirgsmassive mit ihren schneebedeckten Gipfeln schienen in dem blauen Dunst zu erzittern. Der helle Himmel wurde schnell von dichtem, schwarzem Rauch verdunkelt. Nur das Wasser im Fjord blieb still und unberührt.

Mit weit aufgerissenem Munde und in den pechschwarzen Himmel stierend kroch der kleine Radiotelegraphist unter einem Baum zusammen, als ob er erwartete, dass alles um ihn herum Zusammenstürzen sollte. Sein rundes, kindliches Gesicht, das eben noch im Lichte der Abendröte geglüht hatte, war jetzt ganz grau.

Derselbe Rauchsleier, der sein Gesicht verdunkelte, lag nun um den Fjord, Ankenes und die kleinen Häuser bei Hakvik. Die Nacht war nach Nordnorwegen gekommen. Zum ersten Male seit beinahe drei Wochen waren wir von Dunkelheit umgeben.

Der grosse Zeiger auf meiner Uhr war eine Stunde weitergerückt. Es war Mitternacht.

In alle versteckten Stellungen im Gebirge, hinter Baumstämmen und Felsen, ging das Kommando «Feuer!» Die Maschinengewehrnester, die vorher Befehl bekommen hatten, das Feuer einzustellen, schossen nun wild drauflos. Das Feuer von den Kreuzern und Zerstörern hatte etwas nachgelassen, aber ihre Granaten donnerten während der ganzen Nacht.

In dunkeln, sich schlängelnden Reihen krochen Soldaten die Gebirgsseite hinauf. Während die Polen ihren Angriff von Süden in Richtung Ankenes und Nyborg am Beisfjord vortrugen, bewegten sich die Alpenjäger und die Norweger auf den Rombaksfjord zu.

Gleichzeitig erschien draussen vor Narvik mit geisterhafter Plötzlichkeit eine Fischerbootsflottille, die mit heftigem Maschinengewehrfeuer empfangen wurde. Die Deutschen waren bereit, sie lagen verschanzt hinter Häusern am Hafen und Felsen am Strand. Das erste Motorboot konnte glücklich landen, das zweite auch. In Stahlhelmen und mit aufgepflanzten Bajonetten sprangen die Männer im Kugelregen an Land. Sie verschwanden, aber nur, um weiter oben auf dem Wege zu den Schlüsselstellungen des Feindes wieder zu erscheinen. Vorne, in einem Boot stehend, gab ein Offizier

seine Befehle durch ein Megaphon. Ein paar hundert Meter weiter fuhr ein Kampfwagen direkt durch die improvisierte Laufplanke und ging auf Grund. Drei Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten und ein Offizier mit einem Revolver stürzten sich über ein Maschinengewehr und dessen Bedienungsmannschaft. Die Fremdenlegion war zum Angriff übergegangen!

### *Eine Brigade geht verloren*

An dem Abend, als wir unseren Fuss wieder auf französischen Boden setzten – es war am 14. Juni und wir hatten Narvik elf Tage vorher verlassen –, wurden wir in grösster Eile in das kleine Dorf St. Renan, 15 km von Brest, transportiert. Woher dieser Befehl kam und warum er gegeben wurde, davon hatten wir nicht die blasseste Ahnung. Wir wurden in den verschiedenartigsten Fuhrwerken befördert, vom Luxusauto bis zum Leichenwagen. Die Soldaten, die seit 12 Uhr mittags nichts gegessen hatten, liessen sich auf dem Trottoir nieder, während ich mich auf die Jagd nach einem Gendarm begab. Schliesslich erwischte ich einen. Als ich ihn darüber aufklärte, dass fünfhundert aus Norwegen zurückgekehrte Männer im Dorf einquartiert werden sollten, startete er mich erstaunt an und sagte mürrisch: «Morgen können Sie vielleicht zehn oder zwanzig Mann hier unterbringen, aber jetzt schlafen alle Leute.» Mir ging Verschiedenes auf. Das war nicht mehr dasselbe Land wie vor einigen Wochen, als wir es verliessen. Jetzt musste man andere Methoden anwenden. Ich antwortete also, dass meine Leute, wenn man ihnen nicht Quartier an weise, die Türen einschlagen und sich selbst Schlafgelegenheiten beschaffen würden.

Eine halbe Stunde später waren sie in einigen grossen, dem Durchzug ausgesetzten Scheunen untergebracht. Ich hatte Befehl gegeben, im Dorf Maschinengewehre aufzustellen. So weit war es gekommen.

Am nächsten Tage weilte ich mit mehreren anderen Stabsoffizieren der polnischen Brigade in Brest. Einige waren mit uns auf die «Georgic» gekommen.

Das erste Bataillon der Brigade war bis zum 7. Juni in Norwegen geblieben und hatte unseren Rückzug gedeckt. Man erwartete, dass

es mit General Bohusz abends in Brest ankommen sollte. Es war uns unmöglich, genauere Auskünfte über die Lage zu bekommen. Wo mochte die französische Regierung sein? Einige sagten in Tours, andere in Bordeaux. General Sikorski, behauptete man, sei mit seinem Stab in Libourne. Wir bemühten uns vergeblich, ihn telefonisch zu erreichen. Ebenso wenig konnte ermittelt werden, welche Militärbehörde uns durch den Ortskommandanten Befehle gegeben hatte. Wir wussten nur, dass die Deutschen Paris seit drei Tagen besetzt hatten und dass sie schon in Le Havre, Montmédy, Vitry-le-François und wahrscheinlich auch in Verdun standen. Man brauchte nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um zu sehen, dass alles verloren war. Und selbst das erübrigte sich, wenn man die unorganisierten Soldatenhaufen sah, die ohne Ausrüstung und Führung durch die Strassen zogen. Trotzdem – und das war das Merkwürdige – ging das tägliche Leben in Brest seinen Gang wie gewöhnlich. Die Geschäfte blieben geöffnet, die Cafés steckten voller Soldaten und Zivilisten, und Männer und Frauen blockierten mit ihren Paketen die Hotelhallen.

Nachdem wir in glühender Hitze stundenlang auf dem kleinen Bahnhof gewartet hatten, fuhren wir am Nachmittag nach Dol, einem Dorf bei St. Malo, ungefähr 150 km von Brest. Nach den uns erteilten vagen Auskünften sollte die polnische Brigade hier ihre Verteidigungsstellungen beziehen. Wir wussten, dass nicht mehr General Bethouart den Befehl führte, sondern General Altmeyer, der die Führung bei Rennes gehabt hatte. (General Bethouart führte den Befehl über die alliierten Streitkräfte bei Narvik und leitete den Angriff, der zu der vorübergehenden Eroberung der Stadt führte. Anmerkung des Herausgebers.) Alles das klang völlig unglaublich. Nach kaum zwei Monate dauernder Abwesenheit kehrten wir in ein Frankreich zurück, das nicht wiederzuerkennen war, ein Frankreich, das schon im Begriff stand, zu zerfallen und nur durch die Macht der Gewohnheit zusammengehalten wurde.

Nachdem wir die halbe Nacht gefahren waren und dabei unzählige Male auf dunklen kleinen Stationen und mitunter mitten auf der Strecke halten mussten, kamen wir gegen sechs Uhr morgens in Dol an. Niemand erwartete uns und niemand holte uns ab. Wir stiessen auf einen schläfrigen Offizier, dessen Mütze auf die

rote Nase gerutscht war. Er schien über unsere Gegenwart ebenso verärgert zu sein wie wir selbst und alles, was er zu sagen hatte, beschränkte sich auf die Mitteilung, er sei soeben von der Ankunft von vier Zügen mit polnischen Truppen unterrichtet worden. Niemand habe eine Ahnung, um was es sich handle. Er riet uns, einen Obersten de la Fosse aufzusuchen, der in seiner Eigenschaft als Chef dieses Verteidigungsgebietes vielleicht sagen könne, was aus uns werden sollte.

Hier, in dem klaren Morgenlicht von Dol, sah ich auf dem Bahnhofe zum ersten Male die tragischste Erscheinung dieses Krieges: Flüchtlinge. Sie lagen im Wartesaal auf den Bänken und auf dem Fussboden, sie sassen draussen auf ihren Koffern und Bündeln. Alte schwarzgekleidete Frauen starrten mit ihren müden Augen weit vor sich hin, während sie krampfhaft ihre Bündel und Pakete festhielten, das einzige, was sie aus ihrem ehemaligen Heim und ihrem früheren Leben gerettet hatten. Wenn man sie fragte, woher sie kamen, nannten sie nicht nur eine Stadt, sondern zehn. Jede einzelne war nur eine Etappe auf ihrer Pilgerfahrt. Wenn man ihnen eine Tasse Kaffee gab, lösten sich ihre Zungen und sie erzählten von den Bombardements, von zerstörten Häusern und Angehörigen, die auf dem Wege verloren gegangen seien. Einige waren von Lille gekommen, andere von Belgien und wieder andere von Holland.

Gemeinsam mit Major Majorkiewicz, der zu unserem Stab gehörte, lief ich drei Stunden lang zwischen dem Bürgermeisteramt und der Polizeistation hin und her – immer auf der Jagd nach dem berühmten Oberst de la Fosse. Als wir die Hoffnung aufgegeben hatten, fanden wir ihn auf dem Bahnhof. Er erklärte, dass er gekommen sei, um den Befehl über die Brigade zu übernehmen. Wir sollten die Verteidigung dieser Gegend übernehmen. Das erschien mir doch etwas kompliziert. Unsere Brigade stand bereits unter dem Befehl eines Generals, und ausserdem besaßen wir keine anderen Waffen als unsere Gewehre und Maschinengewehre. Alles andere war in Norwegen geblieben. Auf der Rückreise hatten wir Befehl bekommen, unsere Handgranaten ins Meer zu werfen, da man befürchtete, sie könnten die Gefahr erhöhen, wenn das Schiff in Brand geschossen würde. Aber, ehrlich gesagt, es fiel mir schwer,



dem vortrefflichen Obersten das alles zu erklären. Er nahm nämlich seinen beinahe unmöglichen Auftrag sehr ernst. Ich musste darauf hinweisen, dass unsere Soldaten hungrig seien, da man in Brest nicht vorgesorgt hatte, und dass weitere Soldaten, die sich in der gleichen Situation befanden, jeden Augenblick eintreffen könnten. Ich war gezwungen, sehr deutlich zu unterstreichen, dass sie einige Stunden Ruhe haben müssten, ehe sie weitermarschieren könnten. Major Majorikewicz, der neben mir stand und kein Wort französisch sprechen konnte, unterstützte mich mit eifrigem Kopfnicken. Der Oberst war sichtlich bekümmert, als er das alles hörte und verliess uns mit einem vagen Versprechen, bald wiederzukommen, wir warteten jedoch nicht auf ihn.

Als die Zeiger gegen zwölf Uhr rückten, kamen General Bohusz und der Rest der Brigade. Wir hatten alles ziemlich satt. Nach einigen heftigen Disputen mit dem Bürgermeister und dem Verantwortlichen auf der Polizeistation wies man uns endlich ein altes verfallenes Kloster als Hauptquartier an. Ein Bataillon wurde in einige Häuser, Baracken und Scheunen verlegt. General Bohusz gab Befehl, dass die übrigen drei Bataillone sich in St. Malo einrichten sollten, ein anderer Platz wenige Kilometer von diesem Ort entfernt und schliesslich in Dois unmittelbarer Nähe. Dol sei sofort mit Barrikaden zu umgeben, und auf den Wegen, die ins Dorf führten, sollten Tanksperren errichtet werden.

Es ist schwer, die Stimmung zu beschreiben, die am 16. Juni, dem schicksalsschwersten Tage in Frankreichs Geschichte, in diesem kleinen sonnendurchglühten Bretagne-Dorf herrschte. Sowie die Polen angelangt waren, wurde es beinahe unmöglich, durchs Dorf zu gehen. Auf dem offenen Platz hatte der Cafebesitzer seine Tische so weit auf das Trottoir gestellt, dass man nicht vorbeikommen konnte, ohne auf die Strasse zu treten. In den unzähligen Gläsern Pernod und Cinzano, die im Laufe des Tages geleert wurden, schmolzen die Eisstücke schnell unter der heissen Sonne. Bald berührten die Gespräche das Thema «der Krieg ist zu Ende». Aber gleichzeitig wurden Gerüchte verbreitet, dass die Deutschen bei Verdun enorme Verluste erlitten hätten, dass britische Verstärkungen in Brest eingetroffen seien, dass eine Militärdiktatur proklamiert worden sei usw.

Nach dem Frühstück musste ich I. ablösen, der auf der Polizeistation geduldig auf eine Telephon Verbindung mit General Sikorski in Libourne wartete. Es war durchaus nicht sicher, dass wir diese Verbindung jemals bekommen würden, aber ein Versuch lohnte sich. Mehrere Stunden sass ich an dem schweigenden Telephon, bis ich abends von einem anderen Offizier abgelöst wurde.

Niemand von uns wusste, dass in dieser Nacht jenes Frankreich starb, das wir kannten und liebten. Zwar machten wir uns keine Illusionen in Bezug auf «das geschlagene Frankreich», aber ... Schon auf der Rückfahrt von Norwegen hatte ich meinen Vorgesetzten meine Ansichten ohne Hemmungen klargemacht. Es wäre zwecklos gewesen, von Glasgow aus nach dem an den Feind verlorenen Frankreich zu fahren. Und uns ohne Munition und so gut wie ohne Waffen von Brest nach Dol zu schicken, war reiner Wahnsinn. Obgleich man nicht länger hoffen konnte, dass Frankreich weiterhin Widerstand leisten würde, glaubten wir doch, dass der Kampf von der französischen Flotte und den französischen Kolonialtruppen weitergeführt würde. Niemand dachte daran, dass der greise Marschall Pétain sich mit der Bitte um Waffenstillstand an Hitler wenden würde, nachdem Weygand die Regierung wissen liess, dass Frankreichs Armeen geschlagen waren. Diese Massnahme und besonders der Umstand, dass sie am 17. Juni durch Radio Bordeaux bekanntgegeben wurde, liessen alle späteren Widerstandsversuche fragwürdig erscheinen.

Es geht nicht an, zu sagen, man sei im Begriff, mit dem Feinde Frieden zu schliessen und gleichzeitig die Weiterführung des Kampfes zu verlangen. Am Montag, dem 17. Juni, bewegten sich in den Strassen von Dol Tausende von Soldaten, alle ohne Waffen, die Trümmer einer Armee, die ihre Kampfkraft verloren hatte und nun nach Westen und Süden zog. Es war ein unvergesslicher Augenblick, als unsere Kompagnien, in völliger Ordnung und in geschlossenen Reihen, singend ihren Marsch in östlicher Richtung antraten, um ungefähr 25 km östlich von Dol in Stellung zu gehen. In entgegengesetzter Richtung fuhren lange Reihen Lastautos mit Franzosen und Engländern vorbei, die in grösster Eile evakuiert wurden.

Nachdem ich Zeuge dieser Szenen gewesen war, hatte ich einen peinlichen Zusammenstoss mit einem Manne, den ich wirklich

schätzte – mit Oberst Molle. Auftragsgemäss inspizierte ich die Barrikaden, die unsere Leute auf allen Zufahrtswegen zum Dorf errichteten. Bei einer Barrikade stiess ich auf diesen französischen Offizier, der mit vor Wut ganz rotem Gesicht einen polnischen Sergeanten abkanzelte. Dieser stand in Haltung vor ihm, verstand aber offenbar kein Wort. Als der Oberst mich entdeckte, warf er die Arme hoch und rief: «Erklären Sie diesem Dummkopf hier, dass ich ihm verbiete – ich wiederhole ausdrücklich, verbiete –, zum Bau der Barrikaden die Geräte der Bauern zu verwenden. Er braucht nur den Bürgermeister zu fragen, der ihm zeigen wird, wo er soviel Alteisen kriegen kann, wie er nur haben will. Erklären Sie ihm, dass man in Frankreich auf diese Art und Weise anderer Leute Eigentum nicht einfach beschlagnahmen kann. Und befahlen Sie ihm, sofort alles zurückzugeben, was diesen armen Leuten gehört.» Er zeigte auf einige Bauern, die dabei standen und den Sergeanten anstarrten, als ob sie ihn mit ihren Blicken töten wollten.

Nun war i c h wütend. Zum ersten Mal vergass ich die militärische Disziplin. «Ich habe kein Recht, diesem Manne einen solchen Befehl zu geben, und selbst wenn es mir zustände, würde ich ihn nicht erteilen. Dieser ‚Dummkopf baut Barrikaden, um Ihre Bauern und Ihr Frankreich zu verteidigen. Sie wissen viel besser, als ich, Herr Oberst, dass er es nur tun soll, damit die anderen leichter davonkommen. Sie wissen auch besser als ich, Herr Oberst, dass diese Soldaten nicht mehr als 200 Schuss für jedes Maschinengewehr besitzen, was nur 30 Sekunden Feuer bedeutet... Wenn sie nun wirklich den Pflug eines anderen genommen haben, so darum, weil sie sich selbst und die Erde dieser Bauern gegen die Deutschen verteidigen wollen. Die Leute hier haben ihre Informationsquellen und sie wissen, dass die deutschen Kampfwagen nur 100 km von hier entfernt stehen und in zwei Stunden hier sein könnten, wenn sie wollten. Es steht Ihnen ja frei, Herr Oberst, den Kompagniechef aufzusuchen, ich bezweifle aber, dass er Ihre Wege den Bürgermeister holen wird.»

Erst am Nachmittag des 17. Juni bekam General Bohusz eine Präzisierung der unklaren Befehle, die wir bei der Ankunft in Brest empfangen. Die polnische «Hochlandsbrigade» sollte unter den Be-

fehl des Generals Altmeyer gestellt werden. General Bohusz wurden telegraphisch zwei französische Kavallerieschwadronen zugesichert. Mit diesen Streitkräften hatte er den ca. 35 km langen Abschnitt vor Dol und St. Malo zu verteidigen. Rechts von uns sollten die Alpenjäger stehen, hiess es im Telegramm, und rechts von ihnen bis nach Rennes hinauf die Fremdenlegion. Fast gleichzeitig mit dieser Mitteilung erreichten uns andere Nachrichten, die klar bewiesen, dass das französische Oberkommando uns im Stich liess. Drei gepanzerte und motorisierte deutsche Kolonnen drangen auf dem zu uns führenden Wege vor, ohne einem Hindernis zu begegnen. Wir entdeckten auch, dass auf unserem rechten Flügel nur offenes Feld lag. Die Alpenjäger und die Fremdenlegion, die an unserer Seite stehen sollten, hatten Befehl bekommen, in Brest zu bleiben.

In diesem kritischen Augenblick bekam I. endlich Telefonverbindung mit Liboume. Aber das Gespräch mit General Sikorski konnte unsere Taktik leider nicht ändern. Der Oberbefehlshaber der polnischen Streitkräfte ermahnte uns nur, unsere Pflicht zu tun. Am selben Nachmittag empfing General Bohusz den Besuch des Generals Korytowski, der die Funktionen des Chefs des polnischen Korps in Coëtquidan ausübte. Dieser erfuhr nun, dass wir keine anderen Waffen besaßen als leichte und schwere Maschinengewehre, dass uns nur wenig Munition, keine Handgranaten, keine Transport- oder Verbindungsmittel und weder Lebensmittel noch Krankenpflegematerial zur Verfügung standen. General Korytowski, der die Lage klar überblickte, hatte schon in St. Malo die Briten zu bewegen versucht, die Brigade nach England zu überführen. Aber in St. Malo lagen nur wenige Fahrzeuge und im Übrigen herrschte dort eine fürchterliche Unordnung. Es wurde nun beschlossen, General Korytowski habe noch am selben Abend nach Brest zu fahren, um seine Bemühungen zu erneuern. Auch sollte er mit den französischen Militärbehörden die Verbindung aufzunehmen suchen, um die Aufhebung der uns erteilten Befehle zu erwirken und, wenn möglich, hatte er Transportautos zu beschaffen. Das war das letzte, was wir von dem General hörten.

Spät am Abend gaben die deutschen Nachrichten bekannt, dass die geschlagenen französischen Armeen sich auf allen Fronten zu-

rückzogen, in der Normandie, bei Orléans, in der Nähe von Autun und westlich von Dijon. Da gab General Bohusz Befehl, die polnischen Truppen hätten sich nach Osten in Bewegung zu setzen, um vor der kleinen Stadt Combourg eine Verteidigungslinie zu errichten.

Nach einigen Stunden Schlaf im Kloster in Dol wurde ich in der Morgendämmerung des nächsten Tages geweckt. Es war der denkwürdige 18. Juni. Man verlangte mich sofort im Hof, wo ein Lastauto wartete. Darin sassen schon General Bohusz, nachdenklich und gesammelt, Oberst Kamionko, dann I. mit all seinen Medaillen, als ob es zu einer Parade ginge, Oberst Molle in seiner schönen blauen Uniform, Major Majorkiewicz, froh gelaunt wie gewöhnlich, und der kleine K. in schlechter Laune, bleich, unrasiert und halb verschlafen. Als er mich sah, leuchtete er etwas auf. «Spring auf», ermunterte er mich, «du kommst doch nicht davon los. Du wirst mit uns den Heldentod sterben, und wenn du mir auf die Füsse trittst, kommst du nicht mal bis Combourg, denn dann bringe ich dich sofort um!» Er warf seinen Stahlhelm weg. «Der drückt verdammt!»

Schon jetzt konnte man merken, dass es ein heisser Tag werden würde. Als wir in Combourg ankamen, waren bereits unzählige Polen dort versammelt, alle auf dem Wege nach Osten. Draussen vor der Schule stand Oberst de la Fosse, gross und ernst, perfekt ausgerüstet in Khakibluse, hellen Reithosen und Wickelgamaschen. Am Tage vorher hatte er General Bohusz seinen Verteidigungsplan stundenlang erklärt. Es war in jeder Beziehung ein ebenso ausserordentlicher wie undurchführbarer Plan.

Obgleich die in Aussicht gestellten Waffen und die Munition noch immer nicht eingetroffen waren, beeilte sich dieser grosse Optimist zu erklären, dass alles in ausreichenden Mengen noch vor elf Uhr da sein würde. Er berichtete, dass er mit den örtlichen Verwaltungsbehörden nicht vom Fleck käme. Man hatte sich nicht nur geweigert, die Deiche zu öffnen – einer der Hauptpunkte in dem Plan des Obersten sah nämlich vor, dass gewisse Gebiete unter Wasser gesetzt werden sollten –, sondern man hatte auch einige Dörfer als «offene Städte» erklärt, um sie vor der Zerstörung zu retten. Wir erfuhren sehr bald, dass zwischen unseren Soldaten und

der Zivilbevölkerung bereits Zusammenstöße stattgefunden hatten, da auf Befehl des Bürgermeisters die von den Polen eben errichteten Barrikaden heruntergerissen worden waren.

Während General Bohusz sich vergeblich bemühte, nach Li-bourne oder Brest zu telefonieren, hatte K. in der nächsten Kneipe eine Auseinandersetzung mit der Wirtin. Er fand, dass nun die Stunde gekommen sei, in der man zu Ehren der Frauen, die wir liebten, eine Flasche leeren könne. Das versuchte er der Matrone hinter dem Schanktisch zu erklären. Sie wiederholte aber immer und immer wieder, dass heute Dienstag wäre und dass der Dienstag ein «alkoholfreier Tag» sei, was übrigens aus dem Plakat hervorging, auf das sie dauernd hinwies. Es hatte keinen Zweck, ihr zu sagen, dass das Jüngste Gericht bevorstehe oder dass die ganze Kneipe in einer Stunde in einen Trümmerhaufen verwandelt sein könne. Sie antwortete nur, dass sie es schon gehört hätte, und dass wir wo anders hingehen sollten, wenn wir Alkohol haben wollten. Da kam ein kleines Kind herein und schrie mit gellender Stimme, dass die Deutschen Domfort passiert hätten und dass der Dorfschlächter von den deutschen Kampfswagen beinahe überfahren worden sei. Wir wussten nicht so genau, wo Domfort lag, jetzt aber piffen wir auf alles. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, stellte die Frau Gläser auf den Tisch und füllte sie, dabei aber genau darauf achtend, dass keiner mehr bekam, als ihm zustand. Plötzlich erschien eine junge dunkle Frau mit einem Morgenrock über den Pyjamahosen und erkundigte sich, was geschehen sei. Wir erzählten ihr, dass die deutschen Linien völlig durchbrochen und dass wir im Begriffe seien, Paris zurückzuerobern. Wir würden sie gerne am nächsten Sonntag im Louvre vor der Statue Gambettas treffen.

Als ich die Kneipe verliess, war K. beim Rasieren. Er wollte sterben wie ein Gentleman, sagte er. Es war beinahe zehn Uhr. Auf dem Wege zum Schulgebäude sah ich flüchtig den Obersten de la Fosse, wie er einen in strammer Haltung vor ihm stehenden französischen Capitaine ermahnte. Ich hörte nur die letzten Worte. «Wissen Sie, was das bedeutet? Das ist Fahnenflucht vor dem Feinde.»

General Bohusz befahl mir, sofort Oberst Dec in einem anderen,

acht Kilometer entfernten Dörfer zu holen. Unter grössten Schwierigkeiten nur konnte ich weiterkommen. Der Weg war überfüllt mit Last- und Transportautos, auf welchen massenhaft französische Soldaten sassen, die alle ohne Waffen nach Brest eilten. In dem anderen Dörfchen fand ich Dec in voller Uniform und in tiefem Schlafe. Er sagte, wenn es nach ihm ginge, würden all diese Deserteure erschossen, denn sie demoralisierten unsere Truppen nur. All dies ekelte ihn an. Was hatte es für einen Zweck, diese scheinbare Verteidigung fortzusetzen, da man sehr wohl wusste, dass Kampfwagen nicht mit Gewehrschüssen aufzuhalten sind?

Als ich wieder in Combourg war, erfuhr ich, dass General Béthouart, den wir so lange gesucht hatten, um zehn Uhr angekommen und nach vierzig Minuten mit Oberst Molle nach Rennes gefahren sei. Von dort wollte er umgehend Panzerabwehrkanonen und alles andere, was wir zur Verteidigung brauchten, abschicken. General Bohusz hatte ihm die Situation klargemacht und darauf hin gewiesen, dass die Franzosen auch nicht mehr an einem einzigen Punkt kämpften. Eine Motorradordonnanz teilte mit, dass eine starke deutsche Kampf Wagenkolonne heranrückte. Die Telefonverbindung mit unseren vorgeschobenen Posten war bereits abgeschnitten. Oberst de la Fosse bekam die Nachricht, dass Rennes nach einem gewaltigen Luftangriff von den Deutschen schon besetzt worden sei. Es war nun elf Uhr. Es gab keine Hoffnung mehr. Während einer dramatischen Beratung mit seinen Offizieren fasste General Bohusz seinen Entschluss. Um zu vermeiden, dass die polnischen Streitkräfte von den deutschen Kampfwagen massakriert würden, gab er Befehl zum Räumen der Stellungen. Die Brigadebataillone sollten, aufgeteilt in kleine Gruppen, nach Süden ziehen und versuchen, zwischen Nantes und Angers über die Loire zu gehen. Die Bataillonchefs wurden für die Ausführung dieses Befehls verantwortlich gemacht.

Einige Minuten später fuhr der General los, um Oberst Dec aufzusuchen, dem er weitere Instruktionen gab. Er sollte alle Soldaten, die ihre Familie in Frankreich hatten, freilassen und dann mit dem Rest seines Bataillons nach Süden marschieren. Bohusz und seine Stabsoffiziere würden sie später an einer verabredeten Stelle im Walde treffen.

Als ich zehn Minuten nach elf Uhr aus der Schule trat, wurde ich von dem scharfen Sonnenlicht geblendet. Combourg war plötzlich eine verlassene Stadt. Ich hörte, wie eine Tür zugeschlagen und ein Schlüssel umgedreht wurde, das war alles. Ein Franzose auf einem Motorrad sauste im höchsten Tempo durch die Hauptstrasse. Ich holte meinen Tornister aus der Kneipe gegenüber. Der Schankraum war leer und unsere Gläser standen noch auf dem Tisch. Ich eilte zurück. Vom einen Ende der Stadt her hörte man ein dumpfes Rollen, als ob ein Sturm herannahe. Ich konnte eben noch auf den Lastwagen springen, ehe er abfuhr. Der Chauffeur fuhr in eine enge Seitengasse, und einige Minuten später sausten wir im 70-km-Tempo über einen breiten, leeren Weg.

In diesem Augenblick, am 18. Juni um 11.15 Uhr, hörte die polnische «Hochlandsbrigade» auf zu existieren. Die deutschen Kolonnen passierten unsere vorgeschobenen Stellungen, ohne sich um unsere Maschinengewehre zu kümmern. In Combourg fuhr ihnen eine Abteilung französischer Polizeisolddaten auf Motorrädern voraus, die in voller Fahrt unseren Soldaten zuriefen: «Nicht schießen! Der Waffenstillstand ist unterzeichnet!» Die deutschen Kampfwagen fuhren geraden Wegs weiter nach Dol. Einen Augenblick noch knatterten die Maschinengewehre, einige Handgranaten wurden geworfen – und sie hatten die Stadt erobert.

Vor dem Stadthaus blieben sie einen Augenblick stehen, um auf ihre Karten zu sehen, ohne auch nur im Geringsten Notiz zu nehmen von den zehn oder zwölf polnischen Soldaten, die vor Erstaunen nicht wussten, was sie tun sollten.

## AUS: «DER WEG FÜHRTE ÜBER NARVIK»

von

Ksawery Pruszyński

### *Der Tod des Fähnrichs Pluzanski*

Hinter den weissen Bergen in der Feme schossen die Flugzeuge schwarz hervor wie kurze gefiederte Pfeile, von ein und demselben Bogen abgeschossen. Wie spähende Vögel kreisten sie über dem



ungeheuren Abhang. Sie kannten keine Hindernisse. Alle Berge, Krümmungen, Hügel nahmen sie im Nu. Sie glitten herab, scheinbar den Flug hemmend, dort, wo sich der Fjord von Narvik weitet, dessen Ufer zu dieser Tageszeit von hier aus sichtbar sind und dessen Wasser im hellsten Himmelblau erscheint. Und sie kehrten erneut zu ihm zurück.

Michalek zerschneidet mit dem Messer die Fleischkonserve. Sie ist gefroren und trocken. Er zieht irgendeinen brotartigen Zwieback hervor und isst. Er kaut beharrlich und ernsthaft. Morgens, als man sie dort auf dem Hügel ablöste und vorwärtsschickte, war keine Zeit dazu. Die anderen sind platt auf den Boden gefallen. Es ist, als ob der Zug nicht da wäre. Sehen ihn die andern dort hinten oder sehen sie ihn nicht? Aber die kreisen jetzt über dem Tal bei Hakvik. «Sie suchen uns dort, wo wir gewesen sind», sagt jemand.

Das ist wahr. Von dem ersten Flugzeug blitzt es dreimal weiss auf. Man sieht es genau über dem Birkenwald, der die Abhänge bedeckt. Und in der Gebirgsluft ertönt der dumpfe Laut der Explosionen. Sie sind noch nicht verklungen, als schon die anderen Flugzeuge sprühend die gleichen Blitze speien. Die Detonationen vereinigen sich und erzittern mit der Welle der Erschütterungen, die die Erde aus der Ferne bis hierher trägt. Über dem Wald dort unten steigt klebriger, schwärzlicher Rauch auf. Er schwillt an wie eine dunkle Eiterbeule, die von innen her aufplatzt.

«Das ist da, wo wir eine Woche lang gestanden haben ...»

«Klar, dass es dort ist! Sie haben die Reserven bombardiert! Nichts kann man im Walde verbergen. Wie konnten sie diese Lager aufspüren? Wie sind sie herangekommen?»

«Sie sehen», sagt der Leutnant, «auf meinen Karten war das alles eingezeichnet. Aus einem mündlichen Bericht, selbst wenn sich jemand zu ihnen durchgeschlichen haben würde, hätten sie nicht feststellen können, wo. Auf der Karte konnten sie es.»

Er sagt das vertraulich zu Andrzej, halblaut. Andrzej schaut in die Richtung der Bomben. «Hat das Haus dort was abgeknickt oder nicht?» Unruhe spricht aus seinen Worten. Und plötzlich spürt er den auf sich gerichteten schiefen Blick Ziemianskis. Der Sergeant sitzt einige Schritte von ihm entfernt. So wie die anderen hat er

seine Konservendose geöffnet und isst den Inhalt langsam mit Hilfe des Taschenmessers. Selbst beim Anblick des Bombardements hat er sich von dieser Arbeit nicht abhalten lassen. Er betrachtet es wie ein Zuschauer, ohne Überraschung und gleichgültig. Andrzej hat das Gefühl, dass er alles, was der Leutnant sagt, wie eine Antenne, die die leisesten Wellen auffängt, abzuhorchen versteht. Ziemiński sieht sich plötzlich um.

Einige Schritte hinter ihm legt sich Korporal Gruda nieder. Er hat sich bequem in der Sonne ausgestreckt, die schon hoch am Himmel steht. Es mag 11 Uhr sein. Er wärmt sich wie ein alter, kluger Hund. Er scheint weder zu sehen noch zu hören.

Ohne sichtbaren Anlass setzt sich der Sergeant so, dass er ihn nicht mehr im Rücken hat.

Es ist heiss in der Sonne. Die Leute haben sich in Erwartung des Angriffsbefehls verstreut auf dem Boden ausgestreckt. Auf der rechten Seite, dort weit hinten im Schnee, rückt es mit kurzen Stößen vorwärts oder erstirbt auch für ganze Viertelstunden und verharrt unbeweglich, wenn der Widerstand sich an irgendeinem Hindernis verbissen festklammert. Auf der linken Seite im Walde füllt die neu angekommene Kompanie des i. Bataillons die nächtliche Lücke aus. Dieser und jener schlummert einfach mit dem Gesicht zur Sonne gewandt. Andrzej fühlt die Anstrengung zweier fast durchwachter Nächte, die Ermüdung des Marsches und die Spannung vor dem Kommenden. Er stützt den Kopf auf den Ellenbogen, die Wange gegen das feuchte Moos gelehnt wie gegen das Gesicht eines Nahenden, ein von Tränen feuchtes Gesicht. Eine nahe Erinnerung umgaukelt ihn wie ein farbiger Schmetterling...

Haben sie das Haus getroffen? War irgendetwas drinnen? Und bei diesem Gedanken versinkt er in einen grauen, klebrigen und undurchdringlichen Sumpf, den Morast des mühsamen Schlafes. Dieser Schlaf ist unruhig und zerrissen. In ihm schwimmen Bruchstücke des Vergangenen wie Eisschollen auf einem Fluss in der Frühjahrsschmelze. Das gelbe Haus und der hölzerne Sarg von irgend jemandem auf dem gelben Sande des Friedhofes von Hakvik ...

Sie haben sich wiedergefunden. Was für ein Glück! Habe ich nicht gesagt, dass sie sich wiederfinden würden? Die gestohlenen

Karten des Leutnants! Aufgespannt auf blaue Leinwand. Sie hingen zusammen mit der Wäsche auf der Leine vor dem Hause. Warum haben sie sie nicht vorher gesehen? Sergeant Ziemianski brachte sie – nein, Bodenheimer – er trägt die Uniform eines deutschen Unteroffiziers und hat rote Haare... Warum rote Haare? – überlegt er sich quälend im Schlaf ... Warum hat Ziemianski rote Haare?

Der Fluss des Schlafes wird dichter und gleichmässiger. Der halbe Zug schläft die letzten eroberten Viertelstunden diesen schweren Schlaf... Die Flugzeuge kehrten noch einmal zurück und liessen sich in einer Reihe über dem ganzen Gebirgsrücken bei Ankenes nieder, jenem ungeheuren von Menschen wie von winzigen Punkten belebten Schlachtfeld. Das Donnern der Motoren verschlingt die Schüsse, die in kurzen Serien aus den Maschinengewehren knattern, und das Pfeifen verirrter Kugeln. Die ganze Front rückt jetzt vorwärts.

Nur dort bei der Waldkuppe am Ende des Bergrückens, wo in der vorigen Nacht Polubinskis Kompanie verblutete, griffen sich die Maschinengewehre beider Parteien wechselseitig an und belagerten mit nie verstummendem Lärm.

An allen anderen Punkten geht die Front in der Nachmittags-sonne vor, der Höhe des Bergrückens entlang ...

«Herr Hauptmann, die Züge von Lewicki und Tracza sind schon in Nyborg! «

Nyborg? Niemand in der Abteilung weiss, wo Nyborg liegt.

«Das liegt wie Ankenes am Fjord», erklärt Banas. «In demselben Tal. Die Unsrigen sind an den Fjord herangekommen!»

Das Wort Fjord erklärt alles. Der Fjord ist das Ziel, das Paradies und das Ende. Auf der ganzen Linie an den Fjord herankommen! Die Deutschen in den Fjord treiben!

Der Kurier erzählt in Bruchstücken.

«Leutnant Lewicki hat sich noch gegen drei Uhr morgens durchgeschlagen. Gleich nach ihm Tracza und Pogonowski. Drei Züge unserer Kompanie.» Der vierte Zug, welcher zuhört, berauscht sich an dem Stolz der Abteilung.

«Habt ihr viele von ihnen verdroschen?»

«Und ob! Ihr werdet es sehen, wenn ihr hinkommt. Ein deutscher

Hauptmann hatte einen goldenen Dolch, ganz aus Gold, mit einem Adler drauf. Und da sind Konserven, Essen, alles!» –

«Vergiftet wahrscheinlich ...»

«Was heisst vergiftet? Sie haben selbst davon gegessen. Wir haben den Gefangenen zu kosten gegeben.»

«Und die Gefangenen, was – ...»

«Vorwärts! Vorwärts! Richtung: die Felsen dort!»

Der Zug reisst sich weiter empor, durchläuft einige hundert Meter. Der Berg teilt sich wieder in Klüfte und kleine Schluchten. – Hui, hui, pfeifen ein paar Kugeln. Woher? Nichts kann man wissen.

«Als ob jemand von hinten schösse», bemerkt Andrzej.

Pfeifend sauste die Kugel dicht, ganz dicht an ihm vorüber. Der Zug duckt sich lauend. Sollte man sich zurückziehen? Hat man sich nicht zu sehr nach vorn isoliert? Auf der Seite geht jemand.

«Wenn man nur ein Fernglas hätte, ein gutes Glas.»

«Herr Leutnant, die Unsrigen! Da sind die Unsrigen!»

Ein Schrei der Erleichterung. Auf der Seite geht wahrhaftig die ganze Reihe unserer Schützenlinie. Wir bilden sogleich mit ihnen eine Reihe. Nur getrennt durch diese sumpfige Schlucht.

«Vorwärts! Vorwärts!»

Kein Schuss fällt. Nichts. Es mussten wohl irgendwelche letzte Fliehende in der Bestürzung der Flucht schiessen ... Keine Zeit nachzudenken. Der Zug läuft, einer über den anderen vorwärtsstürzend, ohne Zaudern und Aufenthalt auf die Höhe des Bergrückens und beginnt von da aus den Abhang wieder hinabzulaufen.

«Da ist die Terrasse!»

Wahrhaftig. Sie sind jetzt auf dieser Gebirgsterrasse, derselben, von welcher man damals ungestraft auf sie einhieb.

Das ganze deutsche Lager.

Tatsächlich. Alles ungeordnet zurückgelassen. Wolldecken, Zeltbahnen, Konserven, Waffen.

«Seht! Narvik!»

Narvik! Die Stadt, von der man spricht und an die man denkt, um derentwillen das alles geschieht, die Stadt, welche man auf Augenblicke in jenem anderen Kampfe von der Höhe 405 sah. Jetzt wächst sie empor aus dem vollständig offen vor ihnen liegen-

den Tage. Sie sahen sie immer auf dem Hintergrund der Berge wie am ersten Tage nach jenem Marsche oder auf dem Hintergrund des Meeres und der Erde wie in jenem zweitägigen Kampfe. Jetzt ist sie fast ganz vom Meere umspült, denn sie sehen auf sie von den Bergen hinab. Und das sich breit ergiessende Wasser schimmert in der milden Helle eines schönen Mittags, das Blau gesteigert durch den Kontrast des Weiss der Stadt, das sich in den Häusern kristallisiert. Der schmalere Seitenarm des Fjords, der die Ufer von Ankenes und Nyborg vom Narviker Hafen trennt, erstrahlt im Blau der dunklen Bergseen, die in den Schluchten verstreut liegen. – Narvik! Narvik! Ermüdung überfällt die Leute bei dem Anblick, der sich weit vor ihnen auftut. In den langen Stunden des Kampfes bestand der Horizont nur aus kleinen Büscheln, kleinen Bäumchen, einem ärmlichen Baumstumpf oder einer Erdfurche. Jetzt tut sich vor ihnen als Belohnung die Welt auf wie eine Blume, mit jener Stadt, dem Meere und dem Bande weisser Berge am fernen Horizont. Die durch die Einöde ausgehungerten Augen werden gesättigt durch das Weiss der Stadt, das Blau des Himmels und die unermessliche Weite des Meeres.

Der Blick gleitet weiter.

Dort, weiter unten liegt schon jener Abhang des Bergrückens, der nach Ankenes führt. Dort ist auch Ankenes! Jetzt erst sieht man kleine Häuser mit eingefallenen Dächern, mit Wänden, die wie vom Küchenmesser abgehackt sind. Irgend etwas, was vielleicht ein Lager war oder eine Schule, irgendein grösseres Haus, glüht noch in den Ruinen.

Das sind die Wirkungen der gestrigen Kanonade. Riesige Bruchstellen wie die Fussspuren von Ungeheuern röten sich auf weisser Chaussee, auf grüner Wiese, auf dem Pflaster des Marktes.

Zwischen ihnen auf diesem Rücken und jenem Städtchen über dem eigentlichen Fjord sind noch einige hundert Meter Abhang, vielleicht ein Kilometer, und dieser Abhang ist ein einziger grosser Birkenwald, im Maiengrün wogend, übergross wie der Sieg. In diesem Walde schleichen sich die letzten Deutschen ängstlich hin, vielleicht in den Schmerzen ihrer Wunden, denen niemand Linderung bringt ... sterbend. Aber der Wald grünt über all dem mit der schönsten jungen Farbe der im Lichte erwachenden Hoffnung.

Von der Halbinsel vor Narvik und von jenem Walde am Ende des Höhenrückens hört man noch immer Schüsse.

Sie rafften sich auf und liefen in diesem Walde zum dritten Sturmangriff. So stürzten sie vorwärts und fielen, durchsiebt vom Maschinengewehrfeuer.

«Sie haben schon die schweren MGs eingeschossen», bestätigt Pluzanski.

Der schlimmste Abschnitt!

Pluzanski liegt neben einem Toten, der hier noch in der Nacht gefallen sein muss, ehe sie zur Aktion schritten. Schon früher stürzte er neben einem Toten. – Einziger Gedanke: die Abteilung in der Hand behalten, damit sie nicht auseinandergesprengt wird in diesen Büschen und Schluchten, sich nicht in den Wäldern verliert wie jene in der Nacht. Nicht locker lassen! Erneutes Aufraffen.

Wenn man nur die Lichtung erreichen könnte. «Siehst du dort etwas?» fragt er Nowak. Nowak ist ein sympathischer junger Pommer, der Sohn eines Waldhüters aus Tuchola. Er kriecht vor, er ist weg, er kommt zurück.

«Sie steigen abwärts. Sie fliehen in die Tiefe!»

Niemand rührt sich. Ein neuer Hinterhalt? Sie haben schon genug. Aber hinter der Linie, hinter den Bäumen fängt der andere Zug an zu laufen. Sie rafften sich wieder auf. Nichts. Sie laufen, laufen einen einzigen langen ungeordneten Lauf.

Der Wall der deutschen Stellungen schweigt. Wird er im letzten Augenblick das Schweigen brechen? Nein. Sie laufen aufwärts. Die Unordnung eines verlassenen Lagers. Zwei Leichen mit Tüchern bedeckt. – Niemand.

«Da können Minen sein. Aufpassen!»

Mit plötzlich entspannten Nerven läuft die Kompagnie den Abhang hinauf. Eine Reihe von Menschen wächst aus dem letzten, bisher nicht besetzten Gipfel hervor. Direkt vor ihren Füßen haben sie Ankenes und schräg unten Narvik. Tack, tack, tack schießt das Feuer wie verbissen. Sie stürzen in die Tiefe. Da aus dem Hafen von Narvik haben die deutschen schweren MGs beim Anblick der Podhalaner auf die Stellungen geknallt, die sie noch vor kurzem selbst hielten. Sie kriechen in die Schlucht. Die Kugeln explodieren

gegen die Wipfel der Bäume. Was tut ihnen das? Sie haben das Ihrige erobert. Narvik können die anderen nehmen.

«Da! Da schwimmen sie davon!»

«Wo?»

«Dort, Herr Fähnrich, dort! Sie haben sich auf die Kutter gesetzt und reissen nach Narvik aus.»

Pluzanski schiebt sich vorwärts. Wahrhaftig! Auf dem Meer schwimmt ein grosser norwegischer Kutter voller feldgrauer Soldaten. Er schwimmt davon und leuchtet wie ein heller Fleck auf dunkelgrünem Grund.

Pluzanski fährt fast zusammen. Er sieht sich um. Der Kutter ist jetzt noch weiter weg. Er sieht nicht, woher er... Doch da hat er es! In jener Stellung entdeckt er einen Felskamin so wie im Strazyska-Tal in der Hohen Tatra, mit zerklüfteten Steinen, in Platten zerrissen! Ein einziger rascher aufmerksamer Blick des Gebirgsmenschen. Pluzanski beginnt hinaufzuklettern. Er krallt sich mit grossen Tatzen an jedem Vorsprung fest und zieht den Körper nach. Die Stiefel gleiten ungeschickt ab, sie sind voller Schmutz. «Was machen Sie, Fähnrich?»

Mit der Passion eines Malers und Bauern, ohne unnötige Worte, zieht Pluzanski die Schuhe auf dem Grase aus, nachdem er von der Steinwand abgerutscht ist. Die Kugeln explodieren über dem Felsen. Aus den Fusslappen wickelt er die roten Sohlen. Von neuem beginnt er mit grossen Händen zu klettern, mit den roten Füßen nach dem dunklen Felsen greifend. Er hat es geschafft.

«MG!»

Sie verstehen nicht im ersten Augenblick. Sie sind von allem erstarrt, dann springen sie mit dem leichten MG heran.

«Schneller! Sie schwimmen davon!» stöhnt oben Pluzanski. «Zieht es am Gürtel empor, am Gürtel!» Wo ist ein Gürtel? Einen Gürtel! «Hier ist ein Gürtel!» Man wirft Pluzanski das Ende zu. Er ergreift es. Vier Gürtel sind hier zu einem vereint.

«Am Schloss um das MG binden!» Ein Augenblick und die Waffe, in der Luft schaukelnd, fährt in die Höhe empor.

«Schlagt den Dämpfer ab!» brüllt der Zielschütze. «Sie werden davonkommen, du Idiot, sie werden abschwimmen!» wütet Pluzanski oben.

Schon gemacht. Noch das Magazin, das zweite, das dritte. Der Fähnrich rafft sie gierig auf dem kleinen Felsen zusammen, sonst fallen sie noch herunter. Man hört das Krachen des Ladens.

«Jetzt!»

Er hat Angst, auf das Meer zu sehen. Vielleicht landen sie schon bei diesem verfluchten Zeitverrödeln. Nein. Beide Kutter sind auf dem Fjord auf halbem Wege zum Hafen. Das nervöse Lachen einer bössartigen Freude. Feuer! Das Maschinengewehr erzittert unter der ersten Salve, die ins Tal losgelassen wird!

Pluzanski liegt auf dem vorgeschobenen Felsen, fast über dem Meer hängend. Die Salve ging in die Tiefe, über die Wipfel der Birken, die den Abhang bewachsen, gerade ins Meer hinein, buchstäblich ins Meer. Von der Höhe ist das Wasser des Fjords nicht so hellblau, wie man es von weitem sieht, sondern nur dunkelgrün. In diesen Smaragd, auf welchem die hölzerne Fläche der Kutter als sichtbares Ziel leuchtet, schickt er das Andante seines Konzerts.

Und er schaut.

Rechts von dem Kutter blühen im dunklen Wasser weisse Spritzer auf. Danebengegangen! Er legt noch einmal an. Auf dem ersten Kutter sieht man von oben etwas wie nervöse Eile. Aber er, er hat jetzt keine Eile mehr. Er hat den Kutter vor Augen, oder genauer gesagt unter den Augen, und er weiss, dass der viel Zeit braucht, um den ganzen Weg zurückzulegen.

«Feuer!»

Noch nicht. Das tut nichts. Mehr! Immer noch zu sehr nach rechts. Aber das ist alles gar nichts. Es gibt keine menschliche und himmlische Macht, die imstande wäre, ihm diesen Kutter zu entreissen.

«Feuer!» Diesmal spritzt auf dem Wasser keine weisse Spur der Kugeln empor. Alle gingen sie direkt ins Boot. Man sieht deutlich den tödlichen Schrecken auf dem Kutter. Sie liegen ja wirklich wie auf der Hand. Sie entkommen nicht. Sie können nicht.

Und jetzt tobt das auf dem Felsen aufgehängte MG mit wahrem Gebelfer, das sich dort mit Blei hinabstürzt, zerreisst, tötet und dahinstreckt. Die grossen Hände Pluzanskis umkrallen es und führen es, wie man eine Maschine führt, die irgendein Gewebe, ein Material oder ein Blech mit Stichen besät. Das leichte MG ver-



streut seine Kugeln auf dem ganzen Kutter, verschiebt sich vom Bug bis zum Ruder, peitscht über die ganze Breite des Decks und kehrt zurück in die frisch geschlagene Spur. Leute reissen sich los und springen, einige wirklich sportlich mit glattem Kopfsprung. Sie stossen weit ab, und dann sieht man sie schwimmen in regelmässigen Zügen. Andere fallen ungeschickt und zappeln dann im Wasser ratlos wie Fliegen am Leim. Der andere Kutter sieht aus, als ob er darüber nachdächte, ob er umkehren solle. Keiner würde darüber je etwas erfahren. Die abgefeuerte Salve fiel gerade auf sein Deck. Nur eine Unterbrechung durch das Laden des – wahrscheinlich vierten – Magazins, und das MG spielt von Neuem seine Maschinenmusik auf. Welch ein Mähen, ein wahres Menschenmähen in der Mitte des Wassers, mörderisch und methodisch! Pluzanski, vorgebeugt, sieht nichts. Das MG in seiner Hand haut mit voller Kraft drein, betäubt alles, sogar die Kugeln derer dort drüben. «Vorsicht! Sie schiessen wieder!» ruft jemand. Wahrhaftig. Das deutsche Feuer von der anderen Seite des Hafens in Narvik suchte schon lange auf den Birken und dem Abhang jenes verräterische MG. Es war nicht schwer, es zu finden, wenn auch die Uniform dunkel ist wie der Felsen selbst. Das beständige Feuer führte auf die Spur. Die Kugeln prallen jetzt am Felsen ab. Man muss sich zurückziehen.

«Deckung, Fähnrich!»

«Noch einmal, noch einmal!» beisst Pluzanski in freudiger Leidenschaft die Zähne zusammen. Es scheint ihm, dass er Flieger sei und im Fluge alles unter sich sähe. Im Fluge, aus der Höhe, schlachtet er sie ab, Salve auf Salve. Freude, Freude, Freude! Was bedeutet das alles, dies warnende ausgedehnte Pfeifen, das Aufschlagen der Kugeln auf den Felsen gegenüber der ungeheuren Freude, der fürchterlichen Freude am Krieg!

Neues Magazin. Er hebt den Kopf. Der Wind weht von den Bergen und dem Fjord, Gebirgs- und Meereswind zugleich, fast der heimatische Wind der Hohen Tatra. In dieser unermesslichen Freude, in diesem über alles schönen Augenblick, gebrach es ihm also nicht einmal an diesem. Feuer! Feuer! Feuer! Ein neuer Angriff auf jene, die sich aus dem Kutter ins Wasser gestürzt haben, auf jenen zweiten Kutter, der wie zur Hälfte geborsten ist auf

diesem fremden Meere. Er könnte auf die Hafenanlagen schiessen. Es lohnt sich nicht. Es passt ihm nicht. Er sucht die Schwimmenden und hämmert auf sie los. Er fischt sie auf, um sie in die Tiefe zu jagen.

Auf einmal übersät eine pfeifende Salve den eigentlichen Gipfel, so dass die Steine in die Höhe spritzen. Eine zweite, dritte Salve. Zwei andere schwere MGs gesellen sich zu dem ersten, bohren sich mit hartem Geräusch in den Stein des Felsens, in den Körper des Menschen. Sie bohren sich mit einer Leidenschaft hinein, die nicht geringer ist als die erste. Sie suchten lange, bevor sie schliesslich fanden.

«Der Fähnrich ist verwundet!» ruft jemand von unten.

Nein, der Fähnrich ist nicht verwundet. Nur der Kopf, der vorgebeugte Nacken, die Brust, alles ist durchsät mit Kugeln, vielfach und durch und durch gestossen. Ein MG ist eine wahrhaft wunderbare Waffe. Keine Zeit zu irgendetwas. Nicht einmal zum Schmerz.

Irgendwann, wenn sie Pluzanskis Körper von jenem Felsen, der wie der Sockel eines Denkmals gewachsen, herunterholen, wird er bis zum letzten verblutet sein, mit dem auf die Schädelknochen geklemmten Helm, gleichzeitig mit ihm durchlöchert, gleichzeitig von Nägeln durchstossen, die eine gütige Hand nachträglich herauszog.

Man wird ihn herunternehmen müssen, denn von selbst fällt er nicht herab. Er war zu sehr Bergbewohner. Er starb auf diesem hohen Felsen wie ein Gebirgsvogel im Nest. Er fiel nicht.

Nur plötzlich mit dem Knirschen des Eisens gegen den Kies verschob sich das Maschinengewehr und stürzte aus den unnützen Händen. In schwarzem Sturz durchschnitt es die Luft und prallte unten gegen die Steine wie ein für immer zerschlagener Gegenstand: wie eine Geige, auf der jemand sein letztes Lied erklingen liess und auf der niemand wieder spielen wird.

Das war der Tod bei Narvik, der Tod des Bergbewohners und Malers Mieczyslaw Pluzanski, des Fähnrichs aus Coëtquidan.

## AUS: «ZWISCHEN MARNE UND LOIRE»

von  
F. S.

### Angers

Am 6. Juni erklärte der deutsche Sender in Stuttgart, dass die polnischen Verbände in der Gegend von Arpajon-Orsay am folgenden Tage bombardiert werden sollten. Aber diese Drohung wurde nicht verwirklicht.

An diesem Abend geschah jedoch etwas viel Ernsteres. Oberstleutnant Duchon, der Verbindungsoffizier bei der Brigade, teilte uns mit, dass General Dénain der Brigade am folgenden Tage ein Ultimatum überreichen werde, entweder gehe ein Teil der Brigade sofort an die Front oder die motorisierte Ausrüstung und die Waffen müssten französischen Verbänden übergeben werden, die bereit ständen und nur auf Waffen und Maschinen warteten.

General Maczek beschloss, die Sache dem höchsten Chef, General Sikorski, zu rapportieren, da er die Lage für sehr ernst hielt.

Der Abmarsch an die Front bedeutete eigentlich, dass die Brigade – von der Division schon gar nicht zu reden – nicht einmal geschlossen kämpfen könnte, da sie in kleinen Abteilungen an die Front geworfen würde, die man niemals wieder zusammenführen könnte. Es wäre eine Verschwendung von Menschen, Ausrüstung und Arbeit.

Auf der anderen Seite musste eine Ablehnung (mit nachfolgender Übergabe der Waffen und Ausrüstung) unerhörte Folgen haben. Ein solcher Beschluss könnte dem Ansehen der Brigade und der polnischen Soldaten überhaupt schädlich sein. Es könnte ganz einfach der Vorwurf der Feigheit erhoben werden. Ausserdem: wenn man dem Soldaten die gesamte Ausrüstung nehmen wollte, auf die er monatelang voller Sehnsucht gewartet hatte, so wäre das gleichbedeutend mit dem völligen moralischen Zusammenbruch der polnischen Verbände in Frankreich. Diese Männer hatten in Ungarn schon einmal einen solchen Augenblick erlebt. Damals konnten sie sich geistig wieder aufraffen, aber es war klar, dass

man dieses Experiment keineswegs wiederholen durfte, denn dann wäre es ein für allemal aus mit der Brigade.

Richtigerweise hätte man uns zehn Tage oder wenigstens eine Woche Vorbereitungszeit lassen müssen, um dann die Brigade in ihrer Gesamtheit abgehen zu lassen. Eine solche Brigade wäre natürlich keinesfalls das Ideal. Sie würde nicht einmal auf dem gleichen Niveau stehen wie die Brigaden des Septemberkrieges, aber sie stellte auf alle Fälle einen physischen Machtfaktor dar, zusammengefügt durch die Kraft einer guten Moral.

Jede andere Lösung würde – ohne Übertreibung – dramatische Folgen haben.

Mit gespannten Nerven folgten wir dem General nach Paris, ohne den höchsten Chef zu treffen. Er war in Angers, und im Hotel Regina (ein Hotel in Paris, wo der polnische Generalstab und andere Militärbehörden einquartiert waren. Anmerkung des Herausgebers) konnte niemand in seinem Namen einen Beschluss fassen. General Maczeks Anwesenheit in Orsay war notwendig. Darum befahl mir der General, sofort mit dem Auto nach Angers zu fahren und dem Oberbefehlshaber Bericht zu erstatten. Oberstleutnant K. vom Stab des Oberbefehlshabers reiste mit mir.

Als wir an diesem schönen Junitag durch Versailles und Chartres fuhren, sahen wir recht beunruhigende Symptome einer nahenden Niederlage. Aber die Barrikaden und Tankgräben an den Einfallstrassen nach Paris bildeten einen guten Trost. Sie zeugten davon, dass man Paris zu verteidigen gedachte.

Versailles war von den Flugzeugen ziemlich zerschossen. Ebenso alle Flugplätze in der Nähe von Paris. Das nicht so schwer bombardierte Chartres zeigte deutliche Schäden nur in der Nähe des Flugplatzes. Mitten auf einem Bahnübergang lag ein zerschossenes englisches Jagdflugzeug.

Auf den Landstrassen drängten sich viele Flüchtlinge. Ich erstattete Rapport und musste dann zusammen mit Oberstleutnant K. einen Brief des Oberbefehlshabers an General Weygand formulieren, worin der Oberbefehlshaber um wenigstens einige Tage Zeit bat, damit die Organisierung der Brigade zu einer homogenen Kampfeinheit abgeschlossen und sie an die Front geschickt werden könne. Wir schwitzten lange bei der Abfassung dieses Briefes im

Regierungsgebäude. Am Abend legten wir ihn endlich General Sikorski zur Begutachtung vor. Gerade als er den Brief durchlas, meldete der Adjutant, dass General Weygand ihn am Telefon verlange. Unser Brief war also überflüssig. General Weygand sagte nämlich ausdrücklich, dass jeder Kampfwagen und jedes Bajonett an der Front dazu beitragen könne, Frankreich zu retten. Und dass er, der Oberbefehlshaber der französischen Armee, um die Hilfe der polnischen Kameraden bäte: «Schicken Sie so schnell wie möglich alles, was bereit ist!»

Natürlich konnte der polnische Oberbefehlshaber auf eine solche Bitte keine andere Order ausfertigen als «dem Wunsche General Dénains wird entsprochen! «

Ich erwartete auch keinen anderen Befehl und beruhigte mich sofort. Nun, da wir eine Order erhalten und jeder Zweifel aus dem Wege geräumt war, würden wir alles tun, was in unserer Macht stand. Jetzt galt es, als Soldat einen Befehl auszuführen.

Eine andere Sache war es, dass ich unbewusst bereits die Auffassung hatte, die Lage sehe faktisch hoffnungslos aus und dass nur ein Wunder Frankreich retten könne.

Ich wollte immer noch an eine Verteidigung von Paris glauben, an eine Schlacht an der Loire und letzten Endes noch an einen Kampf von der Basis des nordafrikanischen Territoriums aus.

Die Möglichkeit zu einer Gegenoffensive in die deutsche Flanke war eigentlich nicht mehr vorhanden. Es bestand auch keine Aussicht mehr, das Manöver von 1914 – Bedrohung des rechten Flügels der Deutschen von Westen her – zu wiederholen. Der deutsche Angriff war zu heftig und zu sehr in die Nähe gerückt. «Die Soldaten auf dem rechten Flügel streiften mit ihrem rechten Ärmel das Meer.»

Darum konnte ich auch nicht verstehen, dass man jeden verfügbaren Kampfwagen und jeden verfügbaren Soldaten in den Sack trieb, den die Deutschen bereits zuschnürten. Noch heute kann ich es nicht begreifen. Es schien so, als ob es in Anbetracht der katastrophalen Lage – und das war das Urteil des französischen Oberbefehlshabers – hätte darauf ankommen sollen, die Handlungsfreiheit wiederzugewinnen, indem man alle verfügbaren Kräfte zurückzog und eine Schlacht in einem Gebiet vorbereitete,

das der Verteidiger bestimmte, d.h. mit dem Rücken gegen Paris oder gegen die Loire.

Man kann nicht sagen, dass ich ein Optimist war in Bezug auf das weitere Schicksal der Brigade. Aber das hatte keinen deprimierenden Einfluss. Ich war hergekommen, um zu kämpfen. Endlich sollten wir kämpfen dürfen! Natürlich wäre es unvergleichlich schöner gewesen, mit einer wohl organisierten Armeegruppe, unter den besten Voraussetzungen und mit der sicheren Hoffnung auf einen Sieg an die Front zu gehen.

Doch gerade jetzt waren die Voraussetzungen schlecht, aber viel schlimmer wäre eine weitere Untätigkeit gewesen.

Allein die Tatsache, dass wir an die Front sollten, war ein erfreuliches Ereignis, ganz abgesehen von der allgemeinen Lage.

Endlich könnte man vor seinem eigenen Gewissen die faulen Tage rechtfertigen, die man in dem schönen Frankreich zugebracht hatte, während in Polen ...

Zwei Tage später fuhr unsere Brigade ostwärts - mit ebenso grosser Begeisterung wie im September, als es nach der Tatra ging.

### *- Champaubert - Montgivroux*

Am 13. Juni, vor der Morgendämmerung, machte die Brigade in den Wäldern zwischen Montmort und Lucy halt. Der Stab zog in das verlassene Gut Lucy, wo wir einen rauhaarigen Foxterrier und eine Sammlung pornographischer Photos vorfanden. Das Idyll in Lucy dauerte jedoch nicht lange, denn bereits gegen acht Uhr trafen Abteilungen der 20. Infanteriedivision ein. Darum beschloss General Maczek, in der Richtung der bedrohten Flanke weiterzuziehen, wodurch er sich gleichzeitig den Truppen der 20. Infanteriedivision entzog.

Der grösste Teil der Brigade sollte sich in die Gegend des Schlosses Congy begeben, wo sich gestern der Stab des Armeekorps befand. Major Z. sollte mit einem besonderen Verband Champaubert halten als Basis für Operationen in der Richtung auf die Flanke der 20. Division.

Nach der Befehlserteilung fuhr der General mit Leutnant M. und mir nach Champaubert, um das Gelände für die kommenden Operationen zu rekognoszieren. Von Champaubert zogen wir westlich nach Montmirail, wo nach den Versicherungen des VII. Korps die 59. französische Infanteriedivision liegen sollte.

Wir verliessen das Dorf und avancierten einige Kilometer in Richtung Fromentières. Wir waren erstaunt über die eigentümliche Leere und das Schweigen in dieser Gegend. Alle Höfe fanden wir verlassen, nur zurückgelassene Viehherden weideten auf den Feldern. Auf den Wegen und in den Dörfern keine Spur von lebenden Menschen, weder von Soldaten noch von Zivilisten. Es roch sehr nach Niemandsland und nach der Nähe des Feindes.

Wir gingen jetzt vorsichtiger vor und blieben auf den Hügeln unterhalb der Gipfel stehen, während wir durch das Fernglas das Terrain des nächsten Abhanges studierten und uns nach unseren Motorradfahrern umsahen. Sie sollten den Weg von Champaubert nach Montmirail auskundschaften.

Es kamen auch einige Motorräder angefahren, aber aus der entgegengesetzten Richtung und nicht unsere, sondern deutsche. Da wir nur drei Mann waren, hatte ein Kampf keinen Sinn, und wir kehrten nach Champaubert zurück.

Major Z. war gerade im Begriff, Motorradfahrer zur Rekognoszierung auszuschicken. Wir erzählten, dass wir bereits die ersten Deutschen während dieses Feldzuges gesehen hätten und gaben das Gebiet an, in welchem sie sich jetzt befinden konnten. Es lohnte sich, die Begeisterung zu sehen, die unsere Motorradfahrer packte, als sie erfuhren, dass sie in ein oder zwei Minuten die Deutschen treffen sollten.

Mit 80 km Geschwindigkeit sausten sie ab. Die Maschinen machten einen Höllenlärm, wirbelten Staubwolken auf und gingen mit Vollgas auf den Feind los. Die Fahrer beugten sich über die Lenkstange, die Schützen hängten ihre Beine über den Beiwagen, um sich leichter und schneller auf den Feind stürzen zu können.

Das Herz lachte bei diesem Anblick. Die Unsrigen zogen gegen den Feind wie ein Foxterrier gegen ein Wildschwein und nicht wie gegen einen ebenbürtigen Gegner. Mit Hass und giftiger Selbstsicherheit.

Die Abteilung verschwand hinter dem Horizont, und bald darauf hörte man aus jener Richtung Schüsse knallen.

Währenddessen besetzte Major Z. das Dorf mit Ulanen, Panzerabwehrkanonen und motorisierten Truppen und schickte den Motorradfahrern einige Kampfwagen nach.

Wir dagegen fuhren ins Schloss Congy, wo unser kleiner Stab in dem grossen Gebäude vollständig verschwand. Man kam sich lächerlich vor, in den verlassenen Räumen umherzuspazieren, wo alle Möbel, Teppiche und Gemälde zurückgelassen worden waren. Nur den Keller hatte man sorgfältig geleert. Ich glaube, dass diese Vorsichtsmassnahme dem Chef des Hauptquartiers des VII. Korps zugeschrieben werden kann. Er tat recht daran, dem Feinde nichts zurückzulassen, aber es war schade, dass er an uns nicht gedacht hatte. Andererseits sind wir in diesem Feldzug nicht gerade an Durst gestorben.

Im Hühnerhof des Schlosses hatte man einige hundert Hühner vergessen, die anscheinend seit mehreren Tagen nicht mehr gefüttert worden waren und die beim Anblick von Menschen ein entsetzliches Klagen und Jammern anstimmten. Unsere Gendarmen leerten alle Getreidesäcke, die sie im Hofe fanden und brachen die Tür auf, sodass die Hühner frei im Park umherlaufen konnten. Unser Koch sagte nichts, sondern tat das Seinige. Solange der Feldzug dauerte, holte er nach Bedarf aus irgendeinem Versteck ein gebratenes Huhn.

Bei der 20. Infanteriedivision liessen wir einen Verbindungs-offizier zurück, der die Aufgabe hatte, uns über die Verhältnisse in der Division zu unterrichten.

Von Congy schickte ich den Aspiranten Gasiorowski als Verbindungsoffizier nach dem VII. Korps, das sich in Sézanne befinden sollte. Ich befahl ihm, den sichersten Weg zu fahren und gab ihm ausserdem zu seinem Schutz eine Begleitmannschaft mit.

Diese Vorsichtsmassnahmen waren vergebens. Am selben Tage kamen zwei Mann von der Begleitmannschaft zurück und erzählten, dass ihre Autos in Sézanne auf feindliche Kampfwagen gestossen, dass sie beschossen worden seien und dass sie nicht wussten, was mit dem Aspiranten und den übrigen Ulanen geschehen sei.



gaben wir uns noch einmal in Richtung Champaubert, wo wir konstatierten, dass die Motorradfahrer sich im Gefecht mit den Deutschen befanden und dass beide Seiten Verluste erlitten. (Unter anderen fiel der Aspirant Fürst Sapieha.) Später griff der Feind Major Z. mit Kampfwagen an, wurde aber von hinten beschossen, verlor zwei Maschinen und zog sich zurück. Gerade jetzt hatten die kämpfenden Parteien Fühlung miteinander, aber die Lage war günstig und aus jener Richtung drohten keine Überraschungen.

Am Nachmittag bekamen wir einen neuen Rapport über die Lage und eine neue Nachricht: die 20. Division ziehe sich in südlicher Richtung über Congy nach dem südlichen Rand des Sumpfes bei St. Gond zurück. Die 59. Division sollte von Montmirail nach Montgivroux und weiter nach Südosten zurückgehen.

Zwischen diesen Divisionen bestand eine Lücke. Die 10. Brigade hatte nun die Aufgabe, die Innenflügel der beiden Divisionen zu schützen. Aus diesem Grunde mussten wir den kleinen namenlosen Fluss zwischen den Ortschaften St. Prix und Soizy halten.

Der uns zugeteilte Abschnitt war für eine Verteidigung viel zu breit, sogar für eine ganze Infanteriedivision. Wieviel mehr also für einen so kleinen Verband wie unsere Brigade!

Darum beschloss General Maczek, den Auftrag nicht defensiv, sondern offensiv auszuführen. Major Z. bekam für seinen Teil den Rest der motorisierten Kavalleriedivision und ausserdem einen Zug mit Panzerabwehrkanonen. Mit diesen Streitkräften sollte er die Endpunkte der Verteidigungslinie, also die beiden genannten Orte, halten.

Zwischen den Dörfern wurden am Fluss entlang Motorradabteilungen aufgestellt. Ein Kampfwagenbataillon dirigierte man nach dem Walde bei Montgivroux. Von hier aus wollte der General den feindlichen Flügel in Richtung auf die Landstrasse Champaubert-Montmirail angreifen. Der Rest der Brigade sollte sich mit der Reserve in Montgivroux vereinigen.

Gleich nachdem der Beschluss gefasst und die Befehle erteilt waren, begann die Umgruppierung der Verbände, die einige Male von einzelnen leichten Bombern überrascht wurden. Doch waren die Angriffe im Grossen und Ganzen resultatlos.

Der Stab fuhr für sich. Gleich nachdem wir das Schloss verlassen

hatten, mussten der General und wir eiligst aus dem Auto springen und im Chausseegraben in Deckung gehen, weil drei Flugzeuge uns angriffen. Im Graben stiessen wir auf einen französischen Hauptmann, der auf dem Wege von Montmirail war. Er versicherte, dass unser Weg nach Montgivroux von den Deutschen bereits abgeschnitten sei.

Nach einer Weile führte unser Weg wirklich durch ein beunruhigend leeres Gebiet, und in einer Biegung sahen wir eine Abteilung Motorradfahrer, die sich von Westen auf uns zu bewegten. Sowohl sie wie auch wir blieben stehen und betrachteten uns gegenseitig.

Da stiessen zwei Autos zu uns, welche die Schreiber und die Köche des Hauptquartiers mit sich führten. Die Leute sprangen ab, und mit auf gepflanzten Bajonetten setzten wir uns in Bewegung, um die Herkunft der uns entgegenkommenden Abteilung festzustellen.

Der eine Koch war ein prächtiger Kerl. Seit einigen Jahren hinkte er. An dem einen Fuss trug er keinen Stiefel mehr, sondern nur einige Lappen. Er sah aus wie ein typischer Sergeant Schwejk, ein Invaliden, der nur tauglich war als Koch. Ich wollte, dass dieser Krüppel bei den Wagen bleiben sollte, aber daran war nicht zu denken. Vor Entrüstung fing er beinahe an zu weinen, und er zog los, hinkend, mit aufgepflanztem Bajonett und ohne jede Spur von Furcht.

Es zeigte sich, dass die Motorradfahrer Franzosen waren, die beteuerten, dass sie vor einer Weile mit Deutschen im Gefecht gestanden hätten und dass alle Wege von den Deutschen abgeschnitten seien.

Der General dirigierte sie nach Montgivroux, wohin wir ebenfalls an einem schmalen Wall entlang über das Sumpfgelände fahren.

Montgivroux liegt auf einem Berg und ist wegen seiner Monumentalstatue des Marschalls Foch bekannt. Von hier aus begann nämlich Foch seinen Angriff über Marée St. Gond, der den Grundstein zu der Kriegerehre des französischen Marschalls bildete.

Am Fusse des Monumentes hatte man Munition aufgestapelt. Nicht weit davon lag ein französischer Stab und genoss den Son-

nenschein und die Ehre des Krieges. Es waren sogar zwei Generäle dabei.

Als wir näher miteinander bekannt geworden waren, kam allgemeine und gegenseitige Freude auf. Es zeigte sich nämlich, dass es der Stab unseres linken Nachbarn, der 59. Division, war. Wir holten sofort die Karten heraus, um unsere respektiven Positionen und unsere Pläne zu erklären. Für die 59. Division war die Erörterung nicht kompliziert, denn die Division bestand einfach nicht. Was mit ihr geschehen war, wusste man nicht genau. Nach dem feindlichen Angriff über Montmirail in Richtung Sézanne wurde die Division zum Teil von den Kampfswagen überfahren, zum Teil in den Wäldern verstreut. Nur der Stab war noch übriggeblieben und er sollte sich mit dem Stab des Armeekorps vereinigen.

Unsere Situation war insofern vereinfacht, als wir nicht mehr die Lücke zwischen zwei Divisionen zu decken hatten, sondern nur den Flügel der 20. Division. Links besaßen wir keinen anderen Nachbarn als den Feind.

General Maczek änderte seinen Beschluss nicht. Im Übrigen hatten wir weder Zeit noch die Möglichkeit, die Gruppierung zu ändern. Im äussersten Falle konnten wir auf den Angriff der Kampfswagen verzichten, aber warum sollten wir die Gelegenheit versäumen, «aux fritzs» die Zähne zu zeigen?

Wir nahmen Abschied vom Stab der 59. Division und marschierten auf den Wald bei Montgivroux zu, wo unser Panzerbataillon schon im Begriff war anzutreten. Die Fliegerabwehrbatterie stand auf der Wiese, bereit, die Panzerkameraden zu schützen.

Im Walde herrschte eine etwas unangenehme Stimmung. Man hörte vereinzelt Gewehrschüsse, aber man wusste nicht, woher sie kamen. Am Waldrand lag ein französischer Soldat. Kurz vorher hatte jemand aus kurzem Abstand auf ihn geschossen und ihn im Unterleib getroffen. Einige Franzosen kamen mit Stielaugen aus dem Wald gerannt, sahen sich entsetzt um und flüsterten: «Fallschirmsoldaten!»

Vereinzelt Kugeln piffen vorbei.

Plötzlich zog sich ein Aufklärungstrupp in unserer Richtung zurück. Dragoner, Autos, Motorräder. Im Dickicht entstand ein Gedränge und Verwirrung.



*Oben: Polnischer Standort in der Bretagne. Unten: Polnische Freiwillige in Frankreich schwören den Fahneideid.*



Oben: Die «Hochlandsbrigade» paradiert mit der von General Sikorski verliehenen Fahne.  
Unten: Auf dem Wege nach Norwegen. Der Soldat mit dem Schnurrbart ist Ksawery Pruszyński, der Verfasser des Buches «Der Weg führte über Narvik».

Nur unsere Kampfswagen standen still und sicher da, ausgerichtet und in Formation. Die Schützen in ihren schwarzen Lederjacken und römischen Helmen standen im offenen Turm und warteten auf die Marschorder.

Durch eine Ordonnanz liess ich einen Zug Verkehrsregelungstruppen holen, denn ich wollte im Dickicht die Ordnung wiederherstellen und vor allem den blockierten Weg freimachen.

Da ertönte in der Luft das Brummen einer Menge angreifender Flugzeuge. Eine Wolke von Stukas zog über den Wald. Kommandos ertönten: «Deckung!» und «Besatzungen an die Wagen!» Die Luken der Kampfagentüren klapperten, und die Bedienungsmannschaften eilten an die Panzerabwehrkanonen.

Die Stukas flogen über das Dickicht. Es waren dreissig, vielleicht vierzig. Als sie herangekommen waren, lösten sie ihre Formationen auf und kreisten in ungefähr 800 m Höhe.

Gemeinsam mit den Generälen und den anderen Stabsoffizieren fing ich an zu laufen, um Deckung zu suchen. Schon nach wenigen Schritten hörte ich das durchdringende Heulen einer herab-sausenden Maschine. Ich warf mich auf den Boden und hörte das kurze Pfeifen der Bombe. Gleich darauf eine Explosion. Ich war übersät von Sand und kleinen Steinen.

Als ich mich umsah, stellte ich fest, dass ich sehr ungünstig auf einem ganz ebenen und offenen Platz lag. Aber dicht vor mir entdeckte ich zwischen den Büschen eine kleine Vertiefung, die einiger-massen Schutz bot.

Bevor ich jedoch dorthin kommen konnte, zwang mich das Pfeifen der Bomben zweimal zu Boden.

Schliesslich konnte ich mich ganz bequem hinlegen. Der Platz war gut. Jetzt müsste die Bombe schon genau in die Vertiefung treffen, dann wäre es aus mit mir. An beiden Seiten war ich gut geschützt.

Ich sah auf die Uhr, um festzustellen, wie lange der Angriff währte. Es zeigte sich später, dass er zwanzig Minuten gedauert hatte.

Anfangs lag ich mit dem Gesicht zum Boden. Ich legte mich so platt auf die Erde wie möglich. Nach einigen Minuten drehte ich mich um und lag auf dem Rücken. Da sah ich, wie die Maschine

heulend schräg auf mich losflog, direkt auf meinen Kopf zu. Dann sah ich eine schwarze Bombe, die einen Augenblick höher zu fliegen schien als das Flugzeug. Das Heulen wurde völlig unerträglich, als die Maschine wieder nach oben flog. Gleichzeitig hörte man die Explosion.

Sagte ich jetzt, ich hätte keine Angst gehabt, würde mir doch niemand glauben.

Es war entsetzlich heiss, und ich hatte grosse Lust zu rauchen. Ich stopfte die Pfeife und zündete sie mit grösster Vorsicht an, um mich dem Flieger nicht zu verraten. Das Schlimmste war das Geheul der Maschine. Noch heute kann ich dieses Geräusch eines Sturzkampfflugzeuges nicht ertragen, selbst wenn ich weiss, dass es eins der unsrigen ist.

Nach den unendlich langen zwanzig Minuten hörte das Stürzen und Bombardieren auf, und die Stukas flogen weg.

Wir krochen aus den Büschen hervor, und die Besatzungen öffneten wieder die Luken der Kampfwagen. Ich rief den General und hörte, wie er seinerseits mich rief.

Von den Explosionen rauchte und stank es aus dem Walde, ein wohlbekannter Geruch. Es war nicht das erste Mal, dass sie uns mit Bomben schmorten.

Einige Autos standen in hellen Flammen. Auch die nahestehenden Bäume wurden vom Feuer ergriffen. Aus verschiedenen Richtungen rief man auf polnisch und französisch nach den Krankenpflegern. Die Verwundeten stöhnten.

Wir gingen an den Waldrand, um nachzusehen, was auf dem offenen Felde im Zusammenhang mit dem geplanten Angriff vor sich ging. Niemand war ja geneigt, wegen des dummen Bombardements darauf zu verzichten.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als es in der Luft wieder zu heulen begann. Jeder warf sich sofort in ein schon ausersehenes Loch.

Wieder hämmerten sie auf uns los und wieder dauerte es zwanzig Minuten. Aber während dieser zweiten Bombensalve lagen wir bedeutend ruhiger.

General Maczek geriet zufällig in eine Grube, die schon ein französischer Soldat mit Beschlag belegt hatte. Beim Anblick der

fremden Uniform fragte der Franzose entsetzt: «Wer sind Sie?» Als er erfuhr, dass ein polnischer General in seiner Grube Schutz gesucht hatte, riss er ihm beinahe die Hand ab vor Rührung.

Nach dieser zweiten Portion rauchte es noch schlimmer im Walde.

Ein Wagen mit Minen fing an zu brennen. Die Minen explodierten und flogen im Walde umher, als ob wir noch nicht genug hätten.

Ausserdem wurden noch zahlreiche Soldaten getötet und verwundet. Aber die Kampfswagen blieben unbeschädigt. Von der Chaussee her kamen nun einige Aufklärungswagen vorsichtig heran und fuhren in Richtung auf das Dickicht zu. Hinter ihnen sah man die schwarze Linie deutscher Tanks.

Unsere Kampfswagen griffen aber trotzdem an, zerstörten drei deutsche Wagen, trieben die übrigen über die Chaussee zurück und kehrten ohne Verluste wieder.

Unterdessen bekamen wir Nachricht, dass die 20. Division sich hinter die Sumpfgelände bei St. Gond zurückgezogen hatte.

Unser Auftrag war ausgeführt.

Die Lage war so, dass vor uns ein Feind mit Kampfswagen lag. Zwar wurde er zurückgeschlagen, und er ging nicht mehr gerade auf uns los, aber stattdessen hielt er alle Vertiefungen im Gelände besetzt, und das waren viele.

Links hatten wir – Luft, wo der Feind unbehindert spazierenflog und sich ihm die besten Gelegenheiten boten, uns im Rücken anzugreifen.

Rechts kämpfte seit dem Morgen Major Z. Seine Abteilung war stark ermüdet und durch ziemlich grosse Verluste dezimiert.

Hinter uns sollte im Laufe der Nacht die 20. Division abrücken. Der General beschloss, sich aus der Zange des Feindes zu ziehen, um die blutende und halbtote Brigade zu sammeln und zu ordnen.

Deswegen zogen wir uns unter dem Schutze der Abteilung des Majors Z. etappenweise nach der Gegend Broussy-le-Grand, Bannes, Ecury-le-Repos zurück.

Der Marsch dauerte bis zum Morgen und ging über Wege, die von Truppen, Wagen und später auch von Flüchtlingen blockiert waren. Mit Bitten und Drohungen mussten wir uns einen Weg bah-



nen, manchmal sogar mit Gewalt. Leider fügte der Zufall es so unglücklich, dass unsere Bewegungsrichtung die der französischen Kolonnen schnitt. Diese marschierten von Norden nach Süden, während wir von Westen aus ostwärts gingen. (Das war die Wirkung der deutschen Umkreisungsmanöver.)

Über uns kreisten ununterbrochen Hunderte von deutschen Flugzeugen, und ohne Unterbrechung bohrte sich das verdammte Brummen der Motoren in die Ohren. Nicht ein einziges Mal sah ich einen französischen oder englischen Flieger.

Rechts von uns zeigten ungeheure schwarze Rauchsäulen die Übergangswege über die Seine und die Aube an. Als traurige Orientierungspunkte rauchten am Tage und leuchteten bei Nacht die brennenden Orte Arcis, Bar-sur-Aube, Troyes und Bar-sur-Seine.

Rund herum hörte man jeden Augenblick in nächster Nähe oder in etwas weiterer Entfernung Explosionen. Da wurde uns der Unterschied zwischen dem deutschen Vormarsch in Polen und in Frankreich bewusst. Bei uns zeigten die Feuersbrünste die vom Feinde bereits besetzte Linie an, hier lagen sie aber in einer Gegend, die er noch nicht erreicht hatte.

Noch einmal stiessen wir auf dem Wege auf einen Teil des Stabes von der 59. Infanteriedivision. Wir trafen da einen hellen Kopf, einen Oberstleutnant, der behauptete, dass wir stark genug wären, um eine Front von 20 km zu halten.

«Ihr habt ja 40 Kampfwagen. Verteilt sie im Gelände mit 500 m Zwischenraum. Auf die Weise bildet ihr eine Verschanzung, die nicht leicht durchbrochen werden kann.»

Wir baten ihn, uns zu erklären, warum sogar ein ganzes Armeekorps nicht imstande war, eine Front von 20 km zu halten, während das der schwachen polnischen Brigade mit Leichtigkeit gelingen sollte.

Bedeutend klüger trat ein Leutnant auf, der seine Batterie gerettet hatte, während die ganze übrige 59. Division unterging. Dieser Offizier kam zu uns heran und bat, über ihn zu verfügen. Er wollte mit uns gemeinsam kämpfen. Er bekam den Auftrag, Major Z.s Abteilung zu unterstützen und führte seine Aufgabe glanzvoll durch. Leider mussten wir uns von ihm trennen, da eine Bat-

terie mit Pferdegespannen nicht mit unseren motorisierten Truppen Schritt halten konnte. Und das war bedauerlich.

Kurz vor der Morgendämmerung erreichten wir den Platz, an dem wir bleiben sollten. In Ecury-le-Repos empfing uns Oberst D. mit der Order des Armeekorps: Die Brigade sollte sich in der Gegend von Euvy-Gourgançon sammeln.

### *Montbard*

Wenn ein militärisch Gebildeter diese Aufzeichnungen liest, wird er geschlagen sein von der Tatsache, dass wir ohne irgendwelche Rekognoszierung und eigentlichen Schutz gegen den Feind marschierten. Das erklärt sich aus den besonderen Bedingungen, unter welchen diese Schlacht ausgekämpft wurde. In Anbetracht der schwebenden Lage war Fernaufklärung sinnlos. Ausserdem war es sicher, dass auf den verstopften Chausseen sich kein Kurier einen Weg bahnen konnte. In dieser Beziehung machten wir uns die reichen Erfahrungen des Septemberkrieges zunutze, wo bedeutend bessere Ordnung herrschte. Und ein «gedeckter» Marsch durch eine Herde von zivilen Flüchtlingen und Lastwagen würde sogar lächerlich wirken.

Die Rollen der Melder wurden von den «Hasen im Kessel» ausgezeichnet gespielt, wenn auch übertrieben. (Der deutsche Vormarsch glich am meisten einer Treibjagd, bei welcher die von allen Richtungen fliehenden Truppen zusammengedrängt wurden und sich gegenseitig Informationen geben konnten.) Man konnte somit Aufklärungspatrouillen nur in die nächste Umgebung schicken, wenn wegen der Nähe des Feindes ein Niemandsland im Gelände entstand.

An diesem Tage, dem 16. Juni, verbot General Maczek ganz bewusst die Ausschickung irgendwelcher Aufklärungspatrouillen, da sie dem Feinde nur ein Warnungssignal werden konnten.

Ausserdem wussten wir bestimmt, dass Montbard besetzt war und dass wir ohne Rücksicht auf die Stärke des Feindes angreifen würden.

Natürlich wäre es so unnütz nicht gewesen, die genaue Gruppierung des Feindes zu kennen, um eine geeignete Angriffsformation

und die richtige Feuerunterstützung zu organisieren. Aber unter den gegebenen Verhältnissen – mit unsem schwachen Kräften und vor allem, weil wir keine Artillerie besaßen – wäre eine Überrumpelung von bedeutend grösserer Wirkung als ein nach allen Regeln der Kunst vorbereiteter methodischer Angriff.

Die Möglichkeit der Überrumpelung war unser wichtigster Trumpf. Bevor wir uns nach unserer kurzen Rast in Bewegung setzten, liess der General daher alle Kampfswagenbesatzungen sammeln und hielt eine kurze Ansprache über die Ehre Polens und seiner Soldaten. Er erinnerte auch an Warschaws Ruinen und stellte ihnen das ohne Kampf übergebene Paris gegenüber. Er schloss mit einigen kraftvollen Äusserungen über das Glück, das sich uns mit dieser Gelegenheit bot, die Deutschen als Entgelt für den uns zugefügten Schaden schlagen zu dürfen.

Dann wurde Order gegeben: «Sowie uns feindliches Feuer erreicht, mit Vollgas auf die Stadt zu und alles vernichten, was Widerstand leistet! Eine Ulanenschwadron geht dicht hinter den Kampfswagen vor! Wenn die Schüsse abgefeuert sind, sofort ab-sitzen zum Kampf und mit auf gepflanzten Bajonetten den Kampf-wagen folgen! Vorwärts marsch!»

Wir setzten uns zwischen den Kampfswagen und den Ulanen mit unserem Auto in Bewegung. Es war bereits völlig dunkel. Durch das langsame Fahren und das monotone Geräusch der Raupenkettten schlief ich ganz ruhig ein.

Plötzlich bremste das Auto. Ich wachte auf. Von vom beschoss man uns aus drei Richtungen mit allen möglichen Waffen. Ich sprang aus dem Wagen. Vor uns gaben die Kampfswagen Gas und gingen laut Order zum Sturm über auf das im Tal liegende Montbard. Die vordersten Wagen begannen bereits zu schiessen.

Hinter uns plumpsten die Ulanen von den Wagen. Die Gewehrschlösser klapperten und die Bajonette wurden aufgefplant. Wenig später lief die Schwadron auf beiden Seiten des Weges in den Gräben hinter den Kampfswagen her.

Der Punkt, an dem das feindliche Feuer uns erreichte, lag vielleicht einen halben Kilometer vom nördlichen Rande Montbards entfernt. Die Landstrasse kam hier aus dem Walde und verlief in weitem Bogen steil bergab.

Links lag eine ansehnliche Höhe, eher ein Berg, mit einem terrassenförmigen Vorsprung, von wo aus man bei Tageslicht ein grosses Gebiet überschauen konnte. In dieser hellen Nacht konnte man auch ziemlich viel sehen. Von Montbard her hagelten die Kugeln. Besonders stark war die Wirkung der Leuchtraketen, die von einer automatischen Flieger- oder Panzerabwehrkanone abgeschossen wurden. Die Raketen gingen in hohem Bogen über die Chaussee hinweg und fielen im Westen auf der anderen Seite des Kanals nieder.

Gleich nach den ersten Schüssen erschien auch Major Z. und rapportierte, dass er den Rest der Kavalleriedivision und einen Zug Pioniere bei sich habe. Er bekam Order, die Schwadron zu Fuss gehen zu lassen und den vordringenden Truppen zu folgen. Der Zug Pioniere blieb auf dem Felsenabsatz als Schutz für den Angriff.

Ich folgte dagegen dem General und meinem Freunde Ludwiczek hinter den Kampfwagen den Berg hinunter. In der Wegbiegung brannte – in Brand geraten durch eine Leuchtrakete – eine Telegraphenstange lichterloh. In ihrem Feuerschein lag ein französisches Militärauto auf der Landstrasse.

Nach raschem Marsch erreichten wir den Schluss der Schwadron. Auf dem Wege stiessen wir noch auf viele andere herumliegende Autos, tote Pferde und Karren. Direkt neben der Barrikade, die von den Kampfwagen zu Brei gefahren war, sahen wir eine Leiche.

(Die Panzerautos machten unterdessen die kleine Stadt zu einer Hölle, und die Ulanen rasten im Sprungmarsch an uns vorbei, ein schreckliches Geheul ausstossend, um den eigenen Mut zu stärken und den Feind in die Flucht zu jagen.)

Wir leuchteten die Leiche mit einer Taschenlampe an und im ersten Augenblick erstarrten wir förmlich vor Entsetzen. Nicht nur, weil sie unheimlich aussah. Ich weiss nicht, auf welche Weise dieser Soldat den Tod fand, aber wir erkannten keinen Kopf mehr, kein Gesicht – nur einen Klumpen schwarz-roten Fleisches, auf dem ein französischer Helm sass. Die Leiche war mit einer französischen Uniform bekleidet. Ein entsetzlicher Verdacht ging uns durch den Kopf: sollte Borotra, der französische Hauptmann, aus reinem Schreck gelogen haben? Vielleicht waren es Franzosen, die in

Montbard lagen, und über die wir nun hinwegrollten? Das wäre eine schöne Geschichte! (Borotra, der berühmte Tennisspieler, war Hauptmann bei der französischen Artillerie. Im Walde bei Laignes stiess er mit dem Stab der polnischen Panzerbrigade zusammen. Er erklärte, dass Montbard sicher vom Feinde besetzt sei und riet den Polen, nach Dijon zurückzukehren. Diese aber wollten auf den Marsch nach Montbard nicht verzichten. Anmerkung des Herausgebers.)

Zum Glück lagen einige Schritte davon drei Leichen dicht beieinander. Wir atmeten erleichtert auf. Diese drei waren in jeder Beziehung Deutsche, mit echten deutschen Helmen und in feldgrauen Uniformen.

Einer unserer Offiziere brach dann die Erkennungsmarke mit Nummer und Namen vom Armband des toten Franzosen los. Unsere Soldaten nannten diese Marke «das Todesattest».

Kurz darauf wurde auch der erste Gefangene vorgeführt, ein Unteroffizier des 66. motorisierten Infanterieregiments aus der 13. motorisierten Division.

Eins war sonderbar. Als wir an die Front marschierten, gelobten alle: Gefangene werden nicht gemacht. Jeder Deutsche soll sofort seine Kugel kriegen – nach all dem, was sie Polen angetan haben. Und doch kam keiner auf den Einfall, diese Drohung bei den Gefangenen von Montbard wahrzumachen. Es waren tüchtige Soldaten, wirkliche Soldaten, die ausgezeichnet kämpften. Auch als Gefangene traten sie untadelhaft auf. Hart wie tausend Teufel. Gut ausgebildet, diszipliniert, militärisch erzogen.

Sie erzählten, dass ihnen sofort klar war, dass sie von Polen oder Engländern angegriffen worden seien. Sie hatten sich schon lange abgewöhnt, angegriffen zu werden. Und erst recht bei Nacht, in einer Stadt und mit Kampfswagen. So etwas war ihnen seit Beginn des Feldzuges nicht passiert. Sie zeigten uns offen ihre Achtung.

Darauf ging auch die nächste Schwadron zum Angriff über. Anfangs tobte der Kampf auf den Strassen. Der Feind wurde jedoch bald aus der Stadt geworfen, worauf er einen festeren Widerstand organisierte, besonders an den südlichen Ufern des Kanals. Der Effekt der Übrumpelung liess allmählich nach.

Gegen zwei Uhr nachts kam ein Verbindungsoffizier mit der

Nachricht, dass die 42. Infanteriedivision uns nicht nachfolgte, sondern nach Dijon abgeschwenkt sei.

Beinahe gleichzeitig hörte man von Montbard eine heftige Explosion. In der Gegend der Kanalbrücke schoss eine hohe Feuersäule gen Himmel. (Wie gewöhnlich in solchen Augenblicken verstummte das Schiessen wie auf Kommando. Dann setzte es aber wieder mit doppelter Kraft ein.) Jetzt kam ein Rapport, dass der Feind sich nach der Nordseite des Kanals zurückgezogen und die Brücke gesprengt hätte.

Nun hatte der General wieder die Qual, einen Beschluss zu fassen. Der kürzeste Weg an die Loire führte über Montbard, das wir mit blutigen Verlusten erobert hatten. Dieser Durchfahrtsweg besass keine Bedeutung mehr für die 42. Division, derentwegen wir gekämpft hatten, statt auf Borotras guten Rat zu hören. In voller Freiheit konnten wir die Richtung wählen. Uns band keine Pflicht mehr.

Wo aber sollten wir einen Weg finden? Und wenn sie die Brücke gar nicht gesprengt hätten? Wenn etwas anderes in die Luft geflogen wäre? Man konnte sich der Brücke wegen der Beschießung nicht nähern, die in dem von der Feuersbrunst erleuchteten Gelände geradezu mörderisch war. Die nächtlichen Beobachtungen ergaben kein Resultat.

Aber der Stabschef äusserte mit der Uhr in der Hand: «Ich bitte um eine Order. Sollen wir weiter vorgehen? Oder sollen wir uns schnell zurückziehen? In anderthalb Stunden wird es hell, und soviel Zeit brauchen wir wenigstens, um die Wagen umzudrehen und die Abteilungen zurückzuziehen.»

Die Qual eines Entschlusses erwies sich als überflüssig. Der Befehl zum Rückzug war das einzig Richtige, um den Rest der Brigade zu retten.

Denn wer konnte bei Nacht wirklich wissen, ob die Brücke tatsächlich gesprengt war oder ob der Feind das Südufer des Kanals hielt?

Aber das Wichtigste: ein Durchbruch auf diesem Frontabschnitt hatte das Problem nicht gelöst. Es schien uns, dass der südliche Flügel der vorgehenden deutschen Massen sich auf den Canal de Bourgogne stützte und als ob ein Vordringen nach Süden gleich-

bedeutend gewesen wäre mit einem Durchbruch durch die Umfassungsversuche der deutschen Kolonnen. Denn weiter südlich stand der Weg offen, und dort erwartete uns Benzin – und weiter weg die freie Loire und die Schlacht an diesem Fluss.

Später sollte sich zeigen, dass der südliche deutsche Flügel sich an diesem Tage, dem 17. Juni, bereits Lyon näherte!

Die Verbände bekamen ihre Befehle. Zunächst galt es, die ungefähr zehn Verwundeten zu evakuieren. Einige mussten wir in Montbard zurücklassen, denn ihr Zustand hätte nicht einmal den kürzesten Transport erlaubt.

Die übrigen führten oder trugen wir auf die Höhe. Sie wurden auf gewöhnliche Lastautos gepackt, denn die Ambulanzen waren in der auf den Wegen herrschenden Unordnung seit langem abhanden gekommen. Wir hatten fünf solche Wagen. Von den nackten Brettern tropfte das Blut.

Der Chef der 1. motorisierten Kavalleriedivision, Rittmeister E., sass zusammengesunken in seinem engen Citroën. Er war von einer Handgranate verwundet worden.

Die Verluste des Feindes waren unvergleichlich ernster. Die Nachhut, die sich erst im Morgendämmern zurückzog, zählte über 60 Gefallene. Wir hatten drei Kampfwagen erobert, die wir an Ort und Stelle verbrannten. Die Unsrigen sammelten ganze Mengen automatischer Waffen zusammen und auch einige Motorräder.

Wie die Teufel schlugen sich unsere Leute mit Bajonetten und Handgranaten. Wieviel ist doch so ein Junge wert, der, als er bei einer Aufklärung das Bullern eines herannahenden Motorrades hörte, sich hinter einer Hausecke versteckte und im letzten Augenblick aufsprang und mit seinem Bajonett den Deutschen aus der Maschine hob wie eine Garbe mit der Heugabel und dabei ausrief: «Das hast du für meinen Vater, du—————!»

Zu unseren Verlusten mussten wir leidér den ganzen Rest der Brigade rechnen, d.h. einen Teil des Panzerabwehrbataillons, die Fliegerabwehrbatterie und einen Teil der Pionierkompagnie. Diese Abteilung, die in der Gegend von Laignes zwischen französischen Kolonnen marschierte, wurde von deutschen Kampfwagen angegriffen. Kapitän N., der Kompagnieführer der Pioniere, organisierte den Kampf und es gelang ihm, nicht nur den Feind aufzu-

halten, sondern zum Gegenangriff überzugehen, und er machte dabei ungefähr zehn Gefangene. Leider konnte er mit der Brigade doch keine Verbindung mehr herstellen, denn der Feind hatte ihn völlig abgetrennt. Wir kannten das Schicksal der 20. französischen Division nicht.

Darüber erfuhren wir Näheres erst viel später. Und dann bekamen wir auch eine Anerkennung für unsere Leistungen.

Während wir nämlich eines Tages in Clermont-Ferrand, nachdem wir uns in die freie Zone durchgekämpft hatten, bei General Weygands Kabinettschef auf einen Offizier und ein Auto warteten, trafen wir mit dem Chef des VII. Armeekorps, General de la Porte du Théil, zusammen.

Der General erkannte mich und fragte, wie es mir gelungen sei, durchzukommen. Und als er von der Anwesenheit General Maczeks erfuhr, ging er auf diesen zu und sagte:

«Ich hatte keine Gelegenheit, Sie zu treffen, als Sie noch unter meinem Befehl kämpften. Es ist mir eine Freude, Ihnen mitteilen zu können, dass die 20. Division sich dank Ihrer Aktion zwischen Champaubert und Montgivroux vollständig retten konnte und sich nach dem nichtokkupierten Gebiet durchgeschlagen hat. Ich danke Ihnen und Ihrer Brigade für die Ausführung dieser Aufgabe.»



## DIE POLNISCHE FLOTTE

Bei Ausbruch des Krieges bestand die junge polnische Marine aus vier Zerstörern (Blyskawica, Wieher, Burza und Grom), zwei Torpedobooten, sechs Minensuchern, einem Minenleger (Gryf), zwei Kanonenbooten und fünf Unterseebooten (Orzel, Sep, Wilk, Rys und Zbik).

Am 30. August mittags bekamen die Kommandanten der polnischen Kriegsschiffe die Radio-Order «Peking durchführen». Seit Wochen befand sich die polnische Flotte in Kriegsbereitschaft mit versiegelter Order. Laut Instruktion sollten diese Briefe geöffnet werden nach Empfang des Signals X. Der Geschwaderchef auf dem Zerstörer «Blyskawica» fand in dem Kuvert mit dem chinesischen Städtenamen die Order, sich mit dem ganzen Geschwader nach England zu begeben. Um 02.15 Uhr lag die polnische Küste für die Besatzungen der Kriegsschiffe ausser Sicht. Man war auf dem Wege nach Edinburgh, um sich mit englischen Zerstörern zu vereinigen. Zum ersten Male in der Geschichte wurde so die polnische Flotte dem Chef der Royal Navy unterstellt, an deren Seite sie bis zum Kriegsende kämpfen wird. «Wieher» und die übrigen polnischen Kriegsschiffe blieben unter Befehl des Konteradmirals Unrug in Gdynia. Alle diese Überwasserfahrzeuge wurden später im Kampf gegen übermächtige feindliche Streitkräfte versenkt.

Die polnischen Unterseeboote verliessen ihren Hafen am 1. September mit der Order, in der Ostsee zu patrouillieren. «Wilk» erhielt später Befehl, sich nach England zu begeben, wo das Boot nach vielen Abenteuern am 19. September anlangte. «Rys», «Zbik» und «Sep» mussten sich auf Grund ihrer im Kampf erlittenen Schäden nach dem neutralen Schweden begeben, wo sie interniert wurden. Die abenteuerlichste Fahrt machte jedoch «Orzel», bevor er einen englischen Hafen erreichte. Davon berichtet der folgende Abschnitt.

In England wurde die polnische Flotte vergrössert mit dem Kreuzer «Dragon», sechs Zerstörern (Garland, Piorun, Krakowiak, Kujawiak, Orkan und Slazak), einigen U-Booten, Minensuchern

usw. Die polnische Flotte hat ihre organisatorische Selbständigkeit bewahrt und wird von der Britischen Admiralität als ein vollwertiger Alliiertes behandelt. Man macht keinen Unterschied zwischen eigenen und polnischen Schiffen. Den letzteren vertraut man selbständige Operationen und Konvoidienste auf allen Meeren an.

Leider ist es dabei nicht ohne Verluste abgegangen. Der Zerstörer «Grom» wurde am 4. Mai 1940 vor Narvik, der neue «Kujawiak» im Sommer 1942 bei Malta versenkt. «Orkan» ging im Herbst 1943 verloren. Auch entstanden Verluste an U-Booten und anderen kleinen Einheiten. Die Zerstörer «Blyskawica», «Burza», «Orkan» haben ebenso wie das U-Boot «Orzel» Hervorragendes geleistet. In letzter Zeit wurden in der Presse und in den Tagesbefehlen besonders die Taten des U-Bootes «Dzik» erwähnt. Am meisten hat «Piorun» von sich reden gemacht, der das deutsche Schlachtschiff «Bismarck» zuerst aufspürte, als die englische Flotte auf der Jagd nach dem Gegner war. Indem er den Kontakt mit dem Feinde aufrecht erhielt, erleichterte «Piorun» Konteradmiral Vians Konzentration der Zerstörer, bis die englischen Hauptstreitkräfte herankamen und den Gegner versenken konnten. Während dieses Kampfes war «Piorun» über eine Stunde lang dem schwersten Artilleriefeuer ausgesetzt, aber dank der geschickten Manövrierung des Kommandanten erlitt das Schiff keine Schäden. Als es dann wegen Ölmangels allein nach England zurückkehrte, wurde es während des ganzen Tages von feindlichen Flugzeugen angegriffen, welche jedoch keinen Treffer erzielten.

Das Schicksal und der Einsatz der polnischen Flotte wird hier in ein paar Episoden aus dem Dasein des U-Bootes «Orzel» illustriert. Sie stammen aus einer kleinen Arbeit von Eryk Sopocko, einem Unterleutnant der polnischen Marine, welcher kürzere Zeit auf dem «Orzel» Dienst tat, bevor er an die H.M.S. «Rodney» abkommandiert wurde. Sein Buch «Orzel's Patrol» wurde in einem Preisausschreiben des «Wiadomosci Polskie» mit dem zweiten Preis ausgezeichnet. Später folgte ein anderes Buch «Gentlemen, the 'Bismarck' has been sunk».

Der Autor schliesst «Orzel's Patrol» mit folgenden Worten:

«Am 11. Juni 1940 gab die Polnische Admiralität in London Folgendes bekannt: Da das polnische Unterseeboot Orzel über-

fällig ist und keine Nachrichten vorliegen, wird angenommen, dass es gesunken ist. –

Allmächtiger Gott, warum sind sie nicht zurückgekehrt?»

Eryk Sopocko ist im Oktober 1943 mit dem polnischen Zerstörer «Orkan» gesunken.

## AUS: «ORZEL PATROUILLIERT»

von

Eryk Sopocko

### *Die Flucht aus Tallinn*

Das Unterseeboot «Orzel» («Adler»), der Stolz der polnischen Flotte, wurde von polnischen Ingenieuren entworfen und in Vlis-singen in Holland gebaut. Die Kosten sind zum grössten Teil gedeckt worden durch öffentliche Sammlungen in ganz Polen. Diese grossartige Geste, welche den Bau eines der bestbewaffneten U-Boote der Welt ermöglichte, bewies, dass das polnische Volk die Bedeutung seiner Flotte voll und ganz erkannte.

Am 1. September 1939 lag «Orzel» in Gdynia. Nach dem ersten Angriff der deutschen Flugwaffe bekam das U-Boot Order, die Anker zu lichten und sich nach einem vorher bestimmten Gebiet zu begeben, um dort Patrouillendienst unter Wasser zu machen.

«Orzel» verliess die Danziger Bucht mit Kurs nach Norden. Gleichzeitig war eine grosse Zahl deutscher Fischerboote und Wachtboote Tag und Nacht damit beschäftigt, die Wasserfläche abzusuchen, während von der Luft aus Flugzeuge Ausschau hielten. Sie alle zwangen das U-Boot, in tiefem Wasser zu navigieren. Die dunkelsten Nachtstunden versuchte man über Wasser zuzubringen, doch musste die Fahrt oft unterbrochen werden, weil sich plötzlich deutsche Schiffe zeigten. Ausserdem war Vollmond und strahlender Sternenhimmel, was dem Feinde sehr zu helfen schien.

Mit jeder Stunde wurde die Situation für das U-Boot und seine Mannschaft schwieriger. Die Verbindung mit der Basis wurde vom Feinde unterbrochen, der alle Radiostationen in der Gegend von Gdynia zerstört hatte. Die körperliche Ermüdung der Besatzung

wurde fast unerträglich. Der unermüdliche Kommandant, der Tag und Nacht über die Sicherheit des Bootes wachte, erkrankte.

Am Abend des zwölften Tages auf See beschloss man nach Tallinn, Estlands Hauptstadt, zu fahren, um den Kommandanten und einen kranken Sanitätsoffizier ins Krankenhaus transportieren zu können. Man wollte vierundzwanzig Stunden im Hafen bleiben, wozu man nach der Haager Konvention berechtigt war, umso mehr, als das U-Boot dringender Reparaturen bedurfte.

Am Morgen des 13. September 1939 warf «Orzel» im Aussenhafen Tallinns Anker. Wenige Minuten später kamen Vertreter der estnischen Behörden an Bord, und zwei Patrouillenboote der estnischen Flotte führten das U-Boot in den Binnenhafen.

Sowie «Orzel» mit seiner polnischen Flagge im Hafen erschien, beilte sich die Besatzung eines am Kai vertäuten deutschen Handeldampfers, ihre Flagge herunterzuholen, um die Polen nicht zu reizen. «Orzel» wurde in ein Hafenbassin gebracht, das von der Hafemündung am weitesten entfernt lag. Unmittelbar nach Vertäuung des «Orzel» suchte einer der Offiziere die Hafenbehörden auf, um ihnen den Grund des Anlaufens zu erklären. Er bekam die Aufenthaltserlaubnis für vierundzwanzig Stunden. Auch sicherte man ihm jede Hilfe zur Überführung des kranken Kommandanten und des Sanitätsoffiziers ins Krankenhaus zu. In Kapitän Kloczkowskis Augen glänzten Tränen, als er das U-Boot verliess, das so lange sein Heim gewesen war.

\*

«Orzels» Besatzung ging sogleich daran, Brennstoff und Proviant zu übernehmen. Arbeiter kamen an Bord, um die Schäden zu reparieren, während die Mannschaft die Gelegenheit benutzte, in der Stadt ein warmes Bad zu nehmen. Nichts an dem Verhalten der Esten verriet deren heimliche Pläne, zu denen sie von den Agenten Berlins gezwungen wurden.

Abends war das U-Boot klar, wieder in See zu stechen. Plötzlich wurde der neue Kommandant, der bisherige Erste Offizier Grudzinski zu dem wachthabenden estnischen Offizier gerufen und davon unterrichtet, dass die Abfahrt um sechs Stunden verschoben werden müsse.

Als Grund gab er an, dass das deutsche Handelsschiff die Anker lichten sollte und dass nach den internationalen Bestimmungen Schiffe kriegführender Länder nur in Abständen von sechs Stunden den Hafen verlassen dürften. Die Situation wurde immer unsicherer und komplizierter. Der deutsche Dampfer machte durchaus keine Anstalten, in See zu gehen – und wir verloren kostbare Zeit. Nähere Erklärungen erhielt man später, als eine bewaffnete Abteilung an Bord kam und dem Kommandanten mitteilte, dass die estnische Regierung beschlossen hätte, das U-Boot und seine Besatzung zu internieren. Die Esten wiesen darauf hin, dass ihre Handlungsweise auf Grund eines zwischen allen baltischen Staaten getroffenen Übereinkommens zu erklären sei, das in den ersten Kriegstagen unterzeichnet worden war.

Eine Bedingung in diesem Übereinkommen bestimmte, sagten sie, dass alle Flugzeuge oder U-Boote von kriegführenden Mächten interniert werden müssten, wenn sie innerhalb der Territorialgrenze angetroffen würden. Dieses Übereinkommen war der polnischen Regierung völlig unbekannt. Auch der Kommandant des U-Bootes erfuhr bei der Ankunft im Hafen nichts von einer bevorstehenden Internierung.

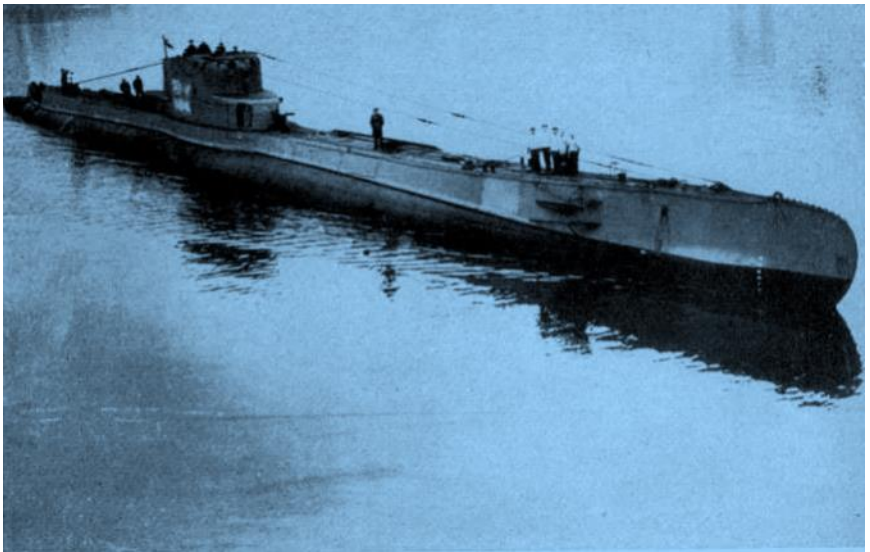
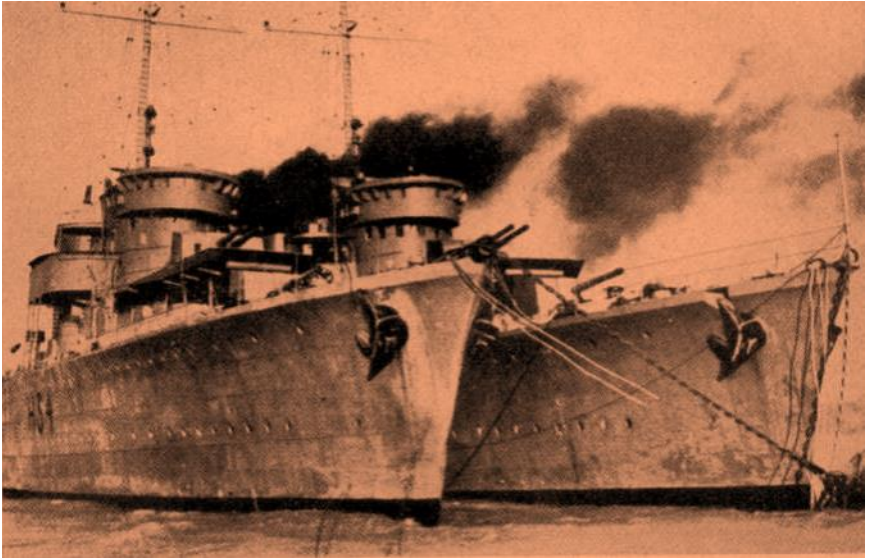
Die ganze Besatzung war wütend und verzweifelt über diese schändliche Behandlung.

Am nächsten Morgen begann die Arbeit mit der Entwaffnung des Bootes. Gegen Mittag war beinahe alles fertig. Sechzehn Torpedos samt Munition hatte man entfernt, dazu alle Karten und nautischen Handbücher. Geheime Papiere und Bücher wurden von dem Kommandanten verbrannt.

Das deutsche Schiff, welches natürlich den Hafen nicht verliess, hisste wieder stolz die nationalsozialistischen Farben, da man nun die Sicherheit besass, dass die Kanonen auf dem polnischen U-Boot unbrauchbar waren.

Aber währenddessen fassten die Polen den Entschluss, die Freiheit wieder zu gewinnen. Die Sonne brach durch die Wolken, als ob sie diese Absicht nur bestärken wolle. Man beschloss, unmittelbar zur Tat überzugehen, denn je länger man zögerte, desto hilfloser würde das U-Boot durch die Behandlung der Esten werden.

Piasecki, ein junger Offizier, der nun an die Stelle des «Ersten»



Oben: Die Zerstörer «Grom» und «Blyskawica».  
Unten: Das U-Boot «Orzeł».



Oben links: Der Kommandant des «Orzel», Stanislaw Grudzinski.  
Oben rechts: Eugenjusz Plauiski, Befehlshaber auf dem «Piorun».  
Unten: Die Besatzung des «Orzel».

trat, wurde die Seele aller Vorbereitungen. Gemeinsam mit Unteroffizier A. und Korporal P. arbeitete er den ganzen Fluchtplan aus. Er gab Order, soviel wie möglich an Instrumenten und Bestückung zu retten, damit das U-Boot nicht manövrierunfähig würde. Die Arbeit, die das Schicksal des U-Bootes entschied, wurde von der gesamten Besatzung ausgeführt. Ich kann nicht im einzelnen berichten, was jeder tat, aber ich will einige Beispiele nennen, um ein klares Bild des ganzen Planes zu geben.

Flaggunteroffizier N. nahm unter dem Vorwand des Angelns in verschiedenen Teilen des Hafens an der für die Flucht vereinbarten Strecke Tiefлотungen vor.

Der Steuermann schnitt die Trossen tief ein, an denen «Orzel» lag. Korporal Px. schnitt die Stahlleine des Hebekrans ab und machte damit das Ausladen der letzten sechs Torpedos unmöglich. Flaggunteroffizier F. rettete die Motoren, indem er den Esten erklärte, er müsse sie erst reinigen und dann schmieren, bevor Teile daraus entfernt werden könnten.

Im Laufe des Morgens nahm der Funker die Radioanlage teilweise auseinander, aber als man nach dem Lunch die Flucht beschlossen hatte, setzte er mit Hilfe einer estnischen Wache alles wieder zusammen. Er gab dem Wachtposten einen Teil des Apparates zu halten und verursachte dann einen Kurzschluss, der dem Wachtposten einen Schlag versetzte und blaue Flammen und Rauch aus den Apparaten steigen liess. Dann erklärte er, dass er etwas falsch gemacht haben müsse und nun gezwungen sei, alle Teile wieder zusammensetzen, um sie dann übersichtlich auseinandernehmen zu können. Die Wache ging darauf ein und half noch bereitwilligst – und nachmittags war die gesamte Anlage wieder in Ordnung.

Die estnischen Behörden waren beruhigt und der wachthabende Offizier mit der Arbeit der polnischen Besatzung zufrieden, weil er glaubte, dass diese ihm helfe. Er sagte den Polen, dass sie es nicht schwer haben sollten im Internierungslager und dass sie keinen Grund zu Klagen hätten, da der Krieg doch für sie zu Ende sei.

Um sechs Uhr abends brachte der Erste Offizier in Gegenwart des estnischen Offiziers den Gyrokompass in Ordnung und erklärte, dass das surrende Geräusch von einem Extra-Ventilator käme,



den man nachts anstellen müsse. Währenddessen war die Geschützbedienung auch nicht faul gewesen. Unter Aufsicht des Richtkanoniers hatte man eine kleine Abschiedsgabe für das deutsche Schiff vorbereitet. Diese bestand aus einem Bündel Handgranaten, die zusammengesetzt eine Bombe ergaben. Man fand nämlich, dass der deutsche Einfluss in Tallinn nun so stark geworden war, dass man die Stadt nicht länger als neutralen Hafen zu betrachten brauchte. Um kein Misstrauen zu erwecken, gingen alle zu der üblichen Zeit in die Koje. Das tiefe Schnarchen war vielleicht etwas übertrieben, aber man konnte es leicht damit erklären, dass alle tagsüber hart gearbeitet hatten und nun sehr müde waren.

Um zwei Uhr morgens schlich sich Korporal O. von hinten auf die Brücke. Die dortige Wache konnte noch eben einen kurzen Ausruf tun, bevor sie stumm gemacht wurde. Der Wachtposten im Manöverraum hörte den Ruf, aber bevor er etwas tun konnte, stand er vor Unteroffizier OI.s Revolver – und da fiel er in Ohnmacht. Wenige Sekunden später gingen alle Lichter in den Docks aus, und alles war dunkel. Korporal Ch. hatte mit einem einzigen Beilhieb das elektrische Hauptkabel zum Hafen durchgeschlagen. Allgemeine Verwirrung entstand. Aber unterdessen kappte «Orzel» alle Vertäuungen und fuhr los.

Nun hörte man Maschinengewehrfeuer, und ein Kugelhagel ging über «Orzels» Kommandobrücke, wo der Chef und der Rudergänger auf dem Bauch lagen und so das Boot navigierten. Plötzlich hörte man einen furchtbaren Krach, und «Orzel» stieß mit dem Bug hart auf eine Sandbank mitten im Hafen. Sofort kam von der Brücke ein Befehl in den Maschinenraum, und die Maschinen dröhnten, während das U-Boot volle Fahrt rückwärts machte. Der blauschwarze Rauch von den Dieselmotoren hüllte das ganze U-Boot ein und machte es vollständig unsichtbar.

Einige Minuten später war «Orzel» aus dem Hafen heraus und draussen in der Ostsee. Die Küstenbatterien eröffneten das Feuer, und als die Granaten allzu nahe einzuschlagen schienen, tauchte «Orzel». Noch einmal war das Boot frei. Der Bug war beschädigt. Kanonen, Seekarten und Handbücher fehlten. Aber nun begann für die Besatzung das nächste Abenteuer, das vier Wochen in der Ostsee dauern sollte.

## Vier Wochen in der Ostsee

Am selben Tage schickte der Kommandant Grudzinski eine Radiomitteilung nach dem polnischen Hafen Heia, um den Oberbefehl von der Flucht aus Tallinn zu unterrichten und gleichzeitig um Seekarten und nautische Handbücher zu bitten. Unglücklicherweise war die Station in Heia zerstört, und die einzige Antwort kam in klarem Text von einem anderen polnischen U-Boot: «Rys». Es war ernsthaft beschädigt und wollte einen schwedischen Hafen anlaufen, aber vorher seine Seekarten an «Orzel» abgeben.

Dieser Vorschlag war jedoch nicht durchzuführen, weil sonst «Orzels» Position nicht geheim gehalten werden konnte. Man musste also einen anderen Ausweg finden.

Der Kommandant organisierte eine kleine Truppe der stärksten Seeleute an Bord, im Ganzen zwölf, und bewaffnete einige von ihnen mit Revolvern, die übrigen mit Messern. Diese Leute stellte er unter den Befehl des Ersten Offiziers. Sie sollten als Entertruppe alle notwendigen Seekarten auf dem ersten besten Schiff, das man aufbringen konnte, mit Beschlag belegen. Aber auch dieser Plan missglückte. Nach diesen beiden vergeblichen Versuchen, zu einer Seekarte zu kommen, zeichnete der Artillerieoffizier eine Reihe Karten aus dem Gedächtnis. Später erwies es sich, dass er ein guter Zeichner war, und das alte Sprichwort bewahrheitete sich wieder einmal, dass Not erfinderisch macht.

Um alle Verfolger irre zu führen, nahm «Orzel» zunächst Kurs auf die schwedische Küste. Die beiden estnischen Wachtposten wurden auf Gotland an Land gesetzt. Sie bekamen eine grosse Summe Geld und einige Flaschen Schnaps mit sich. An Bord des U-Bootes hatten sie sich sehr wohl gefühlt, und sie opponierten kräftig, als man ihnen erklärte, dass sie an Land sollten. Sie wurden einige hundert Meter vor einem Hafen in dem einzigen Beiboot des U-Bootes ausgesetzt.

Als «Orzel» Gotland verliess, lief er denselben Kurs zirka hundert Seemeilen zurück, um alle Fahrzeuge irre zu führen, die eventuell glaubten, dass «Orzel» südwärts fahre. Während dieser ganzen Zeit war das Wetter Tag und Nacht gut, weshalb das U-Boot fast die ganze Zeit unter Wasser gehen konnte.

Während der restlichen Zeit suchte «Orzel» nach feindlichen Schiffen, traf aber leider keine grösseren als etwa kleine Patrouillenboote oder Motorboote, von denen keines einen Torpedo wert war.

Aber eines Nachts lief «Orzel» beinahe mitten in eine ganze Flottille deutscher Zerstörer hinein. Der Erste Offizier rettete das Boot, indem er hastig Befehl zum Tauchen gab.

Und zur gleichen Zeit quälte sich das Vaterland, die Erde bedeckte sich mit Asche und die Flammen schlugen hoch zum Himmel. Warschau war gefallen. Und schliesslich verstummten die Kanonen auf Heia, Polens letztem freiem Teil.

Auch die Besatzung des «Orzel» erfuhr diese tragischen Neuigkeiten, aber obgleich sie in ihren Herzen Trauer verspürte, war sie fest zur Vergeltung entschlossen, stets ein und dasselbe Ziel vor Augen: die Vergewaltigung des Vaterlandes zu rächen.

Der Kommandant erklärte, dass sie versuchen wollten, aus der Ostsee herauszukommen, um sich mit der englischen Flotte zu vereinigen, wodurch sie den Kampf gegen Deutschland weiterführen könnten.

Drei Wochen nach der Flucht aus Tallinn begann der Vorrat an Frischwasser und Brennstoff beunruhigend abzunehmen. Ausserdem waren alle an Bord körperlich ermattet. Am 12. Oktober kamen sie in den Öresund.

Jeder Versuch, bei Tageslicht durch den Sund zu kommen, missglückte, weil deutsche Wachtboote und Fischerboote das Fahrwasser ständig abpatrouillierten. In einer dunklen Nacht wurde der Versuch wiederholt. «Orzel» kam ganz nahe bei einem unbekanntem Schiff an die Oberfläche, das aus Angst vor einer Kollision die Scheinwerfer abblendete. «Orzel» tauchte wieder. Es begann stark zu regnen und zum ersten Male seit vielen Wochen war das Wetter günstig für unsere Seeleute.

Der Kommandant beschloss, mit Rücksicht auf die Minenfelder ganz nahe an der Küste durch den Sund zu gehen. Das Boot tauchte wieder auf. «Langsam voraus!» Mit jeder Minute wurde der Seegang heftiger, der Regen peitschte hernieder.

Die Kriegsschiffe, welche den Sund und die Minenfelder bewachten, liessen ihre Scheinwerfer den Horizont absuchen. In jeder Sekunde konnte «Orzel» entdeckt werden, aber diesmal hatte er

Glück. Ein Scheinwerfer erlosch genau vor seinem Bug und ein anderer blendete genau hinter dem Heck auf. Volle Fahrt voraus. Zuerst wurde der Kurs geändert. «Orzel» entfernte sich von den deutschen Schiffen und drehte sich dann so, dass der schmale Landstreifen ihn von den Wachtbooten trennte. Den ganzen nächsten Tag lag «Orzel» auf dem Meeresgrunde des Sundes, direkt neben einem unbekanntem Wrack. Noch vor Abend ging er an die Oberfläche und lief in den Kattegatt.

Nun war man fast sicher. Als man aus dem Skagerrak heraus war und in die Nordsee kam, telegraphierte der Kommandant in klarem Text an die Britische Admiralität und berichtete über «Orzels» Flucht und seine gegenwärtige Position, wo er weitere Order abwarten wollte. Es war äusserst riskant, eine solche Mitteilung abzuschicken, da sie leicht abgefangen werden konnte. Aber wieder hatte man Glück. Die Admiralität schickte einen englischen Zerstörer hinaus, der das U-Boot dann in den Hafen eskortierte.

Nach einigen Wochen im Dock begann «Orzel» einen regelmässigen Patrouillendienst und leitete damit ein neues Kapitel in seiner kühnen Geschichte ein.

### *Unser erstes Opfer*

Am 8. April, dem zweiten Tage unseres Patrouillendienstes, beginne ich meine Wache im Manöverraum morgens um acht Uhr. Kurze Zeit darauf ruft mich der wachthabende Offizier in den Manöverturn, wo wir unseren Schwingungsradius ausmessen. Diese Massnahme mag vielleicht ein bisschen mystisch und umständlich erscheinen, aber an und für sich gilt es festzustellen, wie schnell das U-Boot einen ganzen Kreis beschreiben kann, wobei das Ruder auf einen gewissen Grad eingestellt ist und die Fahrt natürlich gleichmässig sein muss.

Hin und wieder geht das Periskop hoch. Das Wetter ist gut, und rund um uns liegt das weite Meer mit Ausnahme eines schmalen Küstenstreifens im Norden. Das ist alles, was man auf der Oberfläche sehen kann. Ungefähr um elf Uhr sind die Messungen vorgenommen, und wir halten sie in einer Reihe Tabellen fest.

Das Periskop geht wieder hoch. «Schauen Sie hinein», sagt der wachthabende Offizier, «und sagen Sie mir, was Sie sehen.»

Langsam drehe ich das Periskop herum. Am ganzen Horizont suche ich, ohne etwas Besonderes zu bemerken. Ich wiederhole die Prozedur so langsam wie möglich. Schliesslich sehe ich ganz unten im Süden etwas, das einer Rauchfahne gleicht, die an der Kimme aufsteigt. Das hatte mein Chef gesehen. «Nun sehe ich. Das ist Schornsteinrauch», rapportiere ich und er nickt zustimmend.

«Wahrscheinlich wieder so ein verdammter Neutraler», murmelt er halb, für sich, meldet es aber doch dem Chef. Nach einigen Minuten kommt Kommandant Grudzinski in den Manöverturm. «Grosser Kasten, natürlich ein Handelsdampfer», sagt er. «Ich bin nicht ganz sicher, aber es scheint, als ob er unseren Kurs schneiden wird. Langsame Fahrt.»

Ich schalte den Maschinentelegraphen von «Halbe Kraft voraus» auf «langsame Fahrt» um. Wir laufen jetzt drei Knoten. Der Chef will das Fahrzeug vor unserem Bug passieren lassen. Als ich ungefähr zwanzig Minuten später wieder ins Periskop sehe, kann ich das Schiff deutlich erkennen, obgleich ein leichter Nebel den Abstand zu vergrössern scheint. Währenddessen kommt der Verbindungsoffizier in den Turm. Wir diskutieren den seltsamen Kurs des Schiffes, der direkt von der deutschen Küste abführt. Aus diesem Grunde beschliesst der Chef, das Schiff auf alle Fälle zu untersuchen.

«Wenn es nur ein Deutscher ist!» bete ich eifrig für mich selbst, während ich gleichzeitig in dem kleinen Manöverturm von den vielen Neugierigen an die Wand gepresst werde. Der wachthabende Offizier macht mir etwas mehr Platz, indem er sich auf den Kartentisch setzt.

«Ich kann seine Flagge nicht erkennen», sagt der Kommandant nach einer Weile.

«Ich auch nicht», sagt ein anderer Offizier. «Wirkt ein bisschen merkwürdig, finde ich.»

«Haben Sie gehört?» flüstert mir Unteroffizier Sz. ins Ohr. «Ich wette, dass es ein Deutscher ist.»

Ich habe keine Zeit zu antworten, da der Chef jetzt die Befehle gibt, die solch einer Untersuchung gewöhnlich vorangehen. Jetzt

kommt die Enter-Truppe mit voller Ausrüstung und Gewehren in der Hand in den Turm. Einige beherrschen fremde Sprachen. Ein Matrose, den wir den «Stern der See» nennen, wirft noch einen letzten Blick in ein norwegisches Wörterbuch, denn obgleich er behauptet, in dieser Sprache Experte zu sein, will er doch auf alle Fälle sein Gedächtnis etwas auffrischen. Dicht neben dem Ersten Offizier, der die Truppe befehligt, steht Marek. Beide tragen Revolver.

«Das Schiff ist jetzt direkt vor uns», rapportiert der Artillerieoffizier vom Periskop.

«Halbe Kraft voraus!» befiehlt der Kommandant und schaltet selbst den Maschinentelegraphen um. «Torpedorohre klar machen! Wie steht es mit der Truppe?» fragt er den Manöverraum.

«Alles klar, Herr Kommandant!» rapportiert der Erste Offizier.

«Gut. Warten Sie eine Minute!» sagt er zum wachhabenden Offizier, der in seine Beobachtungen versunken ist. Der Chef löst ihn am Periskop ab. «Fünf Strich backbord – zehn – mittschiffs – gut so.» Er gibt dem Rudergänger die Kommandos. Nach diesen kurzen Sätzen herrscht Stille an Bord des U-Bootes. Was wird nun geschehen? Die Sekunden scheinen ewig zu sein.

«Ich bin beinahe sicher, dass es ein deutscher Dampfer ist. Er heisst – Moment mal – Rio de Janeiro. Den Namen des Hafens haben sie übermalt, aber – jetzt sehe ich – bürg ... Hamburg! Die haben schlecht gemalt. Nun gehen wir an die Oberfläche. Bleiben Sie hier», sagte er zum «Ersten» und lenzt die Ballasttanks.

Die Worte des Kommandanten machen mich beinahe stumm vor Freude. Ich kann nicht beschreiben, wie mir zumute ist. Endlich bekommen wir einen Deutschen zu fassen. Kann man sich etwas Schöneres denken? Jedenfalls nicht in unserem Beruf.

Die Ballasttanks werden gelenzt und «Orzel» kommt nach oben. Sekunden später stehen wir alle auf der Brücke. Niemals vorher oder später habe ich diesen kurzen Abstand so schnell zurückgelegt.

Der Kommandant hat inzwischen befohlen: «Signalmast aufrichten! Im internationalen Code...» und er nennt die Flaggen.

Geblendet von der Sonne, muss ich die Augen schliessen. Wo

aber ist das Schiff? Ist es wirklich so weit weg? Wieder hatte ich vergessen, dass das Periskop vergrössert und alle Dinge näherrückt. Nach den letzten Worten des Chefs im Manöverturm dachte ich mir, dass wir direkt vor dem Feinde nach oben kommen würden, aber nun sehe ich stattdessen, dass wir gut und gerne sieben bis acht Kabellängen entfernt liegen. Ich versuche, die Signalflaggen zu lesen. Ja, nun erinnere ich mich: Stoppt Maschinen! Kommandant soll unmittelbar hier an Bord rapportieren und Schiffspapiere mitbringen!

Unglücklicherweise scheint dieses Signal die entgegengesetzte Wirkung zu haben. «Rio de Janeiro» hat die Fahrt sichtlich beschleunigt und ändert nun den Kurs etwas auf backbord in Richtung Küste und Territorialgewässer des neutralen norwegischen Staates.

«Volle Fahrt voraus», befiehlt der Kommandant ruhig.

Die Maschinen brüllen, und «Orzel» schneidet durch das Fahrwasser des Flüchtenden. Unsere Geschwindigkeit geht über zwanzig Knoten und ist auf alle Fälle grösser als jene des Feindes.

«Die wollen nicht mit uns reden», brummt der Erste Offizier, «aber das müssen sie!» Er zeigt auf das Maschinengewehr, das nun eine Salve gegen den Rumpf des Feindes abfeuert. Ein hohles Geräusch beweist, dass wir richtig treffen.

«Gut», sagt der Chef lächelnd. «Sie hissen eine Antwort.»

«Und stoppen», fügt der Erste Offizier hinzu.

Jetzt können wir im Rahnock einen Wimpel mit weissen und roten Rändern sehen. Das bedeutet, dass man unser Signal verstanden hat. «Rio de Janeiros» Geschwindigkeit wird mit jeder Minute geringer. Das Schiff macht zwar noch etwas Fahrt, aber die Schiffsschrauben stehen still, und auf dem Bootsdeck scheint man damit beschäftigt zu sein, ein Boot auszusetzen.

Auf der Seeseite dreht «Orzel» mit den Torpedorohren gegen das Schiff in gleicher Richtung. Die Kanonenmündungen drohen auch, aber leider nur die Mündungen. Gewisse Teile wurden ja während der Internierung in Estland konfisziert.

Aber davon weiss unser Feind nichts, und er ist vermutlich nur dankbar, dass wir ihn mit Maschinengewehren und nicht mit Geschützfeuer gestoppt haben.

«Er scheint keine Eile zu haben», konstatiert der Erste Offizier und betrachtet durch das Fernglas unseren «Gast» der nur langsam ins Boot geht.

«Soll ich ihm mal ein bisschen Eile machen, Herr Kommandant?» fragt Unteroffizier Ol. und fingert am Maschinengewehr.

«Noch nicht. Soweit ist es noch nicht», antwortet der Erste Offizier. Aber nach seiner privaten Auffassung gibt es nur eine Lösung: Nicht länger mit dem internationalen Recht herumdoktern, sondern gleich einen Torpedo abschicken. Schliesslich kann er nicht mehr schweigen: «Herr Kommandant, dieser Dampfer hält sich auf alle Fälle die ganze Zeit auf gleichem Abstand. Fünzig Meter vom Fahrzeug, nicht mehr und nicht weniger. Die haben nicht die geringste Absicht, hierher zu kommen.»

«Sie haben recht», antwortet Kapitän Grudzinski. «Es ist schon über eine Viertelstunde her, seit wir ihn stoppten.»

«Zwei Fischerdampfer von der norwegischen Küste sind auf dem Wege hierher», rapportiert ein Signalgast.

«Das ist gut», antwortet der Chef und nimmt eine Mitteilung des Ersten Funkers entgegen, der ein Signal in fremdem Code aufgefangen hat. «Neue Signale genau abhören», sagt er und wendet sich lächelnd zum Ersten Offizier: «Nun werden wir tun, was Sie von Anfang an wollten. Die da drüben versuchen nämlich, Flugzeuge gegen uns zu schicken.»

«Das glaube ich auch», stimmt der «Erste» ein.

«Ein schnelles Motorboot von der Küste», rapportiert der Signalgast.

«Danke, das reicht. Signal hissen: Verlasst sofort das Schiff. Werden in fünf Minuten torpedieren.»

Unser Signal flattert in der Brise. Man hat verstanden, und gleich darauf können wir die Antwort ablesen. Aber die Szene vor uns verändert sich nicht. Der feindliche Befehlshaber sitzt immer noch fünfzig Meter von seinem eigenen Schiff in seinem Boot. Ausserdem sitzt da noch ein anderes Individuum, welches uns vorzutäuschen versucht, dass es rudert. Das obere Deck des Dampfers scheint immer noch menschenleer zu sein, obgleich wir nur eine kurze Frist gegeben haben.

«Alles klar?» fragt der Kommandant.



«Alles klar, Herr Kommandant!»

«Gut. Wir feuern nur einen Torpedo ab. Ich glaube, das reicht, wenngleich der Kasten ziemlich gross ist. Wie tief liegt er?»

«Sechs Fuss, glaube ich, Herr Kommandant. Scheint nicht viel geladen zu haben.»

«Stimmt schon. Möchte wissen, was er für Last hat.»

«Das möchte ich auch wissen», sagte der Erste Offizier. «Wieviel Zeit haben wir noch?»

«Eine Minute», antwortet der Chef, der die ganze Zeit auf die Uhr sieht. Alle Vorbereitungen sind getroffen. An Bord erwartungsvolles Schweigen. Man hört nur das Plätschern der Wellen und das Atmen der Besatzung. Dann gibt der Kommandant die letzte Order und setzt das Fernrohr vor die Augen, um das Resultat zu beobachten.

Ich fühle, wie das ganze Boot erzittert, als der Torpedo durch das Rohr schiesst. Einen Moment sieht man ihn vor «Orzel» durch die Luft sausen, und dann taucht er auf die bestimmte Tiefe unter. Jetzt sieht man nur einen weissen Streifen an der Wasseroberfläche. Genau in Richtung «Rio de Janeiro». Eine ganze Garbe von Feuer, Dampf und Rauch schiesst aus dem feindlichen Schiff hoch empor.

«Volltreffer!» schreie ich, vollkommen die Disziplin vergessend. Glücklicherweise beachtet mich keiner.

Der Rauch wird immer dicker. Ich werfe einen hastigen Blick auf meine Uhr. Sie zeigt fünf nach zwölf. 12.05 Uhr am 8. April 1940 wurde der erste Torpedo von einem polnischen Kriegsfahrzeug gegen den Feind abgeschossen.

«Woher, zum Teufel, kommen die dort?» fragt der Kommandant, der durch das Glas «Rio de Janeiro» Schicksal betrachtet.

«Wer denn?» frage ich und zupfe einen Signalgast am Ärmel.

«Sehen Sie selbst», antwortet er freundlich und reicht mir sein Fernrohr.

Ich vergesse zu danken, denn was ich nun sehe, nimmt meine ganze Aufmerksamkeit gefangen.

Die Back und das Heck des torpedierten Schiffes sind voll von menschlichen Wesen in graugrünen Uniformen. Sie laufen hilflos umher. Einige werfen Bretter ins Wasser und springen nach. Eine Panik in des Wortes regelrechter Bedeutung ist ausgebrochen, eine

Panik, wie man sie selten sieht. Langsam bekommt das deutsche Schiff Schlagseite und neigt sich nach Steuerbord über. Mittschiffs erkennt man zwischen der Kommandobrücke und dem Schornstein ein grosses schwarzes und rauchendes Loch. Die Rauchsäule über dem Dampfer steigt immer höher. Sie verteilt sich und wird von einem starken Wind erfasst, der sie zu einem rechten Winkel verweht.

Aber all diese Männer? Es ist absolut undenkbar, dass diese vielen hundert Mann zur Besatzung gehören. Vielleicht handelt es sich um irgendeinen Transport? Aber woher und wohin und für wen? Diese Fragen können wir noch nicht beantworten.

«Die haben vergessen, Rettungsboote auszusetzen», sagte der Erste Offizier ironisch. Schade!

Er hatte recht, denn die Rettungsboote hingen noch in den Davits. Rund um das Schiff sprangen Männer ins Wasser.

«Von der norwegischen Küste kommen Flugzeuge», rapportiert der Signalgast.

«Klar zum Tauchen», antwortet der Chef und gibt Signal. Schnell tauchen wir. Der letzte, der die Luke schliesst und hinuntergeht, ist der Kommandant.

Ich stehe noch im Manöverraum. Der Kommandant und der Erste Offizier sind im Turm. Es kommt Befehl zur Ablösung. Ich gehe zurück in den vorderen Torpedoraum, wo die ganze Aktion gerade jetzt in jeder Einzelheit besprochen wird. Die Artilleristen gehen umher und schwellen vor Stolz. Sie fühlen mit Recht ihre Bedeutung, ihr Einsatz war ebenso wichtig wie unvergesslich.

Wir sprechen von all den Soldaten an Bord des torpedierten Schiffs. Verschiedene Deutungen werden laut. Einige sind direkt phantastisch, so wie zum Beispiel Vorbereitungen zu einer Invasion in England. Es ist immer schwer, einer logischen Auffassung Ausdruck zu geben, wenn so viele unbekannte und geheimnisvolle Faktoren vorliegen.

«Rio de Janeiro' will nicht sinken», sagt der Kommandant von seinem Platz am Periskop. «Der Kasten hat zwar starke Schlagseite, aber das ist auch alles. Die müssen alle Schotten unter Deck geschlossen haben.»

Ausserdem ist es ein grosses Schiff und die See ist ruhig. Dadurch

hält es sich über Wasser. Immer wieder kommt eine neue Nachricht vom Manöverturm, und ich bemühe mich, alles zu hören. Das Flugzeug kam von Norwegen. Es flog herüber, um zu sehen, was passiert war und ob die Explosion ausserhalb der Territorialgrenze erfolgte.

Nachdem es sich offenbar überzeugt hatte, war es wieder zurückgeflogen und hatte alle weiteren Massnahmen den norwegischen Fischerdampfern überlassen, die den Deutschen Hilfe brachten. Die Fischerdampfer liegen viel zu weit vom Land, um alle Überlebenden an Bord zu nehmen. Und was hätte es auch für einen Zweck? Man kann ja Bugsierboote holen, die das getroffene Schiff mit allen Leuten an Bord in den Hafen schleppen. Immer mehr Soldaten klettern nun wieder auf das Schiff.

Sofort durchschaut Kapitän Grudzinski diese freundlichen Absichten. Wir steuern nun im Kreis um die «Rio de Janeiro» herum. Wohin wir wollen, weiss niemand ausser dem Kommandanten. Er behält seine Pläne für sich. Aber schliesslich tröstet er uns mit dem Versprechen, noch einen Torpedo abzuschliessen.

Dann nützt es nicht viel, dass die meisten Überlebenden auf das Schiff zurückgekehrt sind. Sie dürften nach ihrem ersten Bad kaum trocken werden, denn der andere Torpedo wird noch wirkungsvoller sein.

Wieder ist es still an Bord. Ich weiss nicht, warum wir mit gedämpften Stimmen sprechen. Alle Mann richten ihren Blick nach vom. Wir freuen uns alle bei dem Gedanken, dass wir uns vielleicht für den polnischen Zerstörer «Wieher» und den Minenkreuzer «Gryf» neben allen anderen rächen können.

Mit Hilfe des Periskops wird der Torpedo gerichtet. Dann hören wir einen leise zischenden Laut, gefolgt von einem leichten Stoss. Um den hinteren Teil des Torpedorohres sieht man eine kleine weisse Dampfwolke. Die komprimierte Luft presst in einem feinen Strahl Wasser durch gewisse Fugen. Der Torpedo ist abgefeuert...

Ich sehe auf die Uhr. Es ist 13.15 Uhr.

Zehn Sekunden vergehen ... zwanzig ... eine Minute. Im nächsten Augenblick hört man selbst im Innern des U-Bootes einen fürchterlichen Krach. Das Resultat ist sicher: wir haben zum zweiten Male getroffen. Ich eile in den Manöverraum.

«Der Torpedo traf an derselben Stelle auf der anderen Seite. Das Schiff ist durchgebrochen», erfahre ich nun vom Artillerieoffizier. «Kommen Sie in den Turm. Der Chef lässt Sie sicher gucken.»

Er braucht mich nicht zweimal zu bitten.

«Sie wollen wohl ans Periskop?» fragt der Kommandant einige Sekunden später.

«Ja, wenn ich darf.»

«Bitte sehr. Können Sie übrigens gut photographieren?»

«Ich habe seit acht Jahren photographiert, Herr Kommandant», antworte ich.

«Ausgezeichnet. Machen Sie ein paar Aufnahmen mit meiner Kamera. Ich kann es doch nicht besonders gut.»

Ich nehme seine Kamera und schaue durchs Periskop in die umliegende Welt. Was für ein Anblick! «Rio de Janeiro» ist mitten durchgebrochen. Das Vorschiff ist bereits im Begriff zu sinken ... Schon ist es weg. Nur das Achterschiff ist noch über Wasser. Man kann die Schrauben sehen, das Ruderblatt ... Ich setze die Kamera an die Linse des Periskops und versuche einige Aufnahmen zu machen – mit verschiedener Blende, kürzerer und längerer Belichtung und ungleichen Entfernungen. Aber ich zweifle, dass es glücken wird, weil ich unter solchen Umständen zum ersten Male in meinem Leben eine Kamera benutze.

Wieder schaue ich hindurch. Die norwegischen Fischerdampfer haben weitere Rettungsarbeiten aufgegeben und sind auf dem Weg zur Küste. Das freut mich, aber leider muss ich meine Beobachtungen beenden, da noch mehr hinter mir stehen, die durch das Periskop sehen wollen.

Währenddessen ist das Schiff gesunken, und es gibt nichts mehr zu sehen.

Wir verschwinden also wieder im Boot. Der Koch gibt bekannt, dass das Mittagessen fertig sei. Es ist schon spät – nach all den Ereignissen dieses Morgens.

Während der Mahlzeit herrscht eine glänzende Stimmung. So etwas habe ich noch nie gesehen. Lebhaftige Scherze und lustige Geschichten werden erzählt. Unteroffizier Sz. will ein Glas Whisky haben, aber auf dieses Vergnügen müssen wir warten, bis wir wie-

der in einem Hafen sind. Ich löse einen Kameraden auf der Wache ab, damit er essen kann. Im Vorübergehen werfe ich einen Blick auf den Kurs, der auf der Karte im Manöverturm markiert ist. Wir kreisen noch immer um den gesunkenen Gegner.

«Bekommen die Deutschen Hilfe?» frage ich den «Ersten».

«Nein, das Flugzeug war vor einigen Minuten hier, aber es hat keine Hilfe geschickt.»

«Haben die keine Möglichkeit, selbst an Land zu kommen?»

«Absolut nicht. Es wäre schon schwer genug gewesen, wenn sie Boote ausgesetzt hätten. Da sie es aber nicht getan haben, müssen sie schwimmen. Sie haben ja Schwimmwesten, aber in dieser Jahreszeit kann man sich unmöglich länger als eine Stunde im Wasser halten. Im schlimmsten Falle zwei ... Sehen Sie doch die schneebedeckte Küste, diese Fjorde ... Das ist nicht England, wo der Frühling schon eingezogen ist.»

Ich musste zugeben, dass er recht hatte. In etwas gedrückter Stimmung bringe ich den Rest der Zeit schweigend zu, solange bis die eigentliche Wache ihr Mittagessen beendet hat.

Um vier Uhr nachmittags – oder auch etwas später – werden die Nachrichten aus dem Manöverturm wieder etwas sensationeller. An der Wasseroberfläche über dem U-Boot schwimmen eine Menge Leute der «Rio de Janeiro».

Genauere Beobachtungen durch das Periskop überzeugen uns, dass wir es ohne Zweifel mit Invasionstruppen zu tun haben. Aber gleichzeitig haben die Uniformen keine Kennzeichen, die darauf schliessen lassen würden, dass es sich um deutsche Soldaten handelt.

Neugierig steige ich in den Manöverturm, um genauere Angaben zu bekommen. Dort sind mehrere Offiziere. Ich bleibe stehen, da ihr Gesprächsthema mich ausserordentlich interessiert.

«Es ist sinnlos», sagt der Kommandant zum Ersten Offizier. «Die Leute haben schon drei Stunden im Wasser gelegen, und es besteht keine Aussicht, dass noch einer am Leben ist.»

«Das glaube ich auch nicht, Herr Kommandant, aber soweit ich sehe, ist es die einzige Möglichkeit, die Sache aufzuklären», meint der Erste Offizier.

«Was ist nun?» frage ich leise den Bootsmann.

«Der ‚Erste‘ will hinauf und einen dieser Soldaten an Bord nehmen. Das ist ‚ne gute Idee, finde ich. Was meinen Sie?»

«Ich bin derselben Ansicht, aber ich glaube nicht, dass es die Mühe lohnt. Ich glaube auch nicht, dass der Kommandant es zulässt. Es ist schon zu spät. Ich gehe in den Turm.»

Das Periskop ist klar. Der wachthabende Offizier lehnt sich gegen die Linsen.

«Nun sind sie wieder direkt neben uns», sagt er. «Sehen Sie!»

Nur schwer kann man die Entfernung näher bestimmen. Aber drei menschliche Gestalten treiben so nahe an uns mit der Ebbe ins Meer hinaus, dass wir die Gesichter deutlich erkennen. Mit ihren Armen hängen sie noch im Rettungsgürtel, aber die Köpfe sind vor Ermattung heruntergesunken. Mit einem letzten krampfhaften Griff halten die Hände sich gegenseitig an den Uniformen. Der rechte schwimmt mit dem Gesicht nach unten. Trotzdem sie unsere Todfeinde sind, ist es entsetzlich, die Gesichter der anderen beiden zu sehen, die vor Angst und Erschöpfung verzerrt sind. Diesen Anblick werde ich nie vergessen. Beide waren junge Menschen, ohne Mütze, aber mit blondem Haar ...

Genug jedoch der Sentimentalität. Vielleicht gehörten gerade die beiden damals zu jenen, die uns unser Polen mit Feuer und Schwert geraubt haben. Nein, wir dürfen nicht um sie trauern. Der Krieg gegen Deutschland muss hart und unbeugsam geführt werden. Wir müssen uns den Methoden anpassen, die der Gegner uns aufzwingt.

Ich kehre in den Torpedoraum zurück, obgleich ich dort eigentlich nichts zu tun habe. Tische und Kojen sind hochgeklappt, weil die Torpedomannschaft im Begriff ist, die Rohre mit neuen Torpedos zu versehen. Es scheint mir, als ob diese Arbeit einige Stunden dauern werde. Ich will nach achtem gehen und sehen, was dort geschieht.

Es ist Abend. Ich gehe durch den Manöverraum, gerade als wir an die Oberfläche steigen. Es geschieht ungewöhnlich zeitig heute. Es ist erst 8.10 Uhr. Einen Augenblick beginnt das Radio. Ausnahmsweise will niemand Musik hören. Wir warten alle auf die Nachrichten. Gleich hören wir den Namen «Rio de Janeiro». Leider ist es norwegisch, und wir verstehen nichts. Unser «Spezialist» in dieser Sprache erklärt umständlich, dass dies gerade der einzige

Dialekt sei, den er nicht richtig verstehe. Nun sind die englischen Nachrichten unsere einzige Hoffnung. Sie kommen in fünf Minuten.

Die Uhr schlägt zehn, und der Ansager beginnt mit den Nachrichten. «Heute Mittag versenkte ein patrouillierendes englisches U-Boot durch Torpedierung das deutsche 6800-Tonnen-Schiff ‚Rio de Janeiro‘ vor Lillesand an der norwegischen Südküste. ‚Rio de Janeiro‘ kam aus Hamburg und hatte ungefähr 400 Soldaten sowie Kriegsmaterial an Bord.»

Ich höre gar nicht mehr hin, sondern führe vor Freude einen Kriegstanz aus. Alle sind von der gleichen Begeisterung ergriffen. Wir schütteln uns die Hände und sehen glücklich aus. Endlich ist unser Traum erfüllt. Wir haben unsere Rache.

«Der grösste Teil der Soldaten folgte dem Schiff in die Tiefe», setzte der Ansager fort.

Es war ein ereignisreicher Tag.

## DIE POLNISCHE FLUGWAFFE IN ENGLAND

Die polnische Flugwaffe verfügte im September 1939 über nicht mehr als 405 kampffähige Maschinen. Sie besass allerdings ein sehr gut ausgebildetes Fliegerkorps, das sich fast ganz nach Ungarn und Rumänien und von dort nach Frankreich hinüberrettete. Wegen Mangels an Material waren die Voraussetzungen, unter denen die polnische Flugwaffe wieder aufgerichtet wurde, ausserordentlich schwierig. Eine polnische Staffel in Frankreich erhielt den Namen «Die finnische Staffel», weil sie mit dem alliierten Expeditionskorps nach Finnland geschickt werden sollte. Diese Staffel hatte jedoch später die Hauptaufgabe, an der Verteidigung von Paris teilzunehmen. Während der Kämpfe in Frankreich schossen die Polen sicher im Ganzen 70 deutsche Maschinen ab. Als die polnischen Flieger in England angekommen waren, schuf man zuerst Jagdflugstaffeln. Später kamen auch Bomberstaffeln hinzu. In der Schlacht um England kämpften die polnischen Flieger an der Seite der britischen Kameraden, wobei die polnische Flugwaffe sich im ganzen britischen Imperium Lob und Ehre erstritt.

Vor allem zeichnete sich die Staffel 303 aus. Diese griff am 30. August in die Schlacht um England ein und kämpfte ununterbrochen 43 Tage, das heisst bis zum 11. Oktober. Während dieser Kämpfe schoss sie bestimmt 126 deutsche Maschinen ab. Allein während des kritischen September-Monats wurden 109 abgeschossen oder 11% aller während dieser Zeit von der R.A.F. abgeschossenen deutschen Maschinen. Dadurch nahm sie den ersten Platz unter allen R.A.F.-Staffeln ein. Diese Siege musste die Staffel 303 mit fünf Toten bezahlen. Obgleich die Staffel später acht Monate lang in Reserve lag, nimmt sie innerhalb der britischen Flugwaffe mit 200 sicheren Abschüssen noch immer den zweiten Platz ein.

Bis September 1943 hatten die polnischen Jagdflieger in England 570 feindliche Maschinen abgeschossen.



Auch die polnischen Bomber nehmen, obgleich sie viel später organisiert wurden, einen führenden Platz innerhalb der R.A.F. ein. Die Bomberstaffeln haben 13'452'000 Lbs. Bomben über feindlichem Gebiet abgeworfen. Bis zum Herbst 1943 wurden 595 Operationen mit 5'770 Flugzeugen ausgeführt. Die Tatsache, dass an jedem «Tausenderangriff» der R.A.F. 100 polnische Flugzeuge teilnehmen, zeugt von einem ernsthaften polnischen Einsatz. Deshalb konnte General Sikorski in einer Rede an einen Flugverband Churchills Äusserung zitieren: «Die britische Flugwaffe ist bewundernswert, aber die Polen stehen da an erster Stelle.»

Im folgenden Kapitel wird ein Bild von einem Chef der Staffel 303 gezeichnet. Der Verfasser, Ksawery Pruszyński, gehört zu den Begabteren der jüngeren polnischen Autoren- und Journalistengeneration. Er hat sich vor allem der politischen Reportage gewidmet und Artikelsammlungen über das Problem Danzig herausgegeben, ebenso über die Kämpfe im Republikanischen Spanien und in Palästina. Als gewöhnlicher Soldat zog er in diesen Krieg, nahm an den Kämpfen um Narvik teil und war bei den letzten Operationen in Frankreich, von wo aus er mit den polnischen Streitkräften nach England evakuiert wurde. Nach der Unterzeichnung des polnisch-russischen Vertrages im Sommer 1941 wurde Pruszyński Presseattaché an der Polnischen Gesandtschaft in Kuibischew, wo er das erste polnische Presseorgan in der Sowjetunion herausgab. Im Laufe des Krieges hat er einige Bücher geschrieben: «Droga wiodła przez Narwik» («Der Weg führte über Narvik»), «Poland Fights Back» («Polen schlägt zurück»), «Polish Invasion» («Polnische Invasion») und andere. Die unten wiedergegebene Erzählung stammt aus dem Buche «Polen schlägt zurück».

In dem darauffolgenden Kapitel wird ein Bild der polnischen Bomber in England gegeben. Der Verfasser, der auch das Kapitel «Das Lager in der Dobrudscha» geschrieben hat, wählte das Pseudonym «Leutnant Herbert». Auch seine Erzählung «Bujak streikt» gründet sich auf eigene Erlebnisse.

## STAFFELKAPITÄN HENNEBERG

von

Ksawery Pruszyński

Der Badeort, wo die polnischen Flieger in Grossbritannien untergebracht worden sind, eine vor dem Kriege sehr beliebte kleine Ferienstadt, war bald ebenso voll von deren blauen Uniformen wie die schottischen Kleinstädte es später von polnischen Soldaten wurden. Ohne damit Geheimnisse preiszugeben, können wir feststellen, dass es mehrere tausend waren. Beinahe 95% all derer, die vor einem Jahre sich auf der Flucht längs der schönen Ufer des Dniestr im südlichen Polen befanden, hatten sich nun auf britischem Boden wieder vereint. Ein Teil traf schon vor dem französischen Feldzug ein, um in der Royal Air Force Dienst zu tun. Sie waren nun ein Wegweiser für ihre Freunde. Und sie konnten ihnen weit bessere Neuigkeiten mitteilen als die Kameraden, die von ungarischen und rumänischen Flugplätzen aus zuerst in Frankreich landeten. Hier standen mehr Maschinen zur Verfügung als in Frankreich, und neue kamen dauernd hinzu. Der britische Kampfgeist ist auch ein ganz anderer als der französische. Das Bodenpersonal arbeitete gründlich und begeistert. Und die Ausbildungslager wiesen ebenfalls eine bessere Organisation auf als in Frankreich.

Nach und nach verliess einer nach dem andern das Lager, um nicht mehr wiederzukommen. Für die Zurückbleibenden war dies ein ebenso gutes Zeichen wie für Noah in der Arche, als er die Taube verschwinden sah. Die polnischen Flieger wurden in verschiedene Einheiten der Royal Air Force eingereiht und begannen ihren Dienst. Nachrichten meldeten, dass ein Teil von ihnen umgekommen sei. Das bedeutete nur, dass die behagliche Ruhe in der Stadt, die zwar Zerstreung bot, nicht allzu lange dauern würde – jedenfalls für einen Teil der Flieger, und darüber waren sie nur froh. Die Abendnachrichten enthielten oft Mitteilungen, die Zivilpersonen vielleicht bedrücken konnten, die aber bei den Piloten Hoffnungen erweckten. Die Invasion lag bedrohlich über den Inseln. Den Fliegern lag daran, aufzusteigen und den schwarzen Geiern in der Luft zu begegnen.

Die Ausbildung war mit gewissen Sprachschwierigkeiten verbunden, aber im Übrigen gab es keine Hindernisse. Die britischen Instrukteure merkten bald, dass es sich bei ihren Schülern um keine Anfänger handelte, sondern um Männer mit vielen hundert oder sogar tausend Flugstunden. Die polnischen Flieger mussten sich an die britischen Maschinen gewöhnen und auch die britischen Methoden für die Bodenkontrolle kennen lernen, die sie allen anderen weit überlegen fanden. Die britischen und polnischen Flieger verstanden sich, auch wenn die Sprache einen näheren Meinungsaustausch verhinderte, und das gute Einvernehmen bahnte einen Weg für kommende Erfolge. Die Angehörigen der verschiedenen alten polnischen Staffeln fanden wieder ihre Kameraden aus dem polnischen und französischen Feldzug, und die neue polnische Flugwaffe wurde allmählich wieder vollständig. Man beschloss, polnische Einheiten zu bilden, die zunächst von britischen Offizieren geleitet werden sollten, was sich als viel besser erwies als die in Frankreich gebildeten gemischten Staffeln.

Nach einigen Wochen erfolgte die Bildung der ersten polnischen Staffel in der R.A.F. Sie führte die Traditionen der ersten polnischen Flugeinheit, der Kosciuszko-Staffel, weiter, die gegen Ende des vorigen Krieges von einer Schar begeisterter amerikanischer Piloten gebildet wurde, von denen einige polnischer Herkunft waren und Polen in seinem Kampfe helfen wollten. Diese Kosciuszko-Staffel hatte sich während der polnischen Feldzüge 1919 und 1920 ausgezeichnet, und nach dem Kriege trug in Warschau eine Staffel den gleichen Namen. Ihre früheren, nun in Grossbritannien versammelten Mitglieder beschlossen, die Tradition aufrechtzuerhalten, und der Name der neuen Einheit wurde «Thaddäus Kosciuskos Warschau-Staffel», während die offizielle Bezeichnung innerhalb der Royal Air Force einfach «Kampfstaffel 303» lautete. Später wurden noch andere polnische Staffeln aus Bomber-, Jagd- und Aufklärungsflugzeugen zusammengesetzt. Aber «303» war die erste.

Der Frühling 1941 ist da. Er ist zeitig gekommen dieses Jahr, und das üppige Gras schimmert in dem eigenen Grün des englischen Frühlings. Die Luft ist frisch, und der Wind weht vom Meere her.

«Die Wolken hängen heute tief», sagte einer der Flieger, der mich nach dem Flugplatz geführt hatte. «Die Aufklärer werden es nicht leicht haben.»

«Wozu sind sie vor einer halben Stunde aufgestiegen?»

«Sie sollen nur nachsehen, ob da irgendein Deutscher in den Wolken steckt. An solchen Tagen wie heute schlüpfen sie manchmal ungestraft durch die Wolken und gehen über den Küstenstädten herunter.»

Es ist ein grosses Flugfeld mit vielen Hangars und mehreren Staffeln, der alte Stammort der polnischen Kampfstaffel 303. Die Messe befindet sich in einem alten Gebäude, und die Piloten wohnen meistens zu zweit in kleinen weissen Zimmern. Die Korridore sind ebenso still und leer wie in einem College während der Vorlesungen. Das Ganze macht auch den Eindruck einer Lehranstalt. Der Unterschied ist nur, dass die Studenten hier in die Luft steigen statt in die Vorlesungssäle.

«Der Staffelkapitän ist auf Patrouille», sagte der Arzt, ein sympathischer junger Mediziner aus Krakau. «Wenn Sie ihn sprechen wollen, müssen Sie warten.»

Wir warteten eine Weile und sprachen von «303», über die Gefallenen und über verschiedene Flugzeuge. Diese Leute sprechen von Flugzeugen wie Sportsleute vom Vollblut, von Stammbäumen und Hunden. Manchmal hörte ich seltsame Namen. Der Zeitpunkt für verschiedene Ereignisse wurde gewöhnlich ungefähr folgendermassen bezeichnet: «Wann das war? Warte mal ... Es war ungefähr zwei Tage, nachdem es den Frantisek erwischt hatte ... nein, es muss zwei Tage vor Paszkos Absturz gewesen sein ...»

Die Todesfälle sind ihre Meilensteine und bezeichnen ihre Zeit wie Wochen und Monate die unsrige.

«Hier wohnte Z. Er ging Ende September davon, wurde brennend abgeschossen. Kopf- und Armwunden. Dieses Bett gehörte B. und später X. Diese sind beide weg.»

«Tot?»

«Ja, der eine, als er noch zu unserer Staffel gehörte. Der andere ging von uns zu einer britischen Staffel über und wurde dann getötet. Wir wissen nicht genau, wann es war, weil die britische Staffel ziemlich weit von hier liegt.»

Während wir uns unterhielten, kam ein sehr junger und sehr blonder Flieger herein. Er würde wie ein Junge ausgesehen haben, wenn er nicht so einen ernsthaften Ausdruck im Gesicht gehabt hätte. Die Dienstgradbezeichnungen auf seinen Ärmeln schienen ihn auch älter zu machen. Er stellte sich vor: «Henneberg.»

Obgleich er einen deutschen Namen trug, war er ein typischer Slawe. Seine Familie lebte seit vielen Generationen in Polen. Er war der vierte Chef der Staffel 303. Während er mit den übrigen sprach, hatte ich Gelegenheit, ihn zu beobachten. Wenn je die Seele eines Fliegers ihre vollendete Inkarnation gefunden hat, so in diesem jungen Mann, der trotz seiner etwas über zwanzig Jahre einer der tüchtigsten Männer innerhalb der polnischen Flugwaffe war. Er hatte über zehn deutsche Flugzeuge über Grossbritannien abgeschossen, wurde Staffelführer und hatte polnische und britische Auszeichnungen bekommen.

Flieger sind anders als gewöhnliche Soldaten, und der Unterschied ist grösser als jener zwischen Infanterie- und Kavallerieoffizieren, wie er immer existiert hat. Was ist das für ein Unterschied? Man ist oft frappiert über die starke Jugendlichkeit der Flieger, die mit tiefem Ernst gepaart ist. Irgendwie wirken sie wie Kinder, welche eine Rolle spielen, die eigentlich Älteren zukommt. Aber gleichzeitig sind sie sich der Bedeutung ihrer Rolle sehr bewusst. Sie sind zurückhaltend und schätzen prahlerische Redensarten nicht. Vielleicht ist das ein Resultat ihrer grossen Verantwortung in Verbindung mit der Scheu der Jugend. Aber hinter der Zurückhaltung steckt auch ein Selbstvertrauen ganz besonderer Art, ganz anders als jenes, das wir gewöhnlich als irritierend empfinden. Das Leben dieser Männer spielt sich in einem Gebiet ab, das ihnen wohlvertraut und nur natürlich ist, uns dagegen ziemlich mystisch. Es ist eine eigentümliche Welt mit einer seltsamen Mischung von Erfindungsgabe und Raum, von Mathematik und Phantasie, von Ingenieurkunst und Instinkt. Ihre Welt ist die Luft, wo jetzt hoch über der Erde das Schicksal von Imperien und Kontinenten entschieden wird und von wo wir nicht einmal das Geknatter der Maschinengewehre oder den Lärm der Motoren hören können.

Durch die Fenster sahen wir einige Flugzeuge landen. Die Scheiben klirrten vom Dröhnen der Motoren.

«Sind alle zurückgekommen?» fragte der Arzt den Staffelkapitän.

«Alle», antwortete er. «War 'ne langweilige Tour.»

Es dauerte einen Augenblick, bevor ich einsah, dass er nicht von Leuten sprach, die nach London gefahren waren und dort vielleicht eine Nacht blieben, sondern dass er fragte, ob sie überhaupt zurückgekommen waren. Henneberg bemerkte mein Erstaunen, das wohl etwas einfältig war, da ich doch hätte wissen müssen, wie es zugeht. Ich wusste es auch, aber ich hörte sie zum ersten Male so einfach und natürlich darüber sprechen.

«Das ist nun mal so», sagte der Staffelkapitän. «Eines Tages trinkt man mit jemand um 5 Uhr Tee in der Messe und dann kommt er abends nicht zum Nachtessen. Und dazwischen liegt vielleicht nur eine Stunde Flug, aber das reicht.» Und als Erklärung fügte er hinzu: «Am nächsten Tag liegt dann ein Besteck weniger auf dem Tisch. Und am dritten Tage haben wir einen neuen Flieger in der Messe. Das ist das Ganze.»

Er schien etwas Eiliges zu erledigen zu haben, denn er entschuldigte sich und ging hinaus. Ich blieb mit dem Arzt sitzen, der sozusagen den Gedankengang des anderen fortsetzte: «Man lernt sehr schnell, was man zu erwarten hat. Ein Kampfflugzeug hat nur Brennstoff für ein paar Stunden, und wenn es danach nicht zurückkommt, dann kommt es überhaupt nicht mehr, weil es eben nicht kann.»

«Und was geschieht dann?» fragte ich.

«Dann? Ja, mitunter bekommen wir wegen eines abgestürzten Flugzeugs oder eines verwundeten Fliegers telephonisch Bescheid. Manchmal bekommen wir nur Nachricht, dass man eine Leiche identifiziert habe und dass es einer unserer Leute sei. Ist er abgesprungen, passiert es, dass er selbst anruft. Unsere Jungens haben keine Zeit, richtig Englisch zu lernen und daher können sie sich als Fremde oft nur schwer verständlich machen. Wir schicken dann ein Auto und holen sie ab. Häufig stürzen sie in den Kanal.»

«Können sie dann gerettet werden?»

«Kommt darauf an ... Wenn sie nicht allzuweit von der Küste weg sind und wenn sie Glück haben, dann ... Aber viele sind im Kanal verschwunden.»

Alle Flieger, ein Teil von ihnen älter als der Staffelkapitän selbst – in Bezug auf Alter und auf den Rang vor dem Kriege – waren an diesem Abend in der Messe versammelt. Infolge des günstigen Wetters wurden Nachtübungen geplant.

Gleich nach Mittag stellte sich Nebel ein, und die Nachtflüge mussten wegen des Risikos bei Nebellandungen eingestellt werden. Wir gingen über den Flugplatz, während es schnell dunkelte. Der Staffelkapitän sagte: «Ich bin froh, dass Sie gerade jetzt gekommen sind, denn nun beginnen wir mit einer recht interessanten Arbeit.»

«Was denn?»

«Moskitoflug.»

«Was ist das?»

«Das ist eine unerhört interessante und spannende Aktion. Eine Offensive gegen die Deutschen. Man springt nach Frankreich hinüber ...»

Wir bleiben einen Augenblick stehen. Ich sah den jungen Offizier vor Begeisterung lächeln und bemerkte seine blendend weissen Zähne.

«Ja, die Sache ist wirklich nett. Erst steigt man ganz hoch über den Kanal, über die Wolken, mitunter bis zu 10000 Meter. Diese Flüge macht man allein oder möglicherweise zu zweit. Selbst wenn die ganze Staffel hinübergeht, verteilt sie sich bei der Durchführung der Aktion. Wenn man ganz nahe am Ziel ist, geht man tief hinunter. Es gibt genug Ziele – deutsche Flugplätze, Garnisonen, Häfen und Transporte auf den Landstrassen, besonders Chausseen sind gute Ziele ...»

«Und was geschieht dann?»

«Ja, das ist der Sinn der Moskitos: alles niedermähen, was man mit den Maschinengewehren erreichen kann. Man muss sehr tief fliegen, wie über Hürden springen, von einer Hecke zur anderen, sodass niemand das Flugzeug sehen kann, bevor es hinter einem Baum oder einem Haus hervorschießt. Bevor die Deutschen überhaupt zum Schiessen kommen oder in Deckung gehen können, haben wir ihnen schon etliche Kugeln versetzt. Acht Maschinengewehre schiessen allerhand weg in einer Minute, es wird ziemlich heiss hergehen dabei. Auf den Flugplätzen stehen deutsche Flug-

zeuge, Hangars und deutsche Soldaten. Es gibt genug, worauf man schießen kann. Auf den Chausseen ziehen sich Armeetransporte hin, lange Reihen mit schweren Lastwagen voller Truppen und Munition. Bevor diese abspringen oder überhaupt etwas unternehmen können, drückt der Pilot auf einen Knopf und schickt ihnen alles auf den Pelz, was acht Maschinengewehre aufbringen ... Manchmal kann man damit allerhand erreichen.»

Hennebergs Gesicht, das in der Dunkelheit bleich aussah, wurde noch weisser, und es lag etwas Bedrohliches und Unheilverkündendes in dieser bleichen Farbe.

«Kann man was sehen?»

«Natürlich kann man das! Wir sehen so gut, dass unsere Flieger mit Leichtigkeit die hölzernen Flugzeuge auf den vorgetäuschten Flugplätzen und auch die Luftabwehrbatterien aus Holz erkennen können. Auf solche Sachen verschwenden sie keine Munition.»

«Und wie ist es mit den Franzosen?»

«Oft sehen wir die Bauern mit ihren Mützen winken, und die Kinder sind manchmal wild vor Begeisterung.»

Wir machen immer mehr solche Flüge. Diese Kampfart liegt dem polnischen Temperament besonders gut. Sie scheint die Tradition unserer Kavallerie wieder zu beleben, die die grossen Angriffe gegen die Tartaren und Kosaken auf den Steppen der Ukraine durchführte.

«Ist es gefährlich?»

«Wie alles andere. Es kann sehr gefährlich sein, wenn der Feind ein gutes Beobachtungssystem hat, aber es ist durchaus nicht gefährlich, wenn er keins hat. Mit allem ist natürlich ein Risiko verbunden, und je mehr wir unternehmen, desto vorsichtiger werden sie natürlich.»

Es war so dunkel geworden, dass wir uns auf den Heimweg machten. Der Staffelkapitän ging schweigend neben mir.

Ein junger dunkler Flieger namens Mierzwa erzählte mir viele Geschichten von der Staffel und ihren ehemaligen Mitgliedern. Dann ging ich in einem kleinen weissen Zimmer zu Bett, genau wie ein junger Student.



Am nächsten Tag war Karfreitag. Morgens wurden nur einige Übungsflüge gemacht, aber die zweite Staffel ging nach Frankreich hinüber. Sie kamen alle zurück, strahlend wie zufriedene Sportsleute nach einer geglückten Jagd. Sie waren ziemlich weit ins Land hineingeflogen, was grössere Sicherheit gab, da die Küste am besten verteidigt ist.

Nachmittags fuhr mich der Staffelpkapitän mit seinem Wagen nach Windsor. Wir fuhren dorthin, um seine Frau zu besuchen, denn dieser junge Mann war bereits verheiratet. Sie war eine schöne blonde Frau mit grossen fragenden Augen. Und sie besass eine ebenso friedliche und erhabene Ruhe wie ihr Mann. Der Abend war still und warm. Wir machten einen Spaziergang. Über den grünen Feldern zeichnete sich die Silhouette des Schlosses ab. Henneberg sprach von Konzerten in London.

«Wundervoll, dass man immer noch deutsche Musik hören kann, obgleich es Krieg ist», sagte er. «Man spielt wohl immer Montags Wagner und Freitags Beethoven. England ist ein Land mit grosser musikalischer Kultur, sonst würde man nicht «Schlange stehen» wegen der Karten zu den Konzerten. Alle wollen sie in die Konzerte, selbst auf Stehplätzen. Ich wünschte, ich hätte mehr Gelegenheit, dorthin zu gehen. In letzter Zeit haben sie auch etwas von César Franck gespielt.»

Dann sprachen wir von Polen. Und etwas später gingen wir in die kleine Einzimmerwohnung, wo Frau Henneberg wohnte. Sie war dabei, eine Festmahlzeit für den nächsten Tag vorzubereiten. Ihr Mann half ihr bei dem Anrichten des polnischen Nationalgerichtes «Bigos» und gab ihr so genaue Anweisungen, als ob es sich um einen grossen Luftangriff handelte.

Am Nachmittag des folgenden Tages war ein neuer Angriff über Frankreich geplant. Wir wussten schon seit dem Morgen davon. Vielleicht irre ich mich, aber ich glaubte, in der Luft eine gewisse Spannung wahrzunehmen – trotz aller berufsmässigen Gleichgültigkeit.

«Wir können nicht so in alle Ewigkeit weitermachen», hörte ich jemand zu einem anderen sagen. «Wenn man sich aufklären soll, muss man die Taktik rechtzeitig ändern.»

Der Staffelpkapitän, ein immer ernster Mann, wurde vor dem Angriff sehr in Anspruch genommen, sodass ich ihn kaum zu stören wagte. Vermutlich überdachte er einen Plan für die Aktion. Ich stellte einige Fragen, als er mir von dem geplanten Angriff erzählte. Sechs Kampfflugzeuge sollten nach Frankreich hinüberfliegen, je zwei nach Dieppe, Maisons-Laffitte und Calais. Zwei andere würden den Flugplatz bei St.-Quentin überqueren, wieder andere der Küste entlang fliegen und die übrigen durch das Somme-Tal. Dort gibt es eine Eisenbahnlinie, eine Hauptlandstrasse und einige Brücken.

Henneberg wollte an der Küste entlang fliegen.

Einige Augenblicke später stiegen sie auf. Noch immer sehe ich vor mir, wie die Flugzeuge aus den Hangars in ihre Stellungen gerollt wurden und wie die Flieger gelbe Schwimmwesten trugen, die sie über Wasser halten würden, falls sie in den Kanal stürzten. Ich sah, wie sie sich die Fallschirme festschnallten und alle Vorbereitungen trafen, während die Motoren aufgewärmt wurden. Alles klar! Einer nach dem anderen startete schnell und verschwand in dem fahlblauen Himmel.

Es war zwanzig Minuten nach fünf.

Kurz vor sechs Uhr erkundigte ich mich, aber noch war keiner zurückgekommen. Als ich das nächste Mal fragte, waren alle wieder da – bis auf einen. Der Vermisste war Staffelpkapitän Henneberg.

Diejenigen, die nach St.-Quentin und ins Somme-Tal flogen, kamen heil wieder nach Hause und erzählten uns von dem Flug. Alles war glänzend gegangen. Sie hatten auf viele Deutsche geschossen – auf den Chausseen, in einer kleinen Stadt und auf dem Flugplatz. Henneberg hatte Pech. Als er heimkehrte, eröffnete eine Luftabwehrbatterie an der Küste das Feuer. Eine Rauchfahne schlug heraus. Das Flugzeug begann zu fallen. Anscheinend waren die Benzintanks beschädigt...

Sie vertieften sich in Fachausdrücke. Ich begriff nicht viel.

«Und was passierte dann?»

Hennebergs Kamerad, der hinter ihm flog, beschoss die feindliche Batterie mit Maschinengewehrfeuer. Als Hennebergs Maschine ins Meer stürzte, kreiste er über ihm und sah ihn auf der

Wasseroberfläche schwimmen – dank seiner «Mae West», wie sie die Schwimmwesten nannten. Er gab Zeichen, aber die übrigen mussten zurück. Henneberg befand sich vielleicht 12-15 km von der englischen Küste entfernt.

«Hat man denn keine Hilfe geschickt?» fragte jemand.

«Natürlich! Habe ich das nicht gesagt? Sowie wir landeten, haben wir Rapport abgegeben. An der Küste liegen besondere Rettungsflieger und Motorboote. Das Flugzeug zeigt dem Motorboot den Platz des Fliegers, worauf er an Bord genommen wird.»

«Aber wie sollen sie ihn denn finden können?» fragte ich.

Alle lachten, aber diese Fröhlichkeit klang ein wenig gekünstelt.

«Dann müssten sie schon blind sein, wenn sie ihn nicht sehen könnten. Haben Sie die gelben Westen nicht gesehen? Die soll man gerade auf dem Wasser gut sehen können... Nein, es ist kein Grund zur Unruhe vorhanden.»

Danach hatte ich gar nicht gefragt. Aber in allen Gesichtern lag eine stille Angst, die man vergebens zu verbergen suchte. Alle sprachen von etwas anderem, hin und wieder jedoch hörte man die Frage: «Noch keine Telephonnachricht?»

«Noch nicht.»

Sowohl der Fragesteller wie der Gefragte wussten, dass niemand angerufen hatte. Das hätten sie gehört haben müssen, da das Telefon im nebenanliegenden Raum stand. Sie fragten nur, um sicher zu werden.

Flüsternd fragte einer den Arzt, aber alle hörten sehr gut: «Wie lange kann man im Wasser leben, Herr Doktor?»

Es schien eine völlig aus der Luft gegriffene Frage zu sein, der Arzt jedoch wusste, dass sie es nicht war, und uns ist ihre Bedeutung sehr wohl bekannt gewesen. Niemand indessen liess sich etwas merken, alle rauchten oder sahen an die Decke, während sie sich bemühten, die Antwort zu hören.

Der Arzt zögerte etwas und sagte dann: «Es kommt ganz auf die Umstände an. Bis zu sechs Stunden.»

«Unsinn!» sagte jemand scharf.

«Es ist wirklich so», erklärte der Arzt, sich entschuldigend, «besonders wenn der Schwimmer ein starkes Herz hat und ziemlich fett ist...»

Der Arzt errötete und wurde verwirrt, als er, wie wir alle, an den grossen und schlanken Henneberg dachte. Er war wahrhaftig alles andere als «ziemlich fett».

«Warum ist es besser, fett zu sein?» fragte jemand, ohne viel an die Antwort zu denken.

Die übrigen zuckten die Achseln und wandten sich ab. Der Arzt erklärte nun im Einzelnen, als ob es seine Pflicht wäre, aber kaum einer hörte zu. Jemand sah auf die Uhr. Die übrigen schauten in den Himmel. Sie sagten nichts, aber man konnte sich denken, was sie bewegte. Die Sonne stand schon tief.

«Geht die Sonne auf dem Meer langsamer unter?» fragte jemand. Einige Minuten herrschte Schweigen. Alle gingen unruhig auf und ab.

«Ja», sagte schliesslich einer. «Aber der Nebel kommt zeitig.»

«Verdammt!» hörte man aus einer Ecke.

Eine Zeitlang wurde es wieder still. Und dann kam der Staffelführer, der mich am Tage vorher dorthin gebracht hatte, herein. Er ist ein alter Flieger und weiss, wie er in solchen Augenblicken zu verfahren hat. Er war ruhig und gesammelt.

«Meine Herren», sagte er, «es ist Zeit, in die Messe zu gehen.»

Gehorsam gingen alle. Am Tisch herrschte Schweigen, hin und wieder nur unterbrochen von hingestreuten Bemerkungen. An meiner linken Seite war ein Platz frei. Ich musste daran denken, was der Staffelkapitän mir am Tage vorher gesagt hatte: «Eines Tages trinkt man mit jemand um fünf Uhr Tee, und dann kommt er nicht zum Nachtessen.» Er war nicht gekommen.

Abends warteten wir lange. Man telephonierte, aber ohne Resultat. Es war halb zehn Uhr.

«Das zum Nachforschen ausgeschickte britische Flugzeug ist von einer Messerschmitt abgeschossen worden. Das Motorboot konnte niemanden finden und musste umkehren.»

Dann kam eine andere Nachricht: «Die Piloten in Staffel X sahen im Kanal einen Flieger in einer Jolle. Er machte ihnen Zeichen.»

«Eine Jolle? Henneberg hat kein Boot. Die deutschen Flieger haben Gummiboote. Es muss ein Deutscher gewesen sein.»

Plötzlich kam einer mit einem neuen Gedanken: Die Messerschmitt, die das britische Flugzeug abgeschossen hat, eskortierte wahrscheinlich ein deutsches Boot, das den deutschen Flieger retten sollte. Es kann ja sein, dass dieses Boot auch Henneberg an Bord genommen hat.

Wie ein letzter Funke von Hoffnung kam noch eine Nachricht: Die Flieger der Staffel Z haben im Kanal einen britischen Flieger gesehen. Er klammerte sich an eine Boje und machte verschiedene Zeichen.

War das Henneberg? Vielleicht hatte er eine Boje zu fassen bekommen? Im Kanal schwammen viele herum.

Einer erklärte: «Es gibt da eine Anzahl Bojen und manchmal haben sie eine kleine Schutzvorrichtung, sodass man Hilfe abwarten kann. Die Deutschen pflegen in solche Vorrichtungen Lebensmittel zu legen und die Engländer auch. Unsere Motorboote und auch jene der Deutschen untersuchen diese Bojen ab und zu.»

«Ist das wahr? Ist es wahr?»

Es ist dunkel geworden.

«Waren Sie nicht heute Abend bei Hennebergs zu ‚Bigos‘ eingeladen? Wir wollen hingehen ... Wir können sie nicht allein lassen ...»

Wir gingen hin.

Sie wusste es schon. Was wusste sie? Ebenso viel wie wir, das heisst ebenso wenig. Wir sassen mehrere Stunden dort und sprachen von gleichgültigen Dingen, während wir unbewusst darauf warteten, dass etwas geschehe. Sie war ruhig und beherrscht und schien wirklich gesammelt.

Er musste ihr wohl oft gesagt haben: «Denk daran, dass ich Flieger bin. Und vergiss nicht, so zu sein, wie ich es von dir erwarte, wenn meine Freunde eines Tages kommen und nicht die rechten Worte finden können und verwirrt und schüchtern wirken. Dann sollst du dich benehmen, als ob nichts geschehen wäre.»

Sie führte seinen Befehl aus. Sie war eine Frau von derselben Rasse

wie jene, die Warschau verteidigt hat. Tausende und Abertausende solcher Frauen wie sie bewiesen den gleichen Mut.

Wir sassen noch lange und unterhielten uns bis zum späten

Einer gab ein Zeichen. Wir gingen – einer nach dem anderen – unbeholfen, leise und vorsichtig wie Einbrecher.

Die Nacht war sehr still. Im Osten graute der Morgen.

«Zwei von unseren Leuten müssen los, um die Suche fortzusetzen», sagte jemand. Zweimal stiegen sie auf, aber sie fanden nichts. Die Staffel begann ihr Osterfest ohne ihren Chef.

Keiner weiss, was geschehen ist. Sie hoffen noch immer, dass die Deutschen ihn auf gefischt haben. Es ging ein Gerücht um, dass der deutsche Rundfunk es gesagt habe. Aber keiner weiss etwas Sicheres. Selbst wenn der Chef lebt, so hat er seine Staffel verlassen und ist eine ihrer geschichtlichen Gestalten geworden.

## BUJAK STREIKT

von

Leutnant Herbert

Es fing damit an, dass Bujak aufhörte zu sprechen. Er wurde eher still und schläfrig. Besonders – in der Luft.

«Was ist mit dir los?» fragten wir ihn der Reihe nach.

«Mit mir? Nichts. Wieso?»

«Bist du krank?»

«Ich? Keiner ist gesünder als ich.»

Zygmunt hatte ausgerechnet, dass Bujak von zu Hause schlechte Nachrichten bekommen haben musste.

«Er hat ja eine Braut in der Heimat...»

Aber das war nicht sehr wahrscheinlich. Solche Nachrichten pflegen nicht einschläfernd zu wirken.

Er wurde ausserdem nervös, misstrauisch, sozusagen unaufrichtig in seiner Art gegenüber der Besatzung, so, als ob er etwas vor uns verberge und als ob er befürchtete, dass wir nachforschen würden.

Koza behauptete, dass unser Vorderschütze im stillen auf Goral wütend sei, seitdem der König und die Königin die Staffel besucht hatten. Bujak sollte der Königin Elisabeth Blumen überreichen – aber er verschief die Zeit. Sogar an diesem Tage!

Goral musste also Blumen beschaffen, denn man hatte keine

Zeit, hinter Bujak herzusuchen. Er kam gerade in dem Augenblick zurück, als die schwarzen Rolls Royces vor den zur Inspektion angetretenen Staffeln anrollten. Wir präsentierten das Gewehr, dass die Knochen krachten, und Goral, der etwas ausser Atem war, stotterte einige Worte auf englisch und wurde bis über die Ohren rot, als er der Königin ein rot-weisses Bukett überreichte, das ausserdem noch eine direkt vom Strauch gepflückte Rose schmückte. Die Königin war sehr erfreut darüber, und der König, der uns von seinem vorigen Besuch her kannte, lächelte übers ganze Gesicht. Dann kam der Vorbeimarsch. Die Staffeln marschierten, dass die Erde hätte bersten können. Eins, zwei! Eins, zwei! Und die Königin unterhielt sich mit Goral, betrachtete die polnischen Flieger und lächelte so mütterlich, dass unsere Herzen warm wurden. Aber Bujak kam erst angetrottet, als alles vorüber war.

Am Abend desselben Tages flogen wir nach Mannheim. Bujak rapportierte nicht, dass er das Ufer sah, obgleich er es zuerst gesehen haben musste. Die Nacht war nämlich klar und der Himmel wolkenlos. Auch auf Gorals Fragen antwortete er nicht. Nur zu Zygmunt sagte er, dass er nicht schlafe, die Hörer hätten aber nicht funktioniert.

Auf dem Rückweg schwieg er jedoch auch oder er antwortete so ungerne, als ob er nur aus lauter Gnade den Mund öffnete.

So ging es eine Woche, und die Atmosphäre in der Besatzung wurde unerträglich. Einige verteidigten Bujak, andere waren wütend auf ihn, weil er den Grund seiner dummen Verdriesslichkeit nicht sagen wollte. Am meisten irritierte es uns, dass er auf dem Boden so tat, als ob sein Verhalten während des Fluges gar nicht anormal gewesen sei. Er war höflich und versuchte mit gekünstelter Geschmeidigkeit den früheren Eindruck auszuwischen. Doch wurde er nach einer scharfen Bemerkung eines Kameraden ganz still. Da tat er uns leid. Aber beim nächsten Flug war es dieselbe Sache.

«Was, zum Teufel, will er von uns», überlegte Zygmunt.

Goral zuckte ungeduldig die Achseln.

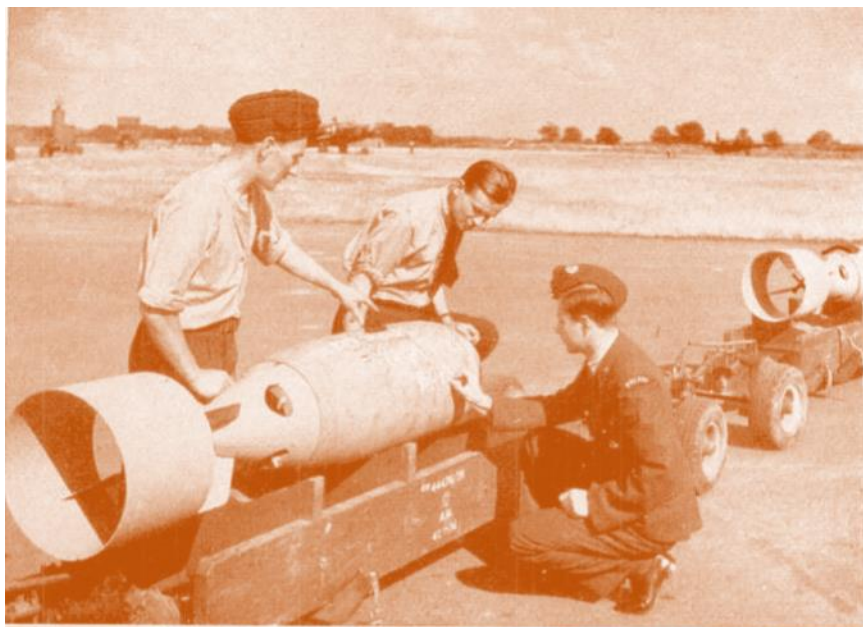
«Hysterie!»

«Er lebt zu tugendhaft», verbesserte Merkurs, «das ist ihm in den Kopf gestiegen.»



*Henneberg, der Chef der berühmten Staffel 303.  
Er stürzte im Frühjahr 1941 tödlich ab.*





Oben: Auf die Bomben für das Feindesland schreibt man mitunter  
«Best Wishes front Polish Boys».  
Unten: Orientierung vor dem Luftangriff.

So konnte es nicht weitergehen. Keine Besatzung kann so etwas aushalten. Wir beratschlagten, und ich wurde ausersehen, die Sache in die Hand zu nehmen. Das war sicher eine der unangenehmsten Aufgaben, die mir in meinem Leben zufiel.

Ich sass in meinem Zimmer und schrieb nach dem Abendessen etwas, als es klopfte und Bujak hereinkam. Ich fühlte, dass ich errötete und dass mein Herz stärker klopfte. Ich kam mir wie ein Verbrecher vor. Er fragte:

«Darf ich hereinkommen? Ich störe dich doch wohl nicht?»

«Komm nur herein», antwortete ich verwirrt mit etwas unsicherer Stimme. «Setz dich.»

Ich bot ihm eine Zigarette an, ganz vergessend, dass er nicht rauchte. Dann entdeckte ich, dass er sich nirgends hinsetzen konnte, da der andere Stuhl mit meinen Papieren vollgepackt war. Ich legte den ganzen Stapel auf den Tisch und dann setzten wir uns beide – auf das Bett, nebeneinander.

Lange suchte ich dann in allen Taschen nach meinem Feuerzeug, das ganz offen auf dem Tisch lag, zündete meine Zigarette an und wusste nun nicht mehr, was ich machen sollte.

«Ich habe eine Bitte an dich», sagte Bujak schliesslich. «Ich möchte, dass du mir hilfst.»

Er sah mich an, hob etwas den Kopf und liess seine Zunge über die Oberlippe gleiten. Ich stotterte, dass ich ihm natürlich helfen wolle – mit Vergnügen ...

«Nein», unterbrach er mit einem sauren Lächeln, «ein Vergnügen wird es nicht. Weder für dich noch für mich. Ich will nämlich bei euch bleiben! «

Den letzten Satz sagte er mit Nachdruck, mit Entschlossenheit und Kraft. Es lag eher ein fordernder als ein bittender Ton darin.

Ich begriff, dass er bereits alles wusste und dass er sich verteidigen würde. Und noch mehr: er erwartete, dass ich ihm helfe. Ausgerechnet ich.

«Du solltest Urlaub nehmen ...», begann ich und legte die Hand auf seinen Arm. «Du musst dich erholen, weil...»

«Ich bin nicht müde. Ich kann noch viel mehr fliegen. Ich nehme keinen Urlaub!» unterbrach er heftig. «Ich gehöre ja zu eurer Besatzung... von Anfang an. Ich fliege genau wie ihr. Ich bin stark und ge-

sund. Ich bin der Stärkste und Jüngste von euch allen. Um was handelt es sich eigentlich? Sag, was ist denn los?»

Er sah mir direkt in die Augen und wartete auf meine Antwort, halb ängstlich, halb davon überzeugt, dass ich ihm nicht die ganze Wahrheit sagen würde. Und doch war er gerade deswegen gekommen. Ich musste ihm die Wahrheit sagen, auch wenn dadurch seine Hoffnungen enttäuscht wurden. Ich konnte ihm nicht helfen – gegen die ganze übrige Besatzung.

«Hör zu», sagte ich. «Merkst du nicht, wie verändert du gegen die ganze Besatzung bist – im Vergleich zu früher?»

«Anders bin ich? Verändert?» antwortete er mit aufrichtigem Erstaunen.

Ich zweifelte nicht daran, dass er sich dessen gar nicht bewusst war.

«Ich tue ja, was ich kann, um die Kluft zwischen euch und mir auszufüllen. Ich weiss nicht, warum. Ich versuche es, nicht ihr – nicht die anderen», verbesserte er sich. «Und immer ist da einer, der mich stumm macht. Als ob ich ein Fremdling wäre, als ob ich nicht mit Leib und Seele zu euch gehörte. Und doch würde ich mich für jeden von euch in Stücke hauen lassen. Unsere Besatzung war doch früher eine wirkliche Besatzung. Wir verstanden uns alle, und wir waren aufeinander eingespielt wie wenige – und ihr mochtet mich doch ganz gerne.»

Er sprach mit trauriger Stimme, überzeugt, dass ihm ein unverdientes Unrecht geschähe, gegen das er sich nicht wehren konnte. Er schwieg einen Augenblick, während ich überlegte, wie ich ihm alles so unparteiisch wie möglich klar machen könnte. Sollte ich von den Rosen für die Königin Elisabeth sprechen? Denn nach diesem Zwischenfall begann er ja Gorals Fragen in der Maschine zu ignorieren. Vielleicht würde es besser sein, nicht davon zu sprechen. Ich kannte ihn verhältnismässig wenig, aber doch so weit, dass ich mit absoluter Sicherheit feststellen konnte, wie verändert er seit zwei Wochen war. Und dass er als erster zugäbe, wenn er unberechtigterweise auf die Besatzung verärgert wäre. Undenkbar, dass er seine schlechte Laune während des Fluges, während einer Aktion zeigen würde! Und nun machte er sich gerade in der Luft unmöglich, jedesmal, jede Nacht. Was verbarg sich dahinter? Wie

sollte man solch eine Veränderung in wenigen Tagen logisch erklären? Und – wusste er wirklich nichts davon?

Ich drückte die Zigarette aus und setzte mich auf den Stuhl, um ihm gegenüber zu sein.

«Bist du ganz aufrichtig zu mir?» fragte ich.

Er zog die Augenbrauen zusammen, als ob er sich bedächtige – und vielleicht zögerte – für einen Augenblick. Plötzlich stand er auf, tat ein paar Schritte und blieb dann jenseits des Bettes direkt vor mir stehen.

«Hör zu», sagte er mit gesenkter Stimme. «Ich will dir sagen, warum ich gerade zu dir gekommen bin.»

Er beugte sich nach vorn, stützte beide Hände auf die Mitte der Matratze und sah mir direkt in die Augen.

«Glaubst du nicht, dass ich selbst gehen würde, wenn ich zu einer anderen Besatzung kommen könnte? Aber man will, dass ich mir «frei nehmen» soll, während meine Kameraden weiterfliegen.

Bevor ich meine Stundenzahl abgeflogen habe! Jetzt, wo am meisten zu tun ist, jetzt, wo wir in Gang gekommen sind ... Ich bitte dich um eins: Sag mir, was los ist! Was tue ich denn, dass ihr nicht mit mir zusammen fliegen könnt? Denn ich ... ich weiss es nicht.»

Jetzt war ich überzeugt, dass er es wirklich nicht wusste. Ich erzählte ihm von den Rosen und von unseren Überlegungen. Er sah mich so erstaunt an, dass ich mich schämte, ihm wegen einiger Rosen seine schlechte Laune zuzutrauen. Es musste etwas anderes sein.

«Sieh mal», versuchte ich uns zu rechtfertigen, «während des Angriffs auf Mannheim, unmittelbar nach dem Königsbesuch, hast du Goral wie aus Gnade geantwortet, wie eine beleidigte Primadonna. Und die ganze Zeit hast du entweder überhaupt nicht geantwortet oder nur vor dich hingemurmelt. Du machst dich unmöglich in der Maschine. Du bist ganz anders als früher. Da kannst du dich nicht wundern, wenn wir dann, unten auf der Erde, auch nicht so freundlich sind zu dir, wenn deine schlechte Laune vorüber ist.»

«Bin ich wirklich so in der Maschine...?» fragte er langsam. Er sagte es so, als ob meine Worte ihn in seinem Nachdenken bestärkten. War er sich wirklich all dessen nicht bewusst?

nicht so wie früher arbeitete, dass er Zygmunt seine Beobachtungen auf der Erde nicht mitteilte, dass er uns direkt ins Artilleriefeld hineinzog, statt den Flugzeugführer auf die Feuergarbe aufmerksam zu machen, dass er auf dem Rückweg im Grossen und Ganzen auf keine Fragen antwortete, dass er mit den Maschinengewehren umging, als ob er sie zum ersten Male in seinen Fingern hätte ...

«Die Kameraden in der Maschine haben den Eindruck, dass du keine Lust mehr hast, mit uns zu fliegen», fügte ich hinzu. «Und denk mal nach. Können wir uns auf dich verlassen? Können wir wie früher auf dich rechnen, dass deine Energie, dein Mut und deine Ausdauer stark genug sind, wenn wir uns gezwungen sehen, uns gegen Jagdflugzeuge zu verteidigen? Ich weiss wahrhaftig nicht, was in dich gefahren ist und was überhaupt mit dir los ist, denn du willst oder kannst es mir nicht sagen. Aber irgendetwas ist es...»

«Du hast recht», unterbrach er mich energisch. «Es ist meine Schuld. Aber ... ich will mich beherrschen. Ich will ein neuer Mensch werden. Ich werde mich selbst beim Kragen packen, und dann werde ich es schon schaffen. Lasst mich nur bei euch bleiben. Auf Probe. Das könntest du doch ordnen. Darum komme ich nämlich gerade zu dir. Um dich darum zu bitten ...»

Ich konnte es nicht mehr ertragen. Er tat mir leid. Und ich konnte verstehen, was diese Bitte ihn kosten musste. Ihn, diesen jungen ambitionierten Mann, mit dem die übrige Besatzung nicht zusammen fliegen wollte.

Ich ging also sofort darauf ein und schickte ihn weg, damit er die neue Uniform anziehen sollte. Ich wollte ihn in die Stadt mitnehmen, damit er an diesem Abend nicht allein zu Hause bliebe.

Mit der übrigen Besatzung war ich in fünf Minuten einig. Dann fuhr ich mit Bujak ins Kino und in eine Bar, wo wir einige abscheuliche Drinks aus Milch und irgendeinem gefärbten Saft zu uns nahmen.

In der nächsten Nacht flogen wir ins Ruhrgebiet.

«Genowefa» ging schlecht hoch, trotzdem wir gegen Wind flogen. Die Geschwindigkeit war sehr niedrig. Zygmunt fluchte zwischen den Ablesungen, aber das half nichts. Die Hexe schluckte Benzin bei grösserer Umdrehungszahl, heulte im Bass und zog sich unwillig durch die gleichmässige Luftströmung wie durch Teer.

Bujak rapportierte die britischen Ausfahrtssignale und dann die holländische Küste und – schwieg. Wir flogen weitere 80 km auf der angewiesenen Route, aber wir wussten, dass wir nicht ans Ziel kommen würden.

Goral geht auf 5'000 Meter hinunter und sagt irgendetwas zu Merkur, aber ich höre nicht, was. Es ist kalt wie in einer Hundehütte. Es sieht aus, als ob der Mond schmelze und auf dem sternensüßeren, granatfarbenen Himmel zerrinne. Ein weißer Schein mit einem schwachen Ton von Blau und Grün dringt durch die Fenster ins Innere meines Turms und schaukelt auf den Tischen und auf dem Boden. Ab und zu klebt er an den aufgehängten Maschinengehäusen.

«Pass auf den Mond auf!» klingt es in der Hörmuschel. Goral kontrolliert, ob keiner von uns eingeschlafen ist.

«Bei mir ist klare Sicht», antworte ich. «Ich starre dauernd. Keine Maschine in Sicht.»

Ich warte auf Bujaks Antwort. Aber Bujak schweigt. Wieder schweigt er... Erst nach erneuter Frage antwortet er mit müder und heiserer Stimme, dass alles O.K. ist.

Zygmunt rechnet unsere Position aus. (Wir hatten den Radiokontakt mit unserer Basis schon lange abgebrochen.)

«Wir schaffen es nicht», lautet die Entscheidung. Auf eine solche Erklärung folgt immer ein kurzes Schweigen, und jeder verflucht zuerst den Wind und macht sich dann kummervoll klar, dass wir umdrehen müssen, ohne unsere Aufgabe erfüllt zu haben. Eine verschwendete Nacht, vergebliche Anstrengungen und Bomben ... Bomben, die nicht in Deutschland explodieren werden. Das ist wohl das Schlimmste.

«Wie weit ist es auf geradem Wege nach der Ruhr?» fragt Goral.

«Über 150 km.»

«Und wenn wir nach Düsseldorf fliegen, was liegt dann auf dem Wege?»

«Ich werde sofort nachsehen», sagt Zygmunt.

Das belebt die Besatzung. Keiner sagt etwas, alle warten voller Spannung. Alle hoffen, dass die Bomben vielleicht doch nicht im Meer landen werden, dass wir ein anderes Ziel finden, wo Fa-

briken Zusammenstürzen oder Eisenbahnschienen sich wie Mackaroni aufrollen oder wo deutsche Vorräte und Magazine in Rauch aufgehen.

«Auf dem Wege ... Nun hab ich es! Wesel heisst das Nest. Aber sie sagten, dass wir dort nicht hinfliegen dürfen, weil da schlimmer geschossen wird als in Düsseldorf.»

Die Besatzung ist nun glänzender Laune, und Zygmunts Bemerkung ruft allgemeine Munterkeit hervor. Jeder hat etwas zu sagen und jeder lässt dem Scherz des Navigateurs einen eigenen folgen. Nur der Vorderschütze lacht nicht, er schweigt...

«Genowefa» gleitet so senkrecht hinunter, dass ich beinahe vom Sitz rutsche. Man kann die Erde sehen, so hell ist es. Einen Fluss oder vielleicht einen Kanal und einige Dämme, Gebäude, eine Chaussee, ein überschwemmtes Gebiet mit seinen unregelmässigen Formen ... Es sieht aus wie grosse, von niedrigen Wällen unterteilte Felder.

Plötzlich fliegt ein Funke von diesen Feldern auf und steigt in weitem Bogen. Ein Bündel grüner Flammen schlägt aus wie eine Blume und sinkt dann hinab: eine Rakete!

«Eine Rakete!» rufe ich. «Goral, eine Rakete!»

«Wo?»

«Unter uns», sagt Zygmunt. «Bujak, pass auf! Es sieht aus, als ob eine Maschine unter uns landen will. Siehst du, Herbert?»

Ich sehe nichts, denn wir gehen aus der Kurve. Nur Bujak müsste jetzt etwas sehen können. Aber Bujak schweigt, obgleich wir ihn alle der Reihe nach rufen. Darum drosselt Goral das Gas ab und macht eine neue Schwenkung.

Ich mache meine Beobachtungen: ein Weg – ein Kanal – einige Dämme – ein Sumpf ... Klar! Die haben Licht gemacht!

Es sieht aus wie ein gut getarntes Flugfeld.

«Sollen wir denen da unten einheizen?» fragt Merkur. «Die haben einen Flugplatz da unten, das ist so sicher wie zwei mal zwei vier geben.»

«Denen werden wir einheizen, Goral», ermuntert ihn Zygmunt. «Das hier ist besser als Wesel.»

Goral geht jetzt mit abgedrosseltem Gas hinunter auf 4'300 – 4'000 – 3'700. Wir nehmen unsere Sauerstoffschläuche heraus.

neue Schwenkung. Zygmunt liegt auf dem Boden und sieht ins Visier.

«Etwas mehr rechts ... zuviel ... mehr nach links ... so ist's richtig.»

Die Bomben sind bereit – «3'300 m.»

Die Erde schweigt. Sie liegt ganz still, aber sie wird immer deutlicher, sie rückt näher. Nicht ein einziger Scheinwerfer, nicht eine einzige Granate.

3'000. Bujak müsste nun das Ziel ganz deutlich sehen können. Ich kann es erst sehen, wenn die Bomben abgeworfen sind.

«Achtung! Goral!» sagt Zygmunt mit unterdrückter Stimme, «Achtung!»

Eine Sekunde vergeht, zwei Sekunden, drei -----

Jetzt die Bomben!

Drei dunkle Körper trennen sich von der Maschine und sausen nach unten. Immer kleiner werden sie.

Schweigen. Nur im Ruder pfeift der Wind von dem schnellen Flug. «Genowefa» singt ihre eigene Melodie.

Ich strenge meine Augen an, obgleich es ganz unnötig ist. Durch die Explosionen wird das Gelände deutlich sichtbar.

Die Bomben schlagen auf. Drei Blitze, die alles erhellen, die Flughallen, die Felder. Nach wenigen Augenblicken erreicht uns ein dreifaches Dröhnen, wie ein Echo.

Einer ruft: «Es brennt! Der Hangar brennt!»

«Ein Feuer ist gleich wieder ausgegangen», sagt Merkur. «Das muss der Flugplatz gewesen sein. Aber die andere Bombe ging in den Hangar!»

«Zwei gingen auf den Flugplatz, die dritte in den Hangar», verbessere ich.

Währenddessen sind wir umgekehrt, um die restlichen Bomben abzuwerfen.

Der Hangar brennt tatsächlich. Unten schweigt man noch immer, niemand schießt nach uns, obgleich wir tief fliegen, in kaum 2-3'000 m Höhe.

Bujak rapportiert eifrig, dass er neben dem Hangar Flugzeuge sieht und in der Nähe der Feuersbrunst Menschen. Seine Maschinen-  
gewehre beginnen zu kläffen. In kurzen Salven.



Dann verstummen sie wieder, und Zygmunt hilft wieder dem Piloten.

«Mehr links ... noch mehr ... gut so! Diesen Kurs halten! Achtung! Bomben! «

Nun bin ich an der Reihe. Unter unserer Maschine breitet sich ein roter, immer stärker werdender Feuerschein aus. Da liegt das ganze erleuchtete Flugfeld.

Drei Bomben explodieren in weniger als einem Augenblick. Die vor dem Hangar stehenden Flugzeuge fliegen in tausend Stücke. Aus der Ecke, wo die letzte Bombe einschlug, wälzt sich eine Riesenwolke von Flammen und Rauch: Benzin!

«Genowefa» nimmt wieder eine Kurve nach unten, 100 m über dem deutschen Flugplatz! Bujak und ich pfeffern mit Maschinengewehren in die Gebäude, Maschinen, Autos und Baracken!

Sicher hätten wir unsere ganze Munition verschossen, würde Goral nicht Gas gegeben haben, um die «Genowefa» nach Hause zu bringen. Es war schon höchste Zeit, denn wir hatten mehr als die Hälfte unseres Benzins verbraucht.

Merkury, unser zweiter Pilot, setzt sich nun ans Steuer und fliegt uns nach Hause. Er liebt es, hoch zu fliegen.

«Sicherheitshalber», sagt er. «Und Sauerstoff gibt es genug in Grossbritannien.»

Die ganze Besatzung spricht jetzt von ihren Eindrücken. Aber Bujak verstummt nach einer Weile und sagt dann nichts mehr auf dem ganzen Wege. Unterdessen nimmt die Feuersbrunst hinter uns zu. Ich kann sie eine ganze Zeit sehen. Als wir auf der Höhe von Alkmaar die holländische Küste passieren, sehe ich das Feuer noch immer. Wir werden jetzt von Scheinwerfern und Luftabwehrgranaten verfolgt, aber «Genowefa», die ihre Bomben losgeworden ist, fliegt leicht wie ein Schmetterling. Wir halten eine Höhe von 7'000 m, und da mögen sie ruhig schiessen.

\*

Als wir auf dem Flugplatz landeten und «Genowefa» auf ihren Platz rollte, rührte sich Bujak überhaupt nicht. Zuerst bemerkte keiner von uns, dass er fehlte, obgleich es schon hell war und wir unsere Silhouetten erkannten.

Prysczyk war der erste, der es merkte. «Wo ist der Fähnrich?» fragte er laut.

Alle sahen sich um. War er allein gegangen, ohne auf uns zu warten?

Nein, mir fiel gleich ein, dass ich ihn im vorderen Turm zusammengesunken sitzen sah, als ich aus der Maschine stieg.

Verwundet!

Dieser Gedanke überfiel uns wohl alle. Wir rannten an die Treppe. Goral zuerst. Nach ihm ging Zygmunt hinein und rief gleich: «Nicht alle hereinkommen! Wir werden ihn hinaustragen!»

«O, Jesus!» klagte Prysczyk.

Wir drängten uns an der Öffnung unter dem Flugzeug.

«Könnt ihr ihn fassen?»

Einige Arme hoben Bujaks hilflosen Körper herunter. «Prysczyk, hol einen Arzt!» sagte Zygmunt. «Wo ist die Ambulanz?»

Das Krankenauto stand nicht weit vom Hangar. Prysczyk war auf dem Sprung dahin. Unterdessen breiteten wir einen Mantel aus und legten Bujak darauf. Unter den Kopf legten wir einen Fallschirm. Er war kreideweiss. Die Augen standen halb offen, fast wie tot. Die Hände waren eiskalt.

Der Arzt kam und auch die Krankenpfleger. Sie fuhren gleich ab mit Bujak. Wir sahen uns an. Keiner sagte ein Wort. Die Mechaniker schwiegen auch. Nur Prysczyk wiederholte sein: «O, Jesus, Jesus!»

Die «Beichte» im Intelligence Service dauerte unerträglich lange. Jeder wurde bis aufs Kleinste ausgefragt. Man suchte auf den Karten, verglich die Angaben, stellte den Ort des Bombardements fest, die Flugrichtungen, die Höhen – alles das, obgleich Zygmunt die Angaben genau aufgezeichnet hatte. Dann fragte man uns:

«Wo wurde der Vorderschütze verwundet?»

Merkury sagte, dass wir das eigentlich selbst noch nicht genau wussten. Wir wussten nicht einmal, ob er lebte, ob wir vielleicht gehen dürften, um ihn zu besuchen.

«Der Intelligente» konnte nicht verstehen, warum wir so ungeduldig waren, blieb aber – wie immer – die ganze Zeit sehr höflich.

Da klingelte das Telephon. Der Arzt sprach vom Krankenzimmer

aus. Der «Intelligenz-Offizier» lächelte, sagte «yes» und mehrere Male «very good». Dann legte er den Hörer auf.

«Erstickungsanfall», sagte er. «Er hatte nicht genügend Sauerstoff. Now it is all right. Don't worry.»

Er hatte keinen Sauerstoff...

Können die Menschen auf der Erde diese Worte verstehen? Sind sie imstande, sich vorzustellen, was das bedeutet? Keinen Sauerstoff zu haben da oben? Können sie erfassen, welches Grauen darin liegt?

Fähnrich Bujak hatte seit dem Tage, an dem er sich so «veränderte», an fünf oder sechs Flügen teilgenommen. Von 4'700 m Höhe an begann er langsam zu ersticken. Während wir unsere Sauerstoffschläuche ansetzten und normal atmeten, setzte er seinen Schlauch an – aber er atmete, als ob er keinen Schlauch hätte, denn der seine war undicht.

Erst wurde er schläfrig und apathisch. Er hörte schlecht und fühlte sich schwach. Die geringste Anstrengung wurde ihm zu schwer und hatte Schwindel zur Folge. Er kam nie auf den Gedanken, dass sein Sauerstoffschlauch nicht funktionierte. Er kämpfte mit sich selbst. Den eigentlichen Grund zu seiner Übelkeit kannte er nicht, er führte sie auf eine vorübergehende Schwächung des Organismus oder auf mangelnde Energie zurück. Er wollte nicht sprechen, nicht zuhören, nicht schießen oder gar Beobachtungen machen. Er wurde von Faulheit befallen, einer ununterdrückbaren, unglaublichen Faulheit.

Dann fühlte er, wie ihm immer kälter wurde, immer schlechter, immer schwächer. Es war ihm völlig gleich, was passierte. Es war viel schöner zu schlafen, sich nicht zu bewegen, nicht zu denken, nicht zu kämpfen!

Aber über dem Ziel kam er wieder zu sich, besonders wenn wir nicht sehr hoch flogen. Was mussten diese Augenblicke ihn nicht kosten! Er fühlte sich wie ein Mann, der wochenlang keinen Schlaf und keine Ruhe gehabt hatte. Ihn fror bis aufs Mark, er war tommüde, schwach. Mit unerhörter Willensanstrengung zwang er sich zu zielen, auf die deutschen Scheinwerfer zu schießen, einige kurze Rapporte auszusprechen.

Aber dabei verbrauchte er seine Kräfte derart, dass er auf dem

Rückweg einschloß. Er wusste nicht, dass es der Mangel an Sauerstoff war... Und er wollte seine «Krankheit» nicht verraten, damit man ihm nicht verbieten sollte zu fliegen. Nur dank seiner glänzenden jungen Konstitution hatte er so lange durchhalten können.

In 6'000-6'500 m Höhe ist der atmosphärische Druck halb so stark wie auf der Erde, die Temperatur sinkt auf minus 40 Grad, und der Sauerstoffgehalt nimmt schnell ab. Die Kohlensäure vereinigt sich fünfhundertmal schneller mit dem Hämoglobin als der Sauerstoff. Es genügt, dass man ein wenig schiesst, um von den Verbrennungsgasen vergiftet zu werden.

Bujak schoss. Er hatte stets einen Haufen Lumpen mit sich, weil das Öl an die Scheiben spritzte und er sie sauberwischen musste, wie er sagte.

«Was für Öl?» überlegte Talaga.

Nun wussten wir, wozu er die Lumpen haben wollte: er erbrach sich nach dem Schiessen. Damit keine Spuren davon im Turm zu sehen sein sollten, benutzte er solche Lumpen und warf sie dann durch das Ventil hinaus.

Schwindlig und halbtot sass er dann da und schnappte nach Luft während der weiteren zwei, mitunter drei Stunden Heimweg.

Für uns, die Sauerstoff hatten, war es manchmal recht kalt. Wie musste erst der arme Kerl gefroren haben, wo er so ermattet und krank war wegen Mangels an Sauerstoff?

Aber unten auf der Erde konnte er sich doch zu einem Lächeln zwingen, zu einem Scherz oder einem Gespräch, das wir abbrachen, weil wir von seinem «Streik» oben in der Luft irritiert waren.

Bei jedem Luftangriff wurde es schlimmer für ihn als beim vorigen Male. Der Gedanke daran, wie er sich während der nächsten fünf, sechs oder sieben Stunden fühlen würde, musste ja am Abend vorher für ihn zu einer Plage werden. Er wurde immer schwächer, die Nerven immer mehr überanstrengt. Er litt physisch und psychisch. Aber er schloss sich immer mehr ab: er wollte die übrige Besatzung nicht im Stich lassen, er wollte sich bezwingen, um bis zum Ende bei uns bleiben zu können. Er beschloss, sich zu «ändern» und nicht mehr zu «streiken». Er erzählte keinem, nicht einmal mir, was er in der Luft durchzumachen hatte. Er wollte das

Fliegen nicht aufgeben, obgleich es eine Qual für ihn war. Er unterwarf sich dem allem freiwillig, duldete unsere Bemerkungen, ohne ein einziges Mal zu verraten, dass er litt.

Auf diese Weise hielt er sechs Angriffe durch. Ich weiss nicht, wieviele er ausserdem ausgehalten hätte, wenn nicht Merkurs dieses Mal auf dem Rückweg auf 7'000 m gegangen wäre. In dieser Höhe fiel Bujak in Ohnmacht. Als wir ihn aus der Maschine zogen, war er halb erstickt.

«Der Junge hat eine eiserne Gesundheit, kann ich euch sagen», sagte Merkurs. «Ich wäre schon beim ersten Mal draufgegangen.»

Wir wollten ihn gleich besuchen, aber der Arzt liess uns nicht hinein.

«Es hat nicht viel gefehlt, und ihr hättet ihn umgebracht», sagte er vorwurfsvoll. «Nun werde ich ihn mal in die Hände nehmen. Kommt gegen Mittag wieder, dann werdet ihr ihn vielleicht sehen können.»

Wir protestierten nicht, denn mehr als einem hatte dieser ehrliche Kerl die gebrochenen Beine zusammengeschustert und manchem sogar das Leben gerettet. Wir legten uns zum Schlafen, aber vor zwölf Uhr sammelten wir uns auf dem Flugplatz, um zusammen mit den Mechanikern Bujak zu besuchen.

Es zeigte sich, dass keiner ein reines Gewissen hatte und alle dachten an irgendein kleines Geschenk für den armen Kerl, den wir solange für einen Saboteur hielten.

Merkurs wollte absolut eine Flasche Whisky mitnehmen.

«Aber er trinkt doch nicht», sagte ich.

«Macht nichts! Wir trinken für ihn!» Der ehemalige Geschäftsmann liess sich nicht abweisen.

«Ich habe ein Sonett für ihn geschrieben», bekannte Koza schüchtern.

«Das kann ihm den Rest geben», brummte Zygmunt. Aber Koza versicherte, es sei sehr schön. Er hatte es geschrieben, während wir in unseren Betten lagen und süss schliefen. Dagegen war also nichts zu machen. Merkurs hob im Übrigen mit Recht hervor, dass einer, der so viele Flüge ohne Sauerstoff ausgehalten habe, sicher auch ein Sonett ertragen könne.

Ausserdem beschlossen wir, für Bujak Blumen mitzunehmen. Wir

schämten uns alle, mit Blumen zu einem Kameraden zu gehen wie zu einem «Mädchen aus guter Familie», aber wir wussten, dass er sich darüber freuen würde. Unsere Mechaniker rasierten daher unter Leitung von Merkurs die Blumenbeete vor der Messe und nahmen alle Rosen heraus. Talaga band ein mächtiges Bukett mit einem Sauerstoffschlauch zusammen, den er aus der «Genowefa» zog. Genau diesen Schlauch!

Und so zogen wir beinahe paarweise wie zum Abendmahl.

Der Arzt, dieser Ehrenpascha, hatte Bujak noch nichts von dem Sauerstoffschlauch erzählt. Dieses Vergnügen überliess er uns. Vor der Tür kam es daher zu leichten Auseinandersetzungen darüber, wer diese Neuigkeit erzählen sollte. Wir einigten uns schliesslich auf Talaga und den für die Maschine verantwortlichen Mechaniker.

Bujak lag in einem Bett gegenüber der Tür. Er war noch bleich, aber «schon lebend», wie Pryszyk sagte. Als der Kranke nun diese ganze Deputation mit Blumen und einem verschlungenen Schlauch sah, begriff er nicht richtig, was das zu bedeuten hatte. Sicherheitshalber aber lächelte er und streckte eine Hand zum Gruss aus.

Das verwirrte uns. Es würde doch etwas merkwürdig aussehen, wenn wir ihm alle der Reihe nach die Hand reichen wollten, als ob wir ihn Gott weiss wie lange nicht gesehen hätten. Zum Glück besann sich Talaga und liess seine Rede vom Stapel: dass der Sauerstoff und dass der Schlauch usw.... Keiner habe es gewusst, weil die Kontrolle erst in der kommenden Woche stattfinden sollte, und dass wir froh wären über den glücklichen Ausgang und ...

Bujak hörte anfangs zu. Dann zog er die Stirn kraus, teils weil er nachdachte, teils vor Rührung – bis er begriff: der Sauerstoff! Es war also keine Krankheit, keine Faulheit, keine mangelnde Energie, sondern nur Mangel an Sauerstoff!

Da war es aus. Er wurde weich und weinte vor Freude, während wir einander das Wort aus dem Munde nahmen, seine Hände drückten und uns selbst geisselten wegen der ungerechtfertigten Vorwürfe, die wir ihm gegenüber erhoben hatten.

Er schwieg und schaute uns an. Mit Tränen in den Augen lächelte er, bis er sich etwas beruhigte und mich am Ärmel zog:

«Dann darf ich also bei euch bleiben, Herbert?»

«Natürlich bleibst du bei uns», antwortete ich mit Überzeugung.  
«Wie sollte es sonst wohl gehen?»

Er seufzte erleichtert auf und lächelte übers ganze Gesicht. «Mein Gott, wieviel Munition habe ich aber dadurch verschwendet!»

Zygmunt strich über seinen Arm:

«Beim nächsten Angriff kannst du den Schaden wieder gutmachen. Keine Sorge!»

Keiner von uns konnte ahnen, wie prophetisch diese Worte waren.

## IN SCHOTTLAND

Nach dem Zusammenbruch Frankreichs wurde die polnische Armee in England neu aufgebaut. Dies geschah auf der Basis des polnisch-britischen Vertrages, der im Juni 1940 von General Sikorski und Churchill unterzeichnet wurde. Die in England stehenden polnischen Streitkräfte beliefen sich ursprünglich auf 30'000 Mann, nahmen aber rasch zu und bekamen den Auftrag, in Schottland wichtige Abschnitte zur Verteidigung zu übernehmen. Der Zustrom polnischer Soldaten von Russland liess bald die Organisation eines grossen motorisierten Panzerkorps zu.

Schottland ist wohl das Land, in dem die Polen sich am wohlsten fühlen. Sie haben sich auch bei der schottischen Bevölkerung sehr beliebt gemacht.

Im folgenden Artikel schildert Ksawery Pruszyński die Begegnung eines polnischen adligen Majors mit einem schottischen Earl.

### DIE ERDE

von

Ksawery Pruszyński

«Man hat mir gesagt, dass Sie der Sohn eines polnischen Gutsbesitzers sind», sagte der alte Earl zu dem Major. «Es freut mich, dass Sie englisch sprechen können, und es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen unseren alten Familiensitz zu zeigen. Vielleicht wird es Sie an Ihr Heim in Polen erinnern.»

Das dunkle Schloss hatte sehr wenig gemeinsam mit den typisch polnischen Herrensitzen. In Polen baut man gewöhnlich niedrige Häuser, die sich sozusagen an die Erde schmiegen. Von den Seiten gehen niedrige Flügel aus, und der Gutshof wird durch sie in Hufeisenform umgeben. Türme kommen sehr selten vor. Die Wände sind weiss gemalt, und das Tor wird immer von hohen weissen Pfeilern eingerahmt.



Das Schloss des Earls war aus grauem Stein erbaut, den die Zeit dunkel gefärbt und beinahe mit den Felsen im Hintergrunde verschmolzen hatte. Die Linien waren eher gotisch als klassisch. Man musste an eine mittelalterliche Kathedrale denken, wenn man das Schloss sah. Über dem Dach erhoben sich zwei kräftige, zu Verteidigungszwecken bestimmte Türme. Rund um die Mauern zog sich ein alter Laufgraben. Es musste eine nicht leicht zu erobernde Feste gewesen sein, ganz anders als die polnischen Häuser, die jedem gastfrei ihre Tore öffnen.

Auch drinnen sieht es ganz anders aus. Die Räume sind hoch, während sie in Polen niedrig sind. Die Zimmerdecken sind immer weiss, wenn sie nicht mit lustigen Mustern bemalt oder mit Gipsornamenten versehen sind. Die schottischen Schlösser sind mit dunklen Eichenholztäfelungen ausgestattet. Aber die grossen offenen Kamine mit ihren flammenden Holzscheiten sind in Schottland und Polen gleich.

Ebenso verhält es sich mit den schweren Teppichen und den Bärenfellen vor den Kaminen. Die Ätzungen mit den Sportmotiven und die grossen Jagdgemälde, welche die Wände schmücken, haben wir ebenfalls gemeinsam.

Mit einer Gastfreundschaft, die der eines polnischen Adligen nicht nachsteht, führte der Earl seinen Gast umher. Er zeigte auf ein altes Porträt.

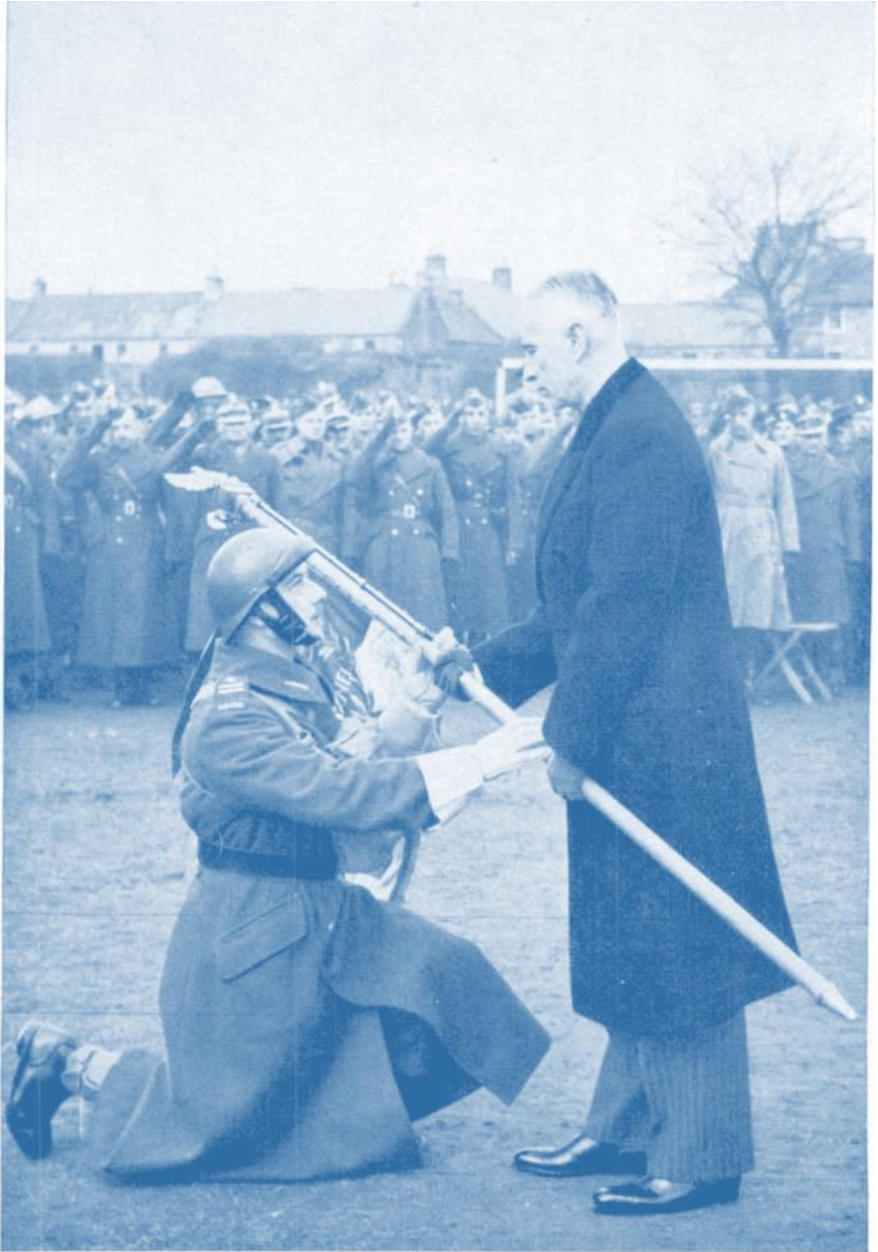
«Das ist mein Urgrossvater. Die oberen Etagen brannten zu seiner Zeit ab. Sie wurden im 18. Jahrhundert wieder aufgebaut, aber das Stockwerk, in dem wir uns jetzt befinden, stammt aus dem 17. Jahrhundert. Das Porträt über dem Kaminfries stellt meinen Urgrossvater vor, der bei der Flotte war und bei Trafalgar und in Ägypten kämpfte.

Das Porträt daneben zeigt einen anderen Verwandten, der unser Gesandter in St. Petersburg gewesen ist. Er brachte eine Menge Bärenfelle und Köpfe von Bisonochsen mit, die er erlegt hatte. Die Bärenfelle sind seit seiner Rückkehr vor 120 Jahren ein wenig dünn geworden, aber die Bisonköpfe hängen noch immer in der Halle.

Dies hier ist mein Grossvater. Er nahm an der Unterdrückung der Tipposahib-Meuterei in Indien teil. Er war auch mit im Krimkrieg und wurde bei Malakoff verwundet. Und er war es, der



Oben: Die Polen sind populär in Schottland.  
Unten: Polnische Freiwillige von Südamerika werden in Grossbritannien ausgebildet.



*Ein erhabener Augenblick: Präsident Raczkiewicz verleiht irgendwo in Schottland eine Regimentsfahne.*

diese griechischen Vasen mitgebracht hat. Sie wurden auf der Insel Chios gefunden, wo Homer geboren sein soll.

Und hier ist die Bibliothek. Irgendwo soll ein altes Buch stehen, das von der Ehe zwischen der Nichte des polnischen Königs Jan Sobieski und dem jungen Thronprätendenten der Stuarts handelt. Meine Familie hatte sich an die Stuarts gehalten, und eins unserer Güter wurde darum konfisziert und erst nach zwanzig Jahren zurückgegeben.

Ich erzähle Ihnen das alles, Herr Major, in der Hoffnung, dass Sie dadurch an die Geschichte Ihrer eigenen Familie erinnert werden. Polen ist ein altes Land. Es hat seine Könige und seine Ritterschaft gehabt. Es hat Kriege geführt und seine Gesandten an fremde Höfe geschickt. Ihre Familie hat wie die meine ihrem Lande in Krieg und Frieden gedient. Sicher haben Sie, wie wir, viele Erinnerungszeichen an Ihre Vorväter – Trophäen, Porträts und Bücher. Vermutlich ähnelt es all dem, was Sie hier sehen.»

«In einer Beziehung haben Sie vollkommen recht, Mylord», antwortete der polnische Offizier. «Meine Familie hat wie viele andere in Polen eine Geschichte, die ebenso alt ist wie die englischer, schottischer und irischer Familien. Auch wir nahmen an Kriegen teil und taten Dienst an Gesandtschaften. Auch wir liebten es, zu jagen und Trophäen, alte Bücher, schöne Porträts und edle Waffen hielten wir in Ehren.

Wir besaßen auch ein Stück Land, weit von den grossen Städten, aber nahe bei der alten Familienkirche, wo wir getauft wurden und auf deren Kirchhof man viele Mitglieder der Familie bestattet hat. Generationen lösten sich gegenseitig in unserem Hause ab. Aber bei Ihnen stehen diese alten Häuser noch heute. Bei uns sind sie verschwunden.

Lassen Sie mich davon erzählen. Vielleicht wird es Sie interessieren, ebenso wie es uns interessiert, von den Verhältnissen in Schottland zu hören. Der alte Hof meiner Familie besteht nicht mehr. Er wurde von den russischen Kosaken niedergebrannt. Es war zu der Zeit, als Thaddäus Kosciuszko sein Blut auf dem Schlachtfelde vergoss und drei gierige Nachbarn unser Land unter sich teilten. Das geschah Ende des 18. Jahrhunderts.

Mein Urgrossvater fuhr nach Westen, in der Hoffnung, dort für Polens Freiheit kämpfen zu dürfen. Er war mit Napoleon in Spanien. Er stand bei Austerlitz und Jena und marschierte im Schnee vor Moskau. Er kehrte in sein Vaterland zurück mit einer Kapitänsvollmacht, die vom Kaiser unterzeichnet war, mit einem Schwert aus Spanien, dem Kreuz der Ehrenlegion und einer Wunde vom italienischen Feldzug.

Er baute das Haus auf, er pflügte und säte. Aber seine Wunde wollte nicht heilen, und eine Malaria, die er sich am Ebro geholt hatte, zehrte an seinen Kräften. Er starb ein Jahr vor dem grossen polnischen Aufstand, der 1830 bei der Nachricht ausbrach, dass die Bourbonen durch die Franzosen verjagt wurden, dass Belgien sich gegen Holland erhoben hatte und dass Grossbritannien Griechenland und andere Nationen in ihrem Kampf um die Freiheit unterstützte.

Seine zwei Söhne nahmen an dem Aufstand teil. Einer wurde gefangen genommen und nach Sibirien verschickt. Er kehrte nie zurück. Der andere ging über die Grenze und wurde Söldner. Er kämpfte für die Freiheit der Italiener bei Custozza und für die Ungarn bei Villagos. In seinen alten Tagen liess er sich in Galizien nieder, dem damals zu Österreich gehörenden südlichen Teile Polens. Dort hatte seine Frau ein kleines Gut. Wie einst sein Vater baute er sich ein neues Haus und holte sich dorthin zwei Familienreliquien, das Kreuz der Ehrenlegion und das spanische Schwert. Die Vollmacht mit Napoleons Namenszug war während der vielen Kämpfe verloren gegangen.

Als der Weltkrieg ausbrach, war ich noch ein kleiner Junge. Unser Heim lag nicht weit von Gorlice. In weniger als einer Stunde wurde es von der russischen Artillerie zusammengeschossen. Die Deutschen vollendeten dann die Zerstörung. Nach dem Krieg kehrte mein Vater an die Stelle zurück, wo unser Haus gestanden hatte, und suchte in den Trümmern. Das einzige, was er fand, war das spanische Schwert. Toledostahl rostet nicht.

Ich baute das Haus nicht wieder auf, denn es fehlten mir dazu die Mittel. Mein Vater pflegte, wie einst mein Urgrossvater, seine Wunden, aber er wurde nie wiederhergestellt. Einen bedeutenden Teil seines Geldes opferte er für Ärzte. Ich trat in die Armee ein

und lebte bei meinem Regiment. Erst lagen wir an der russischen Grenze, später an der deutschen. Das spanische Schwert, das nun allein unsere ganze Familientradition symbolisierte, führte ich ständig mit mir. Als der neue Weltkrieg ausbrach, verliess ich meine Wohnung in Warschau in grösster Hast. Das Haus wurde von einer Bombe getroffen, und ich weiss nicht, wo das Schwert geblieben ist.

So ist es in Polen immer gegangen, Mylord. In England und Schottland gibt es viele Menschen mit ihren Traditionen. Es gibt viele Heime, die Ihrem ähnlich sind, wenn auch wenige, die stattdlicher sind. Und über diese Heime sind die Jahrhunderte hinweggegangen, ohne andere Spuren als dicke Staubschichten zu hinterlassen. Aber in unserem Lande gleichen alle Heime dem meinigen, und alle Familien haben eine ähnliche Geschichte wie meine. Jede Generation hat verloren, was die vorhergehende vor der Katastrophe zu retten vermochte. So wie wir erst die Reichtümer verloren, die in Jahrhunderten angesammelt wurden, dann die Vollmacht, dann das Kreuz der Ehrenlegion und schliesslich auch das Schwert – so ist es all unseren Familien ergangen.

Sie haben Ihre Geschichte und wir die unsrige. So wie einst Ihre Ahnen in blinkenden Metallrüstungen in den Kampf ritten, so taten es auch die unsrigen. Ihre Vorväter waren wie auch unsere ihrem König treu und sie sammelten Trophäen von ihren Jagden, von den Schlachtfeldern und Reisen. Aber Ihre Reichtümer wuchsen ständig, während unsere zusammenschmolzen. Ihre Heime wurden vielleicht einmal in dreihundert Jahren von Feuer zerstört, unsere sind alle dreissig Jahre vernichtet worden. Sie waren durch das Meer geschützt, wir wohnten auf offenen Feldern. Ihr Schicksal ist ein anderes als unseres.

Vielleicht haben wir gerade darum am Ende die Liebe zu den Dingen verloren, die Ihnen so wertvoll sind, Mylord. Wir bekümmern uns nicht mehr um Reliquien aus unserer Geschichte. Was hat es für einen Sinn, seine Liebe den Dingen zu schenken, die einem ständig genommen werden? Nach jedem Brand, nach jedem Wirbelwind, der über unser Land hereinbrach, ist uns immer nur eins geblieben – die Erde. Die nackte Erde war das einzige, was

mein Urgrossvater wiederfand, als er aus Spanien zurückkehrte, und ebenso erging es meinem Grossvater, als er von Frankreich nach Galizien kam. Nach dem Kriege fand mein eigener Vater auch nur die Erde. Und ich selbst, Mylord, wenn es mir vergönnt sein sollte, die Heimat wiederzusehen, mehr werde auch ich nicht finden. Ihre Häuser finden die Polen nicht wieder, nur die Erde allein.

Darum lieben wir die polnische Erde so grenzenlos. Wir besitzen nichts anderes. In England, Schottland oder Wales erwartet die britischen Soldaten ein Heim, wenn sie von Libyen und Singapore zurückkommen. Uns erwartet nichts! Uns Polen erwarten keine durch Generationen vererbten Schätze! Keine alten Bücher, keine edlen Waffen, keine dunkelgewordenen Porträts!

Darum werden Sie vielleicht verstehen, dass uns Polen die Erde weit mehr bedeutet als anderen Völkern. Die Erde ist unser Heim, unsere Geschichte, unser Erbe, alles, was wir besitzen.

Werden Sie es jemals verstehen können?»

## VIII

### IN AFRIKA

Unter den polnischen Truppen im Nahen Osten ist die sogenannte Karpaten-Brigade am bekanntesten geworden. Auf Befehl von General Sikorski wurde sie im April 1940 aufs Neue gebildet mit Beirut als Standort. Dorthin kamen alte und neue Angehörige der Brigade über Ungarn, Rumänien, den Balkan und die Türkei. Nach der Kapitulation Frankreichs verlegte man die Brigade mit der Artillerie und den Kampfwagen nach Bethlehem in Palästina. Im Oktober 1940 wurde sie nach den Verteidigungslinien westlich von Alexandria geschickt, als der Feind die erste Offensive gegen Mersah Matruh unternahm. Im August 1941 wurde die Brigade über See nach dem belagerten Tobruk gebracht, wo die polnischen Truppen die Verteidigung einer der wichtigsten Positionen übernahmen. Brigadechef war General Kopanski, unter dessen Befehl auch englische Truppen standen. Der monatelange Dienst bei der Verteidigung der Festung wurde von Seiten des englischen Hauptquartiers mit Anerkennungen und Auszeichnungen belohnt. Im Nahen Osten hört man nun überall von der Tapferkeit der polnischen Soldaten erzählen. So unternahm zum Beispiel polnische Truppen während Auchinlecks Offensive einen geglückten Ausfall aus der Festung, um dem von Osten kommenden Panzerentsatz zu helfen. Die Polen machten dabei viele Gefangene und eroberten viel wertvolle Ausrüstung. Nach der Befreiung Tobruks nahm die Brigade bei El Gazala an den Kämpfen teil und machte dort 1'750 Gefangene und eroberte beinahe 100 schwere Geschütze und Maschinengewehre. Als dann die Zeit für den Rückzug der 8. Armee heranrückte, kämpften die Polen in der Nachhut. Nach acht Monaten ununterbrochener Kämpfe in der vordersten Linie wurde die Brigade im Juni 1942 nach Palästina geführt, wo sie sich mit Truppen vereinigte, die aus Russland eintrafen.

Melchior Wankowicz, ein bekannter polnischer Autor, der zur Zeit bei den polnischen Truppen im Nahen Osten weilt, schildert im nächsten Abschnitt Episoden von den Verteidigungskämpfen der Polen bei dem belagerten Tobruk im Spätsommer 1941.



Anfangs des Jahres 1944 wurde die Karpaten-Brigade nebst anderen polnischen Streitkräften dem englischen VIII. Armeekorps in Süditalien zugeteilt, wo sie unter dem Oberbefehl des Generals Wilson an den Kämpfen südlich von Rom hervorragenden Anteil hatte.

## DER ERSTE «VIRTUTI MILITARI»

von

Melchior Wankowicz

Die Karpaten-Brigade war endlich von ihrem Lagerplatz losgerissen worden. Der Befehl kam ganz plötzlich. Die Mannschaft konnte nur Rucksack und Tornister mitnehmen.

Alle wurden auf schnellen kleinen Torpedoboote zusammengedrängt, aber niemand wusste, wohin es ging.

Erst in der Nacht auf der Höhe von Mersah-Matruh begriff man, dass die Besatzung des belagerten Tobruk verstärkt werden sollte.

Direkt vor Mersah-Matruh sauste ein Dutzend Torpedoboote in voller Fahrt in den Hafen von Tobruk, einer Flucht von Enten gleich, die ihr Nachtlager aufsuchen. Das Wasser war schwarz und dick wie Öl, unbekannte Wellen klatschten gegen die Ruinen der Wellenbrecher, und auf dem Grunde der Bucht lagen die Eisenrumpfe der zerbombten Schiffe und rosteten.

Die polnischen Soldaten glitten an der Schiffsseite am Fallreep hinunter, dessen unteres Ende in ein tanzendes Ruderboot hinüberreichte. Auf diese Weise glitten sie in die hinter dieser schwarzen Nacht liegende unbekannte Zukunft. Nach einem vier Kilometer langen schnellen, schweigenden Marsch hatten sie Fühlung mit einer Art Mauer. Ein plötzlicher Alarm hielt sie auf der Stelle zurück. Leuchtraketen zeigten ihnen das fürchterlich zugerichtete Skelett von Tobruk. Dann war es nur noch ein kurzes Stück bis zu ihren Stellungen, den ersten polnischen Kampfstellungen im Nahen Osten. Sie lagen am äussersten Ende des rechten Flügels in der Verteidigungslinie Tobruks, auf jenem Flügel, der bis ans Meer hinunterreichte.

Inder führten unsere Soldaten in der dunklen Nacht hinaus ins Terrain, indem sie sie an Knöpfen und Rockaufschlägen festhielten.

«Die schleichen wie Katzen. Alles sehen sie, alles hören sie», sagten unsere Soldaten voll Bewunderung. Nach ein paar Tagen Training gingen unsere Soldaten ebenso geschickt.

### *Die ersten Patrouillen*

Als es Morgen wurde, fingen sie an sich zu orientieren. Überall stiessen sie auf Felsen voller Löcher. Das Terrain vor ihnen war durchzogen von drei Tälern. Hinter diesen Tälern, oben auf der dritten Höhe, lagen die italienischen Stellungen. Auf der Rückseite der zweiten Höhe gab es eine Menge Löcher, die als einigermaßen gute Unterkünfte hätten dienen können. Aber die Inder warnten uns: die Italiener hatten sich auf diese Löcher ausgezeichnet eingeschossen.

Unsere Leute drückten sich an die felsigen Schutzwehren und schauten hinüber nach der italienischen Seite. Inzwischen darf ich sie vorstellen: es ist eine Schwadron aus unserer Kavallerie, eine zu Fuss gehende, aber noch nicht motorisierte Kavallerie.

Die Schwadron wurde von einem kräftigen, untersetzten Rittmeister zusammengehalten wie eine Schafherde von einem Hund. Er hat keine Angehörigen in der Heimat, sodass ich seinen Namen ruhig nennen kann: Rittmeister Smodlibowski aus dem «urdeutschen» Gniezno (Gnesen). Als Junge lief er zurzeit der Erhebung in Posen von der Schule weg und bereitete den Deutschen allerlei Kummer. Während des Feldzuges 1920 war er bereits Sergeant, und bis 1921 jagte er als Offizier die Partisanenbanden auf den wilden Ebenen der östlichen Gebiete. Scheinbar war er ein Vollblutkavallerist, da er als Instruktor an die Kavallerieschule in Graudenz berufen wurde.

Rittmeister Smodlibowski betrachtete das Terrain und strich seinen Schnurrbart. Zuerst ein Hohlweg, dann noch einer und dahinter der dritte und dahinter ein ebenso nackter Felsen. In diesen hatten die Italiener sich eingebohrt und lagen nun still und ruhig.

Anscheinend richteten sie sich nach einem ungeschriebenen Übereinkommen, ihre Politik und ihre Gewohnheiten.

Aber ... ich vergass, die Schwadron selbst vorzustellen. Es waren hauptsächlich junge Leute. Chauffeurs und Monteure aus Lodz und Warschau. Sie sollten die schwarzen Schafe in jeder Garnison sein, eine grinsende und ungehorsame Bande. Während tausend und einer Nacht waren sie über die Grenzen geschmuggelt worden. Alles, wie man behauptete, für «die gleichgültige Blondine», das heisst für Polen. Während sie in der Garnison lagen, sind sie endlos gedrillt worden. Sollten sie nun wirklich nur die indisch-italienische Passivität weiterführen? Jetzt, wo das schwarze Wasser des zerstörten Hafens zum ersten Male nach Abenteuern roch?

Sie sahen den Rittmeister an, und der Rittmeister blickte schweigend in die Täler. Man hatte ihm erzählt, dass Tobruk seit vier Monaten nicht einen einzigen Gefangenen gemacht hätte. Die Indier behaupteten, dass die Italiener eine grosse Überlegenheit in der Feuerkraft besaßen. Er, Rittmeister Smodlibowski, hatte nur Automaten- und Tommy-guns.

Der Rittmeister grübelte und grübelte und rief die Offiziere zu sich.

«Bevor wir Gefangene machen, müssen wir wissen, mit wem wir es zu tun haben. Leutnant S. geht mit fünf Mann auf Patrouille nach dem linken Flügel, Leutnant P. mit fünf Mann nach dem rechten. Nach Möglichkeit Schusswechsel provozieren. Beginn 21.30 Uhr. Schluss 2.30 Uhr.» Die Offiziere legten die Hand an die Mütze. «Aber», fügte der Rittmeister hinzu, «denken Sie daran, meine Herren, dass dies die erste Kampf auf gäbe der Schwadron ist und dass der Soldat lernen muss, seine Offiziere zu schätzen. Also – keine private Initiative. Der befehlende Offizier soll die Initiative wahren und an der Spitze gehen.»

Die Schwadron trat an. «Freiwillige zur Patrouille – vortreten!» Die ganze Schwadron trat drei Schritte vor – genau wie bei einer Inspektion. Man war also gezwungen, die Freiwilligen in eine Liste eintragen zu lassen, und hörte sogar Andeutungen, dass man Protektion und Beziehungen haben musste, um auf eine Patrouille mitkommen zu können.

Zwei Patrouillen marschierten nun los. Zuvor befahl der Ritt-

meister, die Taschen nach aussen zu kehren. Er wollte kontrollieren, dass sie nichts bei sich trugen, was dem Feinde ein Fingerzeig gewesen wäre. Weiter erhielten sie Order, Tote oder Verwundete auf keinen Fall zurückzulassen.

Sie verschwanden in der Dunkelheit und tasteten sich durch die mondlose Nacht. Kriechend passierten sie die beiden ersten Täler. Es war schwer, den Weg zu finden, da die Täler sich verzweigten. (Als die Schwadron diese Stellung verlassen hatte, verlief sich gleich in der ersten Nacht eine australische Patrouille und wurde gefangen genommen.)

Sie streiften schon jenseits des zweiten Tales umher. Aber die Italiener glaubten es nicht und hielten sich an die ungeschriebene Vereinbarung. Sie schossen nicht. Dann kam die befohlene Stunde der Rückkehr – und die Unsrigen mussten umkehren.

Eine Nacht nach der anderen schickte der Rittmeister Patrouillen vor. Und als die Italiener sich immer noch nicht darum kümmerten, liess er eines Nachts eine stärkere Patrouille das zweite Tal kreuzen und die Höhe 23 besteigen. Quer über die dritte Kluft pfeiferten sie dann aus den Automatengewehren auf die Italiener. Dieses «Klistier» weckte sie endlich, und ein Höllenfeuer brach los.

Der Rittmeister sass bei dem Steinhaufen, wo er sein Bett hatte. Er sass da mit seinem Notizbuch und seinem Kompass und machte Notizen. Er rechnete 16 schwere Maschinengewehre und 8 Mörser zusammen.

Die Italiener schossen jedoch von der anderen Seite der Passage zwischen den Höhen 22 und 23 und schnitten dadurch der Patrouille den Rückzug ab. Zum Glück schossen sie Leuchtkugeln ab, die zunächst blenden, dann aber die Dunkelheit nur noch schwärzer werden lassen. Nach jedem Aufleuchten tauchte die Patrouille im Dunkel unter. Aber einer wurde verwundet. Ein Mann aus Lemberg, Korporal K., konnte ihn jedoch mit sich nehmen.

In der Schwadron herrschte Freude und Aufregung. Der Krieg begann also, und man hatte einen Verwundeten. Es roch nach Abenteuer. Auch der Rittmeister war froh. Er hatte jetzt Klarheit und schätzte die Italiener auf ein Bataillon Infanterie, verstärkt mit einer Maschinengewehrkompanie und einer Mörserbatterie. Erst zwei Stunden später verstummte die Schiesserei.

### *Die Italiener wachen auf*

Auf Grund von Beobachtungen wurde nun ein Angriff auf die «Twin Pimples» vorbereitet. Die Schwadron setzte sich nachts in Bewegung. Hinter ihnen schleppten australische Pioniere ein 3 m langes Minenrohr, um die Drahtverhaue zu sprengen. Das Feuer war mörderisch. Die Pioniere entschieden die Sache, indem sie konstatierten, dass die Aufgabe nicht durchzuführen sei.

Jeden Tag herrschte nun über allen Linien bei Tobruk lebhafter Feuerwechsel, und Fliegerangriffe mit 50-60 Maschinen lösten sich gegenseitig ab. Der Feind bereitete etwas vor. Aber er wollte nicht aus der Stellung gehen und unsere Patrouillen treffen.

Eines Nachts drang Leutnant S. mit einer Patrouille von drei Ulanen und einem Tommy-gun nach der Höhe 32 vor, als er plötzlich in der linken Flanke sieben Schatten einer italienischen Patrouille entdeckte. Die Ulanen gingen in Deckung. Da sahen sie plötzlich sieben andere von rechts kommen. Sie wussten noch nicht, mit welchen sie anfangen sollten, als sich oben auf der Höhe eine ganze Kette von Italienern zeigte.

«Nun sind wir verloren!» hörte Leutnant S. hinter sich eine Stimme. Es war ein jüdischer Ulan, ein wirklich netter Junge, der sich wie die anderen freiwillig gemeldet hatte.

Jetzt wurden Schüsse abgegeben. Rittmeister Smodlibowski schickte eiligst eine Patrouille von 15 Mann zu Hilfe. Aber der Feind zog sich zurück.

Sicher war es nur eine Postenablösung' im Verborgenen. Oder vielleicht eine Rekognoszierung vor einem geplanten Angriff?

Die nächsten Tage bestätigten die letztere Annahme. Man konnte sehen, wie der Feind auf Höhe 32 Bunker baute. Rittmeister S. erlaubte nicht, dass wir schossen: «Für die Australier wird es näher und leichter sein, das Rohr heranzuschleppen.»

### *«Höhe 22 ist genommen. Ich habe zwei Ulanen»*

Eines Tages sollte die Schwadron zum Angriff vorgehen. Der Chef des Regiments, der dabei sein wollte, war auch gekommen.

Rittmeister Smodlibowski übernahm zwei Züge. Im rechten

Winkel zu Höhe 22 verlief eine Kluft, durch die er mit seinen Leuten vorging. Dann griff der eine Zug links an, während der andere die Italiener rechts nach dem Meere zu aufrollen sollte.

Als es dunkel wurde, setzten sie sich längs eines schmalen Felsenabsatzes in Bewegung. An der Spitze ging der Regimentschef mit dem Chef der angreifenden Züge, begleitet von zwei Soldaten. Das Prinzip wurde aufrecht erhalten, dass die Offiziere die Initiative behalten sollten.

Als sie auf die Höhe kamen, herrschte Stille bei den Italienern. Der Regimentschef flüsterte dem Rittmeister ins Ohr, dass dieser mit dem einen Zug von der linken Flanke aus eine weit umgehende Bewegung machen sollte.

Der Zug rückte 4 km an den Klüften vor, direkt unter den Linien des Feindes. Es war Neumond, und in dieser Gegend mit den vielen Felsblöcken glaubte man immer wieder, den Schatten eines stehenden Menschen zu sehen.

An einem Platz, von wo aus die Attacke eingesetzt werden konnte, teilte der Rittmeister den Zug in drei Gruppen mit je sieben Mann. Die erste Gruppe sollte längs des Höhenkamms vorgehen, die zweite am Abhang entlang und die dritte unterhalb der Höhe, denn auf dem Wege würden die Italiener zu entkommen versuchen. (Nach dem Kampf zeigte es sich, dass die dritte Gruppe im Dunkel des komplizierten Terrains sich verlaufen hatte und am Kampf nicht teilnahm, sodass ihn also zwei Gruppen mit zusammen 14 Mann führten.)

Sie krochen bis auf einen Abstand von 5-10 Metern an die italienischen Schützengräben heran, wo sie beschossen wurden.

«Halt! ... Halt!» scholl der Ruf in den italienischen Stellungen. (Sie brauchten für dieses Kommando das deutsche Wort.)

Die Italiener riefen die Hilfe der Artillerie mit Raketen herbei. Die Berge wurden im gelben, roten und grünen Schein scharf beleuchtet.

«Die brennen ein richtig festliches Feuerwerk ab», konstatierte der Melder mit Befriedigung.

Die Ulanen rannten in die italienischen Bunker, warfen Handgranaten und stachen mit den Bajonetten um sich. Beide Gruppen hatten sich vereinigt und nahmen nun einen Bunker nach dem an-

deren. Wir hatten fünf Verwundete, die von fünf anderen getragen werden mussten. Eine Ordonnanz wurde zum Zug geschickt und eine andere zum Regimentschef für weitere Order. Der Rittmeister, der nur noch zwei Soldaten übrig hatte, rapportierte: «Höhe 22 genommen. Ich habe zwei Ulanen.»

Vom Regimentschef kam Befehl, sich zurückzuziehen. Die aus drei Mann bestehende «Armee» zog sich mutig zurück. Die italienische Beschiessung war sehr kräftig.

Nach der Rückkehr wurde viel gelacht und geplaudert im Lager. Einen der Ulanen hielt man zum Besten. Im Schein der Magnesiumgranaten, welche die Italiener benutzten, um psychisch auf den Angreifer einzuwirken, hatte ein Soldat gegen den schwarzen Himmel einen anderen gesehen, der sich mit ausgebreiteten Armen hinwarf. Er lief hin und fragte:

«Bist du tot?»

«Nee...»

«Verwundet?»

«Nee...»

«Spielst du Hanswurst oder was ...?»

«Die schiessen so hell», erklärte der Junge geniert, ergriff das Gewehr und rannte mit einem Geheul auf einen italienischen Bunker zu.

Aus allgemeiner Neugier fragte man sich, wieviele Italiener man «expediert» hatte. Wenn man nur einen fangen könnte, dann würde man es bald wissen. Aber wir hatten noch immer keinen einzigen Gefangenen...

### *Endlich einer, mit dem man reden kann*

Am nächsten Abend beschloss der Rittmeister, noch einmal anzugreifen. Er nahm alle drei Züge mit sich. Um 20 Uhr setzten sie sich in Bewegung. Um 22.30 Uhr hatten sie eine Angriffsstellung dreissig Meter vom Feinde entfernt erreicht. Der Rittmeister und die drei Zugführer gaben flüsternd Order. Er befahl auch die Entladung der Gewehre. Die Soldaten durften nur mit ihren Bajonetten rechnen.

Nach einer Weile hörte man durch das Schweigen der Nacht,

wie die Waffen repetiert wurden. Das hörten auch die Italiener und eröffneten ein rasendes Feuer...

Unser Zug ging vor bis an die erste Linie, worauf alle drei Züge die italienischen Schützengräben nach und nach angriffen. Vor unserer Attacke kroch ein Ulan nach vorn. Im Schein der Granaten sah er fünf italienische Helme aus dem Graben ragen. Mit seinem Maschinengewehr wollte er ihnen eine Salve zukommen lassen, aber leider versagte die Waffe. Da erfasste er ein italienisches Bajonett, das herausragte. Er hatte zu wenig Zeit, um umzukehren, und schlug mit dem Kolben darauf ein. Ein grossgewachsener Bersagliere warf sich über ihn, aber andere Ulanen kamen rechtzeitig zu Hilfe. Es wurde ein Knäuel von Menschenleibern.

In immer grösseren Mengen kamen Italiener und Ulanen herzu und riefen ihre Parolen, um einander in dem Gedränge zu erkennen. Ihre Parole ist «Tobruk», unsere rufen «Gemeinsam!» Unsere Soldaten waren sehr zufrieden mit diesem Kennwort. Sie meinten, dass es ihre Kampflust erhöhte.

Der Rittmeister sah, wie der Ulan den Italiener im Nacken packte und ihn lebend hervorzog. Der Italiener hob die Hände hoch und schrie: «Bono Anglezo! Bono Anglezo!»

«Ich bin dir ein feiner Anglezo!» rief der Junge und stiess ihn mit den Knien. Seine eine Hand war verwundet, und da er in der anderen das Gewehr trug, konnte er mit dem Gefangenen nicht allein fertig werden. Mit einem Satz sprang der Italiener plötzlich in einen Graben. Der Rittmeister warf sich dem Gefangenen nach und drückte ihn mit dem ganzen Körper zu Boden. Der Italiener hatte bei dem Sprung den Arm gebrochen. Es war ein Korporal.

Der Rittmeister übergab ihn dem Ulanen und lief zurück in den Kampf. Von allen Richtungen hörte man die Rufe der Ulanen, hier ein Verwundeter, dort ein anderer, da ein dritter.

28 Mann waren verwundet worden, und 28 Mann wurden zum Transport abkommandiert. Zwei Ulanen führten den Gefangenen.

Der Rittmeister mit den restlichen 14 Mann ging auf die Höhe und hielt die Position, damit die anderen Zeit hatten, sich zurückzuziehen. –

Es war ein erstklassiger Gefangener, ein intelligenter Junge, Maurer von Beruf. In dieser Eigenschaft war er ständig beim Bau



der Bunkerstellungen hin- und hergeschickt worden und wusste dadurch eine ganze Menge. Unsere Soldaten hassen die Italiener nicht so sehr. Sie verbanden den Arm des Gefangenen, gaben ihm zu essen und unterhielten sich mit ihm. Der Italiener sagte:

«Haltet euch ran! In zwei Wochen beginnt unsere grosse Offensive.»

Aber unsere Leute interessierte mehr das Resultat des vorgestri- gen Kampfes, bei dem fünf unserer Soldaten verwundet wurden.

Es zeigte sich, dass 20 Italiener getötet und 30 verwundet worden waren.

«Donnerwetter!» sagten die Ulanen erstaunt. «Und wieviele wart ihr im Ganzen?»

Als die Antwort kam, dass es 300 waren, freute man sich mächtig. Unsere Leute versicherten dem Italiener, dass unsere Kräfte nur aus zwei Gruppen zu je sieben Mann bestanden hatten, aber er glaubte ihnen nicht.

### *Italienischer Zirkus*

Rittmeister Smodlibowski beschloss, sich ein anständiges Quartier zu verschaffen. Während der letzten drei Wochen war er nicht aus seinem Zeug gekommen, sondern er hatte wie ein Fuchs unterm Steinhaufen gehaust. Nun besass er ein ziemlich sauberes Loch. Dort entkleidete er sich, zog sein Pyjama an und nahm eine Zeitung vor. Das letztere war allerdings mehr des Aussehens wegen, denn kaum hatte er sich hingelegt, als er auch schon einschlief.

Plötzlich klingelte das Telephon. Es war General Kopanski, der den Rittmeister treffen wollte. Zwei Kilometer musste er durch den Sand stapfen, denn die Italiener pfefferten auf jedes Auto, das sich zeigte.

General Kopanski gratulierte und erklärte, dass er um den «Virtuti Militari» für den Rittmeister telegraphisch angesucht hätte.

(Es stellte sich später heraus, dass das Telegramm in der letzten Minute vor General Sikorskis Abreise eintraf. Aber der Stabschef, der den Oberbefehlshaber begleitete, konnte das wichtige Dokument noch mitnehmen.)

General Kopanski sagte weiter, dass die Engländer sehr froh seien über den Gefangenen, der ihnen sicher grosse Dienste leisten würde, und dass der Rittmeister das Military Cross bekommen sollte, das in der Brigade noch keiner erhalten hätte.

Der Rittmeister kehrte zurück, aber er hatte sein Loch noch nicht erreicht, als eine Höhle losbrach. Die Italiener schossen aus allen Waffen, die sie hatten.

Er strauchelte durch die Dunkelheit und lief nach seinem Steinhaufen, wo jetzt sein Stellvertreter kommandierte. Der sass in sich zusammengekauert hinter den Steinen und begriff auch nichts. Würden die Italiener ihre Offensive heute beginnen?

Zwei Stunden lang dauerte die Schiesserei. Schliesslich liess sie etwas nach, und man hörte die Rufe:

«Italiano! Italiano!»

Es stellte sich heraus, dass die Italiener, nachdem sie zwei Tage lang Dresche bekommen hatten, in kurzen Abständen Patrouillen ausschickten. Aber in der Dunkelheit fuhren sich zwei solcher Patrouillen gegenseitig in die Haare, worauf an der ganzen Linie das Feuer eröffnet wurde.

Unsere Jungens betrachteten diesen Zirkus mit schlecht versteckter Zufriedenheit.

Drei Tage später ergriff eine unserer Patrouillen einen umherschleichenden Araber. In italienischer Sprache begann er etwas zu erklären. Aber als ihm klar wurde, dass er vor Polen stand, wurde er plötzlich still. Bei dem Verhör vor dem Schwadronschef war dann arabisch die einzige Sprache, die er verstand. Da wurde er nach der Abteilung 2 geschickt, wo er zugab, dass er fliessend italienisch und englisch spreche. Man fand bei ihm 500-Lire-Scheine und gefälschte englische Dokumente. Er war auf dem Rückweg von einer Rekognoszierung im Hafen. Auch er erklärte, dass die Offensive in 12 Tagen beginnen sollte.

### *Das fürchterliche Meellaura*

Die Schwadron wurde nach einem anderen Abschnitt an der Tobruk-Front übergeführt. Es war die Höhe 290, das fürchterliche,

ganz Tobruk bekannte Meeliaura. Die Engländer hielten dort eine Woche aus, und die frühere polnische Besatzung hatte nach zweieinhalb Wochen die Grenze ihrer Kräfte erreicht. Die italienische Stellung vor uns bot ein Sichtfeld von 30 km. Darum mussten wir bei Nacht und ganz geräuschlos unsere Stellungen beziehen: ziemlich flache, in Felsen gehauene Schützengräben. Um dorthin zu gelangen, musste man erst ein «wildes» Minenfeld durchqueren, das uns der Feind hinterliess. Niemand kannte den Plan dieses Minenfeldes. Die Pioniere hatten im Sand nur schwarze Bänder gezogen. Ihnen sollten wir folgen.

Die Schwadron war auf neun dieser Schützengräben verteilt, die untereinander durch telephonische Verbindungen verkehrten. Das feindliche Feuer liess nämlich keinen normalen Verkehr zu. Diese neun kleinen Gruppen hielten ihre Stellungen nur 150 Meter vom Feinde entfernt besetzt, und das Feuer war so «dicht», dass in die Luft geschleuderte Konservendosen von den Kugeln sofort in Siebe verwandelt wurden.

Man konnte jedoch nur in drei Schützengräben auch für seinen Kopf Deckung finden. In drei anderen waren die Soldaten nur bis zur Brust geschützt und in den drei letzten nur bis zum Knie. Während ganzer vierundzwanzig Stunden wäre somit der Soldat gezwungen gewesen, sich in gebückter Stellung zu halten, wenn bei den kämpfenden Parteien nicht so etwas wie gesunde Vernunft geherrscht hätte.

Die Schwadron übernahm die Sitte ihrer Vorgänger, wonach beide Seiten täglich von 19 bis 22 Uhr das Feuer einstellten. Die Italiener lagen nämlich in ebenso flachen Schützengräben. Während dieser Stunden krochen die Kämpfer aus den Gräben, streckten die Glieder und gingen über die Minenfelder, um Wasser und Konserven zu holen. Von einer Feldküche war jedoch nie die Rede. Die Soldaten bekamen Pillen gegen Skorbut. Hin und wieder zeigte sich bei den Italienern ein rotes Kreuz. Dann hielten wir mit der Schiesserei eine Zeitlang ein und sahen, wie ihre Krankenträger die Verwundeten und Toten abholten.

Aber pünktlich um 22 Uhr begann das Feuer auf beiden Seiten wieder und dauerte bis zum nächsten Tage um 19 Uhr. Die Schwadron verfügte über verriegelte schwere Maschinengewehre, die auf



Oben: General Kopanski, Chef der polnischen Truppen in Tobruk.  
Unten: Polnische Kavallerie in der Wüste.



Oben: Polnisches Militärlager in Palästina.  
Unten: Ein fünfzehnjähriger Soldat labt sich in Libyen.

die Schiessscharten der Italiener eingestellt waren. Wir hatten auch ein paar Gewehre mit Ferngläsern. Ein Schütze sah einen Helm und schoss auf ihn.

Paff! Der Helm bewegte sich nicht.

Paff! Der Helm sass fest.

Paff! Die Ulanen fingen an über den Schützen zu lachen, denn der Helm sass immer noch an der gleichen Stelle.

Plötzlich aber zeigte sich bei den Italienern ein Spaten wie auf der Schiessbahn. Er markierte zwei Treffer. Die Italiener hielten den Helm auf einer Stange und gaben loyal das Resultat an.

Oder unsere Maschinengewehrshützen spielten eine Tanzmelodie, einen Krakowiak, auf ihre Weise. Dann waren auch die Italiener verpflichtet, zu irgendeiner Melodie im Takt zu schießen, denn sonst hätten unsere Schützen eine richtige Salve auf sie abgefeuert.

Mit der Zeit beschaffte sich die Schwadron eine Ziehharmonika, eine Mandoline und eine Geige. Die Italiener hörten andachtsvoll zu, und dann ertönte Beifall von ihren Stellungen.

### *Die Sündflut*

Inwieweit die oberste Leitung davon unterrichtet war, ist unbekannt. Aber die Engel des Himmels sahen es und gerieten in Zorn über die sodomitische Sünde, die darin bestand, dass wir mit den Achsensoldaten anbändelten. Und wie einst die Menschheit auf Erden mit einer Sündflut gestraft wurde, so beschlossen die Engel, auch uns mit einer kleinen, aber fühlbaren Sündflut büßen zu lassen.

An diesem Tage oder vielmehr in jener Nacht meldete der Schwadronspfarrer seinen Besuch an. Dieser Geistliche war ein grundanständiger Ulanenoffizier von etwas über zwanzig Jahren und als Kaplan besass er vielversprechende Eigenschaften. In unseren früheren Stellungen konnten wir ihn unmöglich vor den Expeditionen loswerden. Er tauchte plötzlich bei der Abteilung auf, wie aus der Erde geschossen.

«Was haben Sie hier zu tun, Herr Pfarrer? Tun Sie mir einen Gefallen und gehen Sie zurück ins Lager!» donnerte der Rittmeister.

«Jawohl, ich werde sofort...», erklärte der verwirrte Pfarrer und verschwand, um nach einer Weile soweit wie möglich vom Rittmeister weg bei dem anderen Flügel wieder aufzutauchen.

Als er einmal in einen weit vorne liegenden Schützengraben kroch, eröffneten die Italiener das Feuer, und er konnte ihn erst nach 36 Stunden wieder verlassen.

In jener Nacht also kroch unser Pfarrer vorsichtig den schwarzen Bändern entlang über das Minenfeld. Der von der Ankunft des Geistlichen unterrichtete Rittmeister signalisierte mit Raketen, um ihm den Weg zu zeigen. Kaum war die klerikale Gestalt herangekommen und in dem flachen Schützengraben zusammengekauert, als die Engel, deren Aufklärungsdienst scheinbar versagte, zur angesetzten Stunde die Sündflut losliessen. Sie kümmerten sich nicht um den geistlichen Stand.

Es goss in Strömen, und da die Schützengräben nicht tief waren und das Wasser nicht durch den Boden sickern konnte, gingen verzweifelte Rapporte durchs Telephon ein. Die Soldaten konnten den Kopf nicht hochheben, ohne dass die Italiener schossen. Und das Wasser stieg immer höher.

«Ich kann euch keinen Rat geben», brüllte der Rittmeister ins Telephon, während er selbst bis zum Bauch im Wasser stand. «Schießt auf die Kerls, soviel ihr könnt!»

Der Schwadronspfarrer plätscherte im Schützengraben herum wie ein Huhn, das in einen Ententeich gefallen ist.

«Die ersaufen.»

«Dann müssen Sie für sie beten, Herr Pfarrer.»

Die Brigade rief an: «Wie geht es dort? Ein Bataillon hat die Gräben verlassen.»

«Danke, wir können uns schon helfen.»

Das Wasser strömte von allen Ecken und Kanten. Es bildeten sich Bäche, die in wachsendem Tempo vorwärts rieselten.

Ein Graben rief an: «Wir haben einen Verwundeten.»

«Kann er bis morgen warten?»

«Nein.»

«Zwei erfahrene Soldaten sollen ihn abtransportieren.»

«Zu Befehl, Herr Rittmeister!»

Eine Wasserwand kam vom Himmel herunter. Durch das Rauschen hörte man den dumpfen Ton der italienischen Schüsse. Die Kugeln schmetterten gegen die Dosen, die den Grabenrand garnierten. Obgleich die Ulanen bis zur Brust im Wasser standen, schossen sie unaufhörlich in die italienischen Stellungen.

Plötzlich glitt ein menschlicher Körper über die Brustwehr. Es war der Verwundete. Er wurde von den Soldaten aufgefangen. Hinter ihm kam keuchend einer der beiden Begleiter. Er konnte kaum atmen, als ob er am Ertrinken wäre. Er röchelte.

«Olszewski ist tot», sagte er mit Anstrengung.

Als er sich etwas erholt hatte, berichtete er, dass er und Korporal Olszewski, beide aus der Fremdenlegion, den Transport durchführen mussten. Der Regen hatte die Bänder weggespült, welche die Passage im Minenfeld bezeichneten. Olszewski erhob sich etwas, um sich zu orientieren und bekam dabei eine Kugel in den Kopf. Sein Kamerad schleppte den Toten an einen Steinhaufen und setzte seinen Weg mit dem Verwundeten fort.

Schliesslich hörte der Regen auf, und als es heller wurde, hängten die Italiener ihre Fahne mit dem roten Kreuz heraus. Der Pfarrer begab sich sofort mit einer Woldecke zu dem Toten, und vor den italienischen Stellungen bargen Krankenträger zahlreiche Verwundete und Gefallene. Es war offenbar, dass die Italiener sich häufiger hinausgelenkt hatten. Auch sie litten unter dem Wasser. Noch einer von den Unsrigen war getroffen worden, aber nur im Helm, sodass keine schweren Kopfwunden entstanden.

Sechs Wochen lang lag die Schwadron in diesen neun Schützengräben wie in einer Bratpfanne zwischen den Felsen. Und als sie abgelöst werden sollten, diese ausgemergelten Soldaten mit ihren schmalen Gesichtern und ihren grossen Augenhöhlen, diese Soldaten, die in der ganzen Zeit die Uniform nicht ablegen konnten, nichts Warmes zu essen bekommen hatten und zum Schlafen keinen Platz fanden, da fragten sie:

«Herr Rittmeister, vielleicht wird man von unserer Schwadron sagen, sie habe nicht ausgehalten. Nach uns kommen andere, und die Offensive beginnt vielleicht, wenn sie erst ein paar Tage hier



liegen werden. Dann heisst es, dass sie besser ausgehalten haben. Sollen wir nicht lieber hierbleiben?»

Der untersetzte Rittmeister lächelte. Er wollte nicht zugeben, dass er selbst in einem Rapport um Zurückziehung der Schwadron gebeten hatte.

In den Schützengräben wimmelte es von Läusen und Fliegen. Und nachts war es kalt. Die Soldaten trugen noch Shorts wie sechs Wochen vorher, als sie ankamen – um eine Woche zu bleiben.

In den hinteren Linien gab uns der Rittmeister zwei Tage Ruhe. Keine Wache, keine Übungen, kein Wecken! Man durfte aufstehen, wann man wollte.

Aber am dritten Tag war der 29. November, ein Tag vor einem unserer polnischen Festtage. Die Burschen waren geschneigelt und geleckt und sahen aus wie erstklassige Gamisontruppen.

Aus Granathülsen und Munitionsstreifen bauten wir einen schönen Feldaltar. Der Schwadronspfarrer kam im Ornat mit der Stola, feierlich wie es daheim in Polen zu sein pflegt.

Und wie daheim setzten sich Gruppen von Soldaten im milden Sonnenschein im Kirchhof nieder, als die Messe vorüber war.

Sie unterhielten sich und erzählten von ihren Erlebnissen.

«Wisst ihr, ihr verdammten Wüstenräuber», sagte der Rittmeister, während er seinen Schnurrbart strich, «dass ich vom 14. Regiment in Jazlowiec bin? Mein Regiment ist jetzt in England, und sogar der König kennt es ...» Und so erzählte er, wie das Regiment entstand, wie Rittmeister Lisowski im Frühjahr 1918 zwei Schwadronen 1400 km durch das Rote Meer der Russischen Revolution führte, wie er nach Bobruisk kam, wo unsere Truppenabteilungen aufgestellt wurden, wie die Schwadronen dann, als die Deutschen das Dowbor-Korps entwaffneten, nicht in die Heimat zurückkehrten, sondern in die Steppen am Don zogen, wie die Deutschen Polen regierten, wie sie das Chelm-Gebiet den Ukrainern übergaben, wie die deutsche Macht nachliess, wie das Regiment über die Steppen der Ukraine gen Polen zog, wie es in der Gegend von Jazlowiec im Rücken der angreifenden Ukrainer auf marschierte und sie besiegte und wie es zum Endsiege beitrug, indem es mit den Waffen in der Hand und kämpfend in Polen einmarschierte.

«Vielleicht kommen wir schneller nach Polen zurück als die von Jazlowiec?» fragte einer mit einem verbundenen Arm.

Die Ulanen lachten und scherzten mit dem Jungen, dass er «ein bisschen merkwürdig» geworden sei, seitdem der Italiener ihn «bono Anglezo» genannt hatte, ehe er in der Kluft verschwand.

Sie nahmen das Mittagessen ein – warme, schmackhafte Gerichte, direkt aus der Küche und ohne Pillen gegen Skorbut.

## IN SOWJETRUSSLAND

Durch den Abschluss des Polnisch-Russischen Vertrages vom 30. Juli 1941 erhielten über 1'000'000 nach Russland deportierte polnische Zivilisten und Kriegsgefangene ihre Freiheit wieder. Diese unglücklichen Polen waren über ganz Russland verteilt, vom östlichen Karelien bis nach Sachalin und Ostturkestan. Der Vertrag machte es der polnischen Regierung möglich, eine gross angelegte Rettungsaktion durchzuführen und vor allem eine neue polnische Armee in Russland zu schaffen, die sich zusammensetzt aus der polnischen Zivilbevölkerung und ehemaligen Kriegsgefangenen. In unglaublich kurzer Zeit waren drei Divisionen aufgestellt.

Tausende von polnischen Zivilisten strömten in die Ausbildungslager dieser Divisionen. Da man zunächst keine Gelder hatte, um allen Frauen und Kindern helfen zu können, beschlossen die polnischen Soldaten, auf die halbe Tagesration zu ihren Gunsten zu verzichten. Aber nur ein Bruchteil aller Polen in Russland kam bis in die Sammelstellen der polnischen Truppen oder in direkte Verbindung mit Repräsentanten der polnischen Regierung. Den Hunderttausenden, die nach Kamtschatka, der chinesischen Grenze oder Nordsibirien geführt worden sind, war es unmöglich, die grossen Entfernungen zu überwinden. Anfangs besass auch die polnische Regierung keine ausreichenden Geldmittel. Aber nach dem zwischen Sikorski und Stalin am 4. Dezember 1941 getroffenen Übereinkommen griffen die Russen helfend ein. Ausserdem stellten später auch England und Amerika durch die polnische Regierung Lebensmittel, Kleider und Arzneien für die Zivilbevölkerung zur Verfügung, wie auch die polnische Armee mit hervorragenden Waffen versehen wurde.

Der Zustrom polnischer Männer war so gross, dass die Armee in Russland inzwischen auf 100'000 Mann anstieg. Nur der Mangel an Uniformen und Kriegsmaterial, nicht an Soldaten, verhinderte einen noch stärkeren Zuwachs. Anlässlich von Sikorskis russischem Besuch im Dezember versprach Stalin der polnischen Armee materielle Hilfe und, was wichtiger war, zu Gunsten Polens verzichtete

Russland auf einen Teil des aus den Vereinigten Staaten eingetroffenen Materials und der Bekleidung.

Am Kriege in Russland haben jedoch keine Polen teilgenommen, denn bei der Zusammenkunft zwischen Stalin und Sikorski ist beschlossen worden, die polnischen Streitkräfte nach Vorderasien zu schicken. Zunächst wurden drei Abteilungen abgeschickt, die sich in Turkestan und an der chinesischen Grenze befanden. Der Transport erfolgte mit der Eisenbahn nach Krasnowodsk am Kaspischen Meer, von wo sie nach einem persischen Hafen hinübergeschifft wurden. Polnische Chauffeure holten in Basra ein paar tausend Last- und Transportautos, die von den Amerikanern geschenkt worden waren. Mit diesen Autos konnten die polnischen Truppen nach Palästina kommen, wo sie sich mit jener polnischen Brigade vereinigten, die acht Monate lang an den Kämpfen in Libyen teilgenommen hatte.

Was die polnische Zivilbevölkerung betrifft, so wurden Tausende von Frauen und elternlosen Kindern nach Iran gebracht. Der grösste Teil der Zivilisten musste jedoch bis auf weiteres in Russland bleiben.

Im folgenden Abschnitt schildert Ksawery Pruszyński ein polnisches Ausbildungslager in Russland, wie er es im Dezember 1941 sah, als er als Presseattaché in Kuibischew General Sikorski bei einem Besuch in den polnischen Garnisonen begleitete.

## IN RUSSLANDS SCHNEE

von

Ksawery Pruszyński

Schnee, dichter weisser Schnee fällt auf eine Erde, die leer ist und entblösst von allem. Der Himmel über dieser Erde ist tief und grau und schwer von Wolken, die zu einer unbeweglichen Schale um diese Welt erstarren. Ein dünner Faden schlängelt sich über die Steppe: das ist die Eisenbahn. Ein kleines Knäuel von Gebäuden: das ist der Bahnhof. Neben ein paar breiten Wegen, die im Schnee verschwinden, sieht man einige Holzhäuser. Sie sind

niedrig und der Schnee liegt höher als der Fenstersims. Allmählich hebt sich die Steppe. Eine Kirche, von der man vor langer Zeit die Kuppeln entfernt hatte, ragt etwas höher in den Himmel, nackt, mit halb verfallenen Mauern und leeren Fensterhöhlen, einem Menschenschädel gleich, dem man den Scheitel mit einem Schwert oder einer Granate abgeschlagen hat. Von dieser Kirche an steigt die Steppe höher und höher wie der Rand eines Tellers. In der Ferne verschmilzt der Rand mit einer langgestreckten, nicht allzu hohen Kontur von Hügeln. Sie sind ebenso weiss, schneebedeckt und leer. Überall die gleiche Steppe. Russland ist sich überall gleich. Aber auf dem Gipfel eines Hügels zeichnet sich etwas ab, das in unseren Tagen alles andere als gewöhnlich oder alltäglich ist. Als wir im Herbst zum ersten Mal hier waren, gab es das noch nicht. Erst jetzt ist es errichtet worden und ragt hoch in den Himmel wie ein Symbol. Man sieht es gegen den Schnee in der ganzen Steppe, und die Menschen, die hier vorüberziehen oder in den Häusern rundherum wohnen, zeigen es einander und sprechen nur ein Wort aus, flüsternd, mit verschiedener Betonung, je nachdem, wer es sagt: «Ein Kreuz!»

General Sikorski, Volkskommissar Wyschinskij und ihre polnischen und russischen Begleiter reisen diesen Weg im Schlitten. Die von Westen kommenden Polen haben sich nach einem Winter mit tiefem Schnee gesehnt, nach einem Schlitten mit breiten Kufen, und sie haben sich gewünscht, auf Wegen zu fahren, die keinen Asphalt und keine Chausseesteine aufweisen, sondern nur tiefe Schneefurchen. Zusammen mit Ilja Ehrenburg nehme ich in einem anderen Schlitten Platz. Die Pferde sind vom nächsten Kolchos geschickt worden, kräftige, untersetzte Steppenpferde. Seit Jahrhunderten trotten sie auf den Wegen im Wolga-Gebiet. Einige sowjetrussische Journalisten sehen in die Fahrriechung, und der eine sagt zum anderen:

«Sieh da, ein Kreuz!»

Und der Kutscher sagte in erklärendem Tonfall:

«Das haben die Polen errichtet.»

Er fügt hinzu, als ob er diese Erklärung noch dazu geben müsse:

«Darum ist es so neu. Und so gross.»

Es wäre falsch zu glauben, dass es im Russland Lenins und Stalins keine Kreuze gibt. Noch besitzt dieses griechisch-katholische Land viele solche christliche Symbole, wenngleich sie in den letzten 25 Jahren ihren Glanz eingebüsst haben und abgebrochen wurden, gleich wie der Nachtwind die brennenden Lichter auf dem Altar verlöscht und die Blätter im Herbst verweht. Die goldenen Kreuze, die jahrzehntelang von den grünen und goldenen Kuppeln der Kirchen leuchteten, sind verblasst und wohl auch verschwunden. Das gilt für viele Kuppeln. Die Doppelkreuze von Holz sind an den Wegen umgefallen. Nur auf den Kirchhöfen stehen die Kreuze noch und machen einen symbolischen Eindruck. Die Freistatt der Toten ist der Platz, wo auch das Kreuz seinen Zufluchtsort gefunden hat. Aber selbst da ist es verdrängt worden. In Russlands holzlosen Gebieten bedeutet jeder Gegenstand aus Holz eine Versuchung. Auf vielen Friedhöfen sieht man Grabmonumente ohne Kreuz, ähnlich den mohammedanischen oder jüdischen, gewöhnlich mit dem Sowjetstern. Im Allgemeinen sind es neuere und vornehmere Gräber, die an die Gräber des uralten baskischen Bergvolkes erinnern, das sich in den Pyrenäen zwischen dem französischen Bayonne und dem spanischen Santander niedergelassen hat. Dort liegen kreuzgeschmückte Gräber neben solchen mit einem wunderlichen Symbol, das aus der alten Religion der Basken herkommen soll und an die Sonnenanbetung gemahnt. Dort, am Fusse der Pyrenäen, hat das Kreuz gesiegt, hier, an der Wolga, ist es verdrängt worden. Es besteht nicht der geringste Zweifel, dass in diesem Lande das Kreuz im Verschwinden begriffen ist. Und plötzlich schiesst ein ganz neues auf, gewaltig und gerade. Noch ist es nicht von der Last der Jahre gebeugt. Selbst aus der Ferne erkennt man das ganz frische Holz. Wind und Wetter haben es noch nicht dunkel werden lassen. Und die Bevölkerung dieser Gegend sagt: «Das haben die Polen errichtet. Darum ist es so neu. Und so gross.»

Wir fahren durch einen dichten Wald einem kleinen Fluss entlang, der sich in die Steppe gegraben hat, und kommen zum Militärlager. Es ist der gewaltige Sommer-Schiessübungsplatz der Roten Armee, wo übrigens einst die Armeen des Zaren exerzierten. Hier haben stets Truppen gelegen. Der Volksglaube meint sogar, dass

hier einst der Khan seine Krieger sammelte. Welcher Khan? Das weiss man nicht. Die Leute hier haben nur eine schwache Erinnerung an den Zaren. Wieviel weniger können sie da etwas wissen von den Khanen, die einst hier herrschten! Mehrere Ortsnamen sind übrigens nicht slawisch, sondern turkmenisch. Ein Sekretär der türkischen Gesandtschaft in Moskau erklärte mir einmal deren Etymologie. Hier hat es immer Soldaten gegeben, aber nicht im Winter, nur im Sommer. Auf einem Gebiet von einigen Quadratkilometern wohnten sie in Sommerzeiten und hielten ihre Übungen ab. Mehr als zehn Holzgebäude wurden errichtet, die aber mit ihren provisorisch getischlerten Wänden auch nur für den Gebrauch im Sommer vorgesehen waren. Da gab es Marketendereien, ein Kino und zwei Theater für die Soldaten.

Unsere Schlitten fahren um das Lager herum, um an das hohe Eingangstor zu kommen. Über diesem wehen nebeneinander die Flaggen der Alliierten, die britische, die sowjetrussische, die amerikanische, die tschechische und die polnische.

Der polnische Offizier auf dem Kutschbock dreht sich unruhig um: «Sagen Sie, bitte, Ehrenburg, dass wir leider kein dunkelblaues Zeug finden konnten. Darum sitzen die Sterne der amerikanischen Flagge auf schwarzem Grunde. Und die Ränder der englischen Flagge, die auch blau sein sollten, sind ebenfalls schwarz. Es ist sehr unangenehm.»

Der Offizier ist jung, aber das Gesicht hat eine seltsam erdgraue Farbe. Im Nacken sieht man verschiedene graue Haare. Sein Uniformmantel – von der polnischen Armee – sitzt glatt an und ist elegant. Man sieht, dass er bei einem guten Schneider nach Mass gemacht wurde. Und man merkt, dass er bis zum äussersten getragen worden ist. Seit mehr als zwei Jahren hat der Offizier ihn noch nicht abgelegt. An den Ellbogen entdeckt man eine sehr feine fürsorgliche Stopfstelle. Ebenso am Kragen. Der ganze Mantel ist restauriert wie ein Erinnerungszeichen. Die Tage hinter den Gittern des Gefangenenlagers waren sicher lang.

«Sie sind von Starobelsk?» frage ich.

«Nein», antwortet der Offizier, «von Kozelsk.»

Starobelsk, Kozelsk und Ostaschkow, das waren die polnischen

Gefangenenlager für Offiziere, welche 1939 von der Roten Armee gefangen genommen wurden. Er ist einer von ihnen.

«Ein Gefangenenlager ist eine qualvolle Angelegenheit», sagt Ehrenburg versöhnlich.

«Nein», sagt der Offizier, «die gewöhnlichen Lager sind schlimmer.»

Überall in den Straf- und Arbeitslagern, die weit im nördlichen Russland verstreut lagen, auf den Steppen in Kasakstan, auf Kamtschatka, war es voll von Polen.

«Sie kommen wohl alle aus dem Gefängnis oder aus so einem Lager?»

«Ja, aus Gefängnissen oder aus solchen Lagern.»

«Befanden sich denn keine auf freiem Fuss?»

«Doch, viele wurden nur verschickt. Das war keine Gefangenschaft, aber auch keine Freiheit.»

«Dann gab es also keine Polen, die völlig frei lebten?»

Der Offizier schweigt. Er denkt nach und sagt:

«In dieser Division gab es keine und auch nicht in Koltubjanka. Aber in Talitschew waren gewiss einige. Das habe ich gehört.»

Und als das Gespräch stillsteht, verbessert er sich etwas:

«Aber all das ist schon gewesen. Nun ist es zu Ende. Wir haben es überwunden.»

Mit diesen Wendungen will er den sowjetrussischen Schriftsteller in seinem Glauben stärken.

«Nun haben wir nur an eins zu denken: an den Krieg gegen Deutschland. Nur eins: den Krieg.»

«Sind Sie schon lange freigelassen?»

«Das ist lange her. Im Oktober. Aber es sind noch viele, die auch frei werden müssen.»

Der Offizier bricht wieder ab, um nicht den russischen Gast vor den Kopf zu stoßen. Unterdessen sind wir ins Lager gekommen. In langen Reihen stehen die tief in den Schnee eingegrabenen Zelte nebeneinander zwischen den niedrigen Bäumen. Als wir sie näher betrachten, empfinden wir die Kälte noch eisiger.

«Liegen sie alle so im Zelt? Im Dezember?» fragt Ehrenburg.

«Nein, nicht alle», antwortet der Offizier, «neunzig Prozent. Die übrigen liegen in den Baracken und ein Teil in Erdhütten.»



Und wieder fügt er hinzu, damit keine peinliche Pause entsteht: «In jedem Zelt haben sie einen Ofen gebaut. Einen niedrigen, breiten Ofen aus Ziegelsteinen. Wir haben sogar ein kleines Haus abgerissen, um Ziegelsteine zu kriegen. Alles ging drauf, aber was sollten wir machen? Die Zelte haben wir nicht nur in den Schnee gegraben, sondern auch in die Erde. Wo wir konnten, haben wir die «Wände» mit Brettern ausgelegt. Aber hier gibt es nicht viel Holz, schon gar nicht in solchen Mengen, denn in diesem Lager befinden sich ja beinahe 10000 Menschen.»

Wir steigen aus den Schlitten und gehen mit allen Gästen zu den Zelten. Aus jedem kommen Menschen in den verschiedensten Kleidungsstücken, in polnischen Uniformen, die sie aus Polen mitgebracht haben, in warmen russischen Wintermänteln, den sogenannten «Körperwärmern», manche in irgendeiner seltsamen Uniform, die weder russisch noch polnisch ist. Was ist das hier? Der Offizier erklärt:

«Viele haben estnische und lettische Uniformen bekommen. Sie stammen aus den Baltischen Republiken, welche 1940 mit der Sowjetunion vereinigt wurden. Deshalb sehen sie so bunt aus.»

Und plötzlich zieht er mich zur Seite und fragt:

«Das ist wohl Ilja Ehrenburg, der berühmte Autor? Vielleicht weiss er, wann wir Waffen bekommen? Die Schriftsteller in Russland haben grossen Einfluss und besonders er.»

Nein, Ilja Ehrenburg weiss nichts davon. Er scheint sogar in dem Glauben gekommen zu sein, dass wir schon lange Waffen bekommen hätten. Aber es gibt kaum irgendwelche Waffen. Nur so viele, dass man die Ordnung aufrechterhalten kann und für einige Übungen.

Zur Instruktion benutzt das polnische Lager Holz Waffen. Sie zeigen uns einen Mörser aus Holz, der sogar mit allen Einzelheiten versehen ist. Wir bekommen auch eine Luftabwehrkanone und ein Maschinengewehr aus Holz zu sehen. Nur vor der Offiziersbaracke steht ein Soldat in einem langen, ziemlich zerschissenen polnischen Mantel und einer sowjetrussischen Pelzmütze, aber mit einem Gewehr, auf dem ein langes russisches Bajonett sitzt. Das ist echt.

«Wie sollen sie aber ohne Waffen defilieren können?» fragt einer der englischen Journalisten.

Ich gebe die Frage weiter an den jungen polnischen Fähnrich, der uns begleitet und unten vor der Tribüne steht. Er antwortet:

«Sagen Sie ihm, dass er im Oktober hätte hier gewesen sein sollen. Da gab es überhaupt nichts. Absolut nichts. Bei der Parade gingen sie barfuss. Barfuss marschierten sie. Es ist ein himmelweiter Unterschied gegenüber den Zuständen am Anfang. Und es wird besser, langsam vielleicht, aber doch besser und besser.»

Die Parade ist etwas verspätet, denn gerade jetzt wird eine Messe gelesen, eine katholische Feldmesse mit einem polnischen Feldgeistlichen als Offiziant. Übrigens befinden sich hier mehrere Geistliche, sodass es reicht für drei Divisionen. Bald werden es acht sein, sicher nicht zuviel. Sie haben dasselbe durchgemacht wie alle anderen. Die Messe wird draussen in freier Luft abgehalten, wie es immer Brauch gewesen ist in der polnischen Armee. Aber in Polen hatte man nie 40 Grad Kälte. Doch ist keine Baracke vorhanden, die alle aufnehmen könnte. Nur gut, dass es das Theater der Roten Armee gibt. Die Zuschauerplätze befinden sich unter freiem Himmel. Aber das Theater darf der Feldprediger benutzen. Auf dem Dach steht ein kleines Kreuz. Als wir im Herbst hier waren, sagte der Pfarrer zu mir:

«Wir dachten daran, dass die Bolschewisten vielleicht wütend werden könnten. Aber ich sagte mir: die Religionsfreiheit ist im Prinzip anerkannt, ebenso die volle Autonomie der polnischen Truppen. In diesem Lande sind so viele göttliche Heiligtümer in Theater und Klubhäuser verwandelt worden, dass es nicht unrecht ist, wenn eins der Theater für eine Zeitlang als Kirche dient.»

Die Parade machte mir wirklich einen Eindruck, den ich nie vergessen werde. Zu vierten marschierte eine Abteilung nach der anderen vorbei, Soldaten, wie ich sie nirgends auf der Welt gesehen habe. Nur ein Maler wie Goya würde das wiedergeben können. Diese vom Tode wieder auferstandene Armee glich den Soldaten in Napoleons alter Garde, als sie von den unendlichen Schneefeldern Russlands zurückkehrte und vor dem Montmartre stand.

Hier sah man eine Sammlung von Uniformen, zerschlissen und verblichen, aber dank kunstvoller und beinahe unwahrscheinlicher Reparaturen einigermaßen verwendbar gemacht. Und die Menschen glichen den Uniformen. Da waren Männer, die kaum

gehen konnten. Während der zwei Jahre Gefangenschaft in Nordrussland waren ihre Füße und mitunter auch die Beine erfroren. Gebückt gingen sie dahin, alt geworden und vorzeitig ergraut. Aber ihre Augen strahlten vor Glück, wie ich es nicht einmal in der siegreichsten Armee gesehen habe.

Auf der Tribüne, die mit den polnischen Farben verkleidet war, standen General Sikorski, Professor Kot, Polens Gesandter in Moskau, und Volkskommissar Wyschinskij. Eine ganze Stunde lang marschierte eine Abteilung nach der anderen vorbei, mit und ohne Uniform, in Gefängnismänteln, selten mit Waffen, meistens ohne – und verschwand in der Zeltstrasse. An diesem Tage zeigte das Thermometer 40 Grad Kälte. Abends fegte ein Schneesturm über die Steppe. Das war der «Purga» oder «Burjan», mit dem man auf der Orenburgsteppe die kleinen Kinder erschreckt, denn wenn er rast, sieht man nichts.

An diesem Tage wurde die Ration für die Armee erhöht, und jeder Soldat fand in seiner Wassersuppe ein sehr seltenes, kostbares Etwas: ein richtiges Stück Fleisch. Es war wirklich ein bemerkenswerter Tag. In den Zelten hörte man abends nur gute Neuigkeiten: die Truppen sollten nach Süden verbracht werden, wo es keine Kälte gibt. Es wurde behauptet, dass man neue polnische Divisionen in Russland aufstellen werde, dass von England Transporte mit Uniformen bereits auf dem Wege seien ... Und die Hoffnung, die man am innigsten hegte, flüsterte man von Mann zu Mann wie eine grosse, wunderbare Nachricht: «Wir sollen Waffen bekommen.»

Abends wurde daher auf der Höhe, trotz des Schneesturms, nahe am Fusse des Kreuzes, ein grosses Feuer angezündet. Dort konnte man die Konturen von ungefähr zehn einfachen Grabhügeln erkennen. Auf jedem Grab stand ein kleines, sorgfältig zurechtgehauenes Holzkreuz. Und über ihnen wachte auf der russischen Steppe das grosse polnische Kreuz.

Gewöhnlich gehen die Armeen in den Gefangenenlagern ihrer Auflösung entgegen, diese aber war in einem solchen Lager neu erstanden. Die Soldaten anderer Armeen haben meistens ihr Heim verlassen, diese jedoch kamen aus einem fremden Gefängnis. In der ganzen Welt gibt es keine Armee mit einem annähernd so gros-

sen Prozentsatz an Kranken, Invaliden, Schwachen und Müden wie diese, trotzdem gibt es sicher keine Armee, die sich so stark nach der Front sehnt wie diese.

Das grosse hohe Kreuz, das die Polen errichtet hatten, zeichnete sich im Feuerschein gegen den schwarzen Nachthimmel der Steppe ab. In jener Nacht war das Kreuz wie ein Leuchtfeuer am Meeresstrand, das den Schiffen den Weg durch die neblige und stürmische Nacht weist.

Später am Abend wurde die Kälte noch unerträglicher. Um 9 Uhr sank die Kälte auf 52 Grad, und als wir das Lager verliessen, wo Tausende von Menschen unter Zeltbahnen schliefen, waren es sicher noch mehr. Was müssen das für wundervolle Menschen sein, die in solcher Wintemacht sich an dem Traum erwärmen konnten, dass sie bereits eine Armee seien, die morgen wieder ihre Waffen haben sollte und dass sie mit diesen Waffen in die Welt ziehen würden, um ihr Vaterland wieder zu gewinnen!

## DAS OKKUPIERTE POLEN

Der tägliche Kampf, den die Polen in ihrer Heimat führen, kann in diesem Buch nicht ausführlich behandelt werden. Die Verdeutschungsmethoden und Unterdrückungsmassnahmen der Okkupationsmacht können unter den gegenwärtigen Verhältnissen in einem neutralen Lande nicht realistisch geschildert werden.

Auch an dieser Front leisteten die Polen erbitterten Widerstand. Weder gewaltsamer Druck noch lockende Versprechungen haben sie zu einer Zusammenarbeit mit den Eroberern bewegen können. Bevor Polen in das Generalgouvernement und die einverleibten Gebiete aufgeteilt wurde, machte man auf deutscher Seite mehrfach Versuche, in Warschau eine Vasallenregierung zustande zu bringen. Man wandte sich unter anderem an den Führer der Konservativen Partei, den Fürsten Janusz Radziwill, und an bedeutende Professoren und konservative Politiker wie Professor Estreicher, an den Historiker und ehemaligen Ministerpräsidenten Kucharzewski und an den als Deutschenfreund bekannten Historiker W. Studnicki. Aber alle lehnten es ab, sich für irgendeine Politik der Zusammenarbeit zur Verfügung zu stellen.

Im folgenden Kapitel werden, mit besonderer Berücksichtigung des Einsatzes der Frauen, Ausschnitte aus dem täglichen Kampf des okkupierten Polens gegeben. Die Schilderung ist eigentlich für ein in Amerika herauskommendes Werk über die Frauen im zweiten Weltkrieg geschrieben. Die Verfasserin Marja Kuncewiczowa ist bekannt geworden durch eine Reihe von Romanen und Novellen mit sozialen Themen. Sie selbst hat die Okkupation während mehrerer Monate erlebt.

Die Fahne, die in Wilno während der Okkupation von polnischen Frauen gestickt worden ist und unter Lebensgefahr nach England geschafft und der polnischen Flugwaffe übergeben wurde, wandert jetzt von einer Staffel zur anderen.



*Oben: Polnische Soldaten üben in Russland. Unten: General Siharshi auf Besuch in einem polnischen Ausbildungslager in der Sowjetunion.*



*Oben: Ein Hilfskorps polnischer Frauen paradiert in einem russischen Standort, wo man die alliierten Flaggen zeigt. Unten: Die Uniformen sind zu gross für die elternlosen polnischen Jungen, die man von Russland nach Palästina gebracht hat.*

## POLNISCHE MÜHLSTEINE

von

Marja Kuncewiczowa

### *Auf dass du ruhen magst ...*

In der alten lateinischen Stiftungsurkunde eines schlesischen Klosters kann man unter der Jahreszahl 1276 folgende Worte in altpolnischer Sprache lesen: «Lass mich die Mühle drehen, auf dass du ruhen magst.»

Ein armer Bauer spricht so zu seiner Frau. Und die Philologen betrachten diese Worte als einen der ältesten polnischen Schriftfunde.

Art und Stil des Schreibens haben sich oft geändert in Polen, aber das Verhältnis der Polen zu ihren Frauen ist das gleiche geblieben. In Schloss und Hütte hat die Mühsal der Frau stets die Teilnahme des Mannes hervorgerufen. Er will sie als ein Kleinod betrachten und nicht als seine Dienerin. Polen war für die Frauen immer ein Paradies, und es ist selbstverständlich, dass ihnen die vollen Bürgerrechte eingeräumt worden sind.

Dadurch wurden auch die Polinnen zu vollgültigen Menschen. In praktischen Dingen sind sie vielleicht manchmal ein wenig unbeholfen, aber sie lieben alles Grosse und Edle, und über allem anderen lieben sie Polen. Sie sind jener mittelalterlichen Bürgerfrau stets verwandt geblieben, die ihrem Mann riet, auf die eigenen Söhne zu schiessen, als sie vom Feinde als Geiseln geraubt und von den anstürmenden Kriegern vorangetragen wurden.

### *Zofja schickt ihren Mann und ihren Sohn aus*

Ein Reserveoffizier, ein anständiger vierzigjähriger Bürger, war nach dem verlorenen Septemberkrieg nach Warschau zurückgekehrt. Er sprach nicht viel von seinen Taten, aber wie tragisch und unermüdlich sein Einsatz gewesen sein muss, geht aus seinen Tagebuchaufzeichnungen hervor.

Wie durch ein Wunder ist sein Haus verschont geblieben. Im Haustor wirft sich ihm sein einziger vierzehnjähriger Sohn in die



Arme. In der Wohnung findet er keine Fensterscheibe mehr; diese sind nur für die Deutschen da, und ebenso ist es mit den Kohlen, dem Brot und allen Erzeugnissen der polnischen Erde. Aber die Frau und das Kind leben und mit ihnen auch die Hoffnung auf eine bessere Zeit. Die Tage vergehen, und ihr Dasein ist nur auf eins eingestellt, auf den Kampf um das tägliche Brot.

Während der dunklen Nächte knallen die Schüsse in den benachbarten Vierteln, und Notrufe durchschneiden die Luft. Die Familie rückt dichter zusammen. Ihr Entsetzen wird nicht geringer, wenn der Morgen graut. Der Mann versucht, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Man wartet auf den Frühling und hofft.

Manchmal sitzen Mann und Frau ohne Beschäftigung in der Dämmerung. Die Frau sieht vom Fenster weg und schaut ihrem Manne tief in die Augen. Ihr Blick ist streng und fordernd. Aus einer Lade holen sie Karten und einen Kompass, und sie flüstern Namen unbekannter Grenzdörfer. Seit Monaten haben sie trockenes Brot und hart geräucherte Wurst gespart.

Endlich kommt der Tag, da der Mann versuchen wird, mit falschen Papieren, geliehenem Geld und magischen Losungswörtern über die Grenze zu kommen.

Die Mutter packt und der Sohn hilft ihr. Jetzt verlässt er sein Heim nicht einmal mehr, um zu spielen. Er ist der unzertrennlige Begleiter der Mutter geworden. Nach dem Mittag trinken alle drei Tee. Schliesslich unterbricht der Vater das Schweigen:

«Noch einmal, liebe Frau, bedenke dich, solange es Zeit ist. Wirst du die Einsamkeit ertragen können? Wirst du ohne den Jungen sein können?»

Die Mutter wendet den Kopf ab.

«Ja», antwortet sie, «ich werde es ertragen. Er ist kein Kind mehr und man braucht ihn.»

Im Tagebuch sieht man an dieser Stelle noch die Spur von Tränen. Danach folgt eine Schilderung des Marsches über schneebedeckte Berge nach der ungarischen Grenze. An einer Stelle liest man: «Zofja, meine geliebte Frau, wir beide – dein Mann und dein Sohn – sind jetzt in Freiheit. Wir werden uns mit der polnischen Armee vereinigen. Aber du? Wie sollst du es ertragen können, wenn du um dich herum die Schreie deiner Landsleute hörst?»

## *Fürchten die polnischen Frauen gefährliche Reisen?*

Unter den polnischen Emigranten findet man nicht viele Frauen. Bedeutet dies, dass sie die Mühen und Gefahren einer illegalen Reise scheuen?

Vor einiger Zeit wusste eine Pressenotiz von einer Fahne zu berichten, die in einer polnischen Stadt gestickt worden war und einem Fliegerkorps in Grossbritannien überreicht wurde.

Ein Fliegeroffizier hatte seinen Freunden in Wilno mitgeteilt, dass sein Korps sich eine Fahne wünsche, die in Polen geweiht worden sei. Das war im ersten Kriegswinter, als Europa dank Polens Widerstand ein halbes Jahr Gnadenfrist für Vorbereitungen und Rüstungen gewährt wurde. In Frankreich reorganisierte sich die polnische Armee an verschiedenen Plätzen. Im Kampfe für die Freiheit wollten die Soldaten ausser ihren Waffen ein Zeichen ihres Volkes haben, einen Beweis dafür, dass es seine Hoffnungen auf seine kämpfenden Söhne setze.

Der Brief des Offiziers stellte die Frauen der Stadt vor ein schwieriges Problem. Die Deutschen hatten schon lange Zeug und Stoffe requiriert. Wer patriotische Embleme verwahrte oder anfertigte, wurde mit strengen Strafen bedroht. Aber irgendwie gelang es, Brokat und Silberfäden zu beschaffen und ein Heim ausfindig zu machen, wo die Arbeit ausgeführt werden konnte. Mehr als 20 Personen vereinigten sich in dem Komplott. Bei Kerzenlicht arbeitete man mit steif gefrorenen Fingern. Als die Standarte fertig war, stand man vor der schwierigsten Aufgabe: die Fahne nach Frankreich zu schaffen. Durch eine wunderbare Schicksalsfügung glückte es, dieses Stück Seide, auf das man die heiligsten polnischen Worte und Bilder gestickt hatte, nach Frankreich hinüberzuschmuggeln. Wie es zugeht, darf heute noch nicht enthüllt werden. Nur soviel sei gesagt: eine Frau trug die Fahne ganz nahe an ihrem Herzen durch das eroberte Polen und quer durch das feindliche Deutschland. Sie kam nach Belgien, als Hitlers Truppen in Holland einbrachen. Als sie die französische Grenze erreichte, gab es kein Frankreich mehr. Sie konnte das Symbol nicht mehr übergeben und war gezwungen, mit der Fahne auf demselben Wege zurückzukehren. Nicht einen Augenblick dachte sie daran, die Fahne

wegzuwerfen oder an anderer Stelle zu verstecken. Als sie nach unendlichen Mühen und Gefahren wieder in Polen anlangte, legte sie sich eine andere Route zurecht. Und im Juli 1941 war es ihr vergönnt, die Gabe polnischer Frauen dem Oberbefehlshaber der freien polnischen Streitkräfte in England, General Sikorski, zu übergeben.

Wo ist nun diese Sendbotin? Ruht sie vielleicht in jenem freien Lande von all ihren Strapazen aus?

Nein! Sie ist zurückgekehrt! Auf die Frage, ob die polnischen Frauen gefährliche Reisen scheuen, bedarf man kaum einer andern Antwort.

### *Meine teuerste Seele*

«Meine teuerste Seele!» schreibt Zofjas Mann an seine Frau. Und er hat recht, denn ein Mann hat mehrere Seelen. Aber eine ist die teuerste und beste, und nur sie ist unsterblich.

Die teuerste Seele eines Polen ist eins mit der Seele seiner Frau. Für sie gibt es keine Trennung und alle Mühe ist gemeinsam.

Vor Jahrhunderten sagte der polnische Bauer: «Lass mich die Mühle drehen, auf dass du ruhen magst.» Und da setzte sich sein Weib auf die Schwelle, lächelte und war nur Frau. Er aber schaute sie an und arbeitete fröhlich für beide.

Während aber die Polen ihre Mühlen drehten, schmiedeten die Nachbarn ihre Schwerter. Niemand kann heute Zofja von der Mühle weglocken, wo Polens Schicksal gemahlen wird. Aber sie weiss auch, dass ihr Mann mit ihr ist und dass sie gemeinsam für die Unsterblichkeit alle Mühe ertragen.

### *Was Zofia in Polen tut*

Die Warschauer Marktfrauen rufen den Deutschen nach: «Herr Kurzdauer! Herr Kommundgeh!» Eine kleine Frau, die wegen eines Passagierscheins «Schlange steht», wird von einem Feldwebel gefragt, wie lange er gelten solle.

«Bis die Unsrigen wiederkommen!» antwortet sie.

Bekannte Schriftstellerinnen verkaufen Seife, Schauspielerinnen servieren in den Restaurants, weibliche Rechtsanwältinnen scheuern Fussböden. Alle machen jede beliebige Arbeit, nur nicht die, welche der Feind in dem geplünderten Lande organisiert. Persönliche Interessen existieren nicht mehr. Das Vaterland ist alles.

Ich will die Geschichte von Fräulein Bernatowicz erzählen. Am 22. Februar 1941 stand im «Danziger Vorposten» Folgendes: «Das Gericht in Graudenz hat die Hausangestellte Bernatowicz zum Tode verurteilt. Es ist erwiesen, dass sie polnische Radiosendungen von London abgehört und weitergegeben hat. Sie hat ihre Landsleute aufgefordert, die polnischen Nachrichten in der Wohnung des deutschen Arztes abzuhören, wo sie als Haushälterin angestellt war. Das Urteil ist bereits vollstreckt.»

Ein ganz gewöhnlicher Fall, der in dieser Zeit der entsetzlichen Konzentrationslager und der zerbombten Millionenstädte keinen tiefen Eindruck auf uns auszuüben vermag. Wir wollen aber trotzdem einen Augenblick bei dieser Zeitungsnotiz verweilen. Graudenz – auf polnisch Grudziadz – ist eine pommersche Stadt, die in unserer Geschichte eine grosse Rolle gespielt hat. Durch die Teilung Polens Ende des 18. Jahrhunderts fiel die Stadt den Deutschen zu, die sie mit Gewalt germanisierten. Als Polen wieder auferstand, bekam sie bald wieder ihren ursprünglichen Charakter. Ein Teil der deutschen Bevölkerung kehrte freiwillig in die Heimat zurück und eine entsprechende Anzahl Polen zog nach Grudziadz. Diese neu Hinzugezogenen – Beamte, Ärzte, Lehrer und Handwerker – wurden bald die glühendsten Lokalpatrioten. Fräulein Bernatowicz' Name mit der charakteristischen Endung -wicz deutet darauf, dass sie aus den östlichen Grenzgebieten Polens stammt.

Unser Pomorze (Pommern) ist nun bekanntlich dem «Reich» einverleibt worden, und die polnische Bevölkerung ist dem Untergang geweiht. Die Einwohner von Graudenz wurden mitten in der Nacht geweckt und in ungeheizte Viehwagen gezwungen. Sie durften nur 20 kg Reisegepäck mitnehmen. Viele waren nur mit ihrem Nachtwand bekleidet. Nach zwei Wochen fürchterlichen Leidens wurden sie auf ein offenes Feld im zentralen Teil des «Generalgouvernements» gefahren und dort ihrem Schicksal überlassen.

Viele dieser Armen gehörten Familien an, die durch Jahrhunderte kaum vor die Tore ihrer Stadt gekommen waren.

Fräulein Bernatowicz konnte sich jedoch in Graudenz halten und bekam bei einem Arzt eine Stellung als Haushälterin. Sie muss wahrscheinlich sehr tüchtig gewesen sein, da ein Deutscher es wagte, mit ihr unter einem Dach zu wohnen. Man darf nicht vergessen, dass es in Deutschland schwer bestraft wird, wenn man einem polnischen Gefangenen ein Stück Brot anbietet. Eine deutsche Frau, die wegen einer Haushälterin annoncierte und ein Zimmer mit einer «anständigen Polin» teilen wollte, wurde bestraft, und eine Zeitung sah sich veranlasst zu schreiben: «Warum nicht in einem Schweinestall mit einem anständigen Schwein?»

Fräulein Bernatowicz wohnte beinahe 17 Monate in dem Deutschland ein verleibten Graudenz. Sie lebte in ständiger Furcht. Jeder Patient des Arztes konnte ein Denunziant sein, jedes Klingeln an der Tür hatte vielleicht eine Vorladung zum Polizeigericht zur Folge. Warum unterwarf sie sich dieser freiwilligen Tortur? Es gibt Menschen, die so sehr an einem Platz, einer Strasse, einem Möbelstück hängen, dass sie bereit sind, alles zu wagen, nur um bleiben zu können. Vielleicht hatte Fräulein Bernatowicz ein kleines Geschäft in Graudenz? Vielleicht einen kleinen Garten? Vielleicht konnte sie nicht leben, wenn sie nicht wenigstens aus der Ferne ihr Ladenschild oder die Bank im Garten sehen durfte?

Aber wir wollen nicht vergessen, dass Fräulein Bernatowicz jedesmal, wenn ihr Hausherr das Heim verliess und die Stunde für die polnischen Sendungen aus London nahte, ihre Nachbarn zusammenrief (Franciszka Obremaska: 10 Jahre Strafarbeit, Helena Marlowaska: 8 Jahre Strafarbeit, sowie Jan und Anna Nowinski: jedes 3 Jahre Strafarbeit). Menschen, die auf diese Weise den Tod herausfordern, hängen kaum an ihrer Stellung oder an einem Gegenstand. Nur die Liebe zu einem ganzen Land, dem Vaterland, kann sie soweit treiben.

Die illegale Presse in Polen ist zurzeit eine wunderbare Trostquelle. Es gibt mehr als 100 unterirdische Zeitungen. Sie sind gut redigiert, sachlich und ausgezeichnet informiert. Wer sich mit diesen Blättern befasst, riskiert die Todesstrafe. Aber trotzdem erfah-

ren Millionen Menschen durch sie die Wahrheit und schöpfen daraus Kraft, noch einen Tag zu leben, noch eine Woche, noch einen Monat-----

In den Redaktionen und Druckereien dieser Zeitungen und auf den geheimen Wegen, über die sie transportiert werden, trifft man überall Zofja und ihresgleichen.

Ich will hier von zwei kleinen Zofjas erzählen. Im August 1941 wurden auf einer Strasse in Warschau zwei Mädchen verhaftet, ein vierzehnjähriges und ein sechzehnjähriges. Man fand bei ihnen illegale Zeitungen. Nachdem sie drei Wochen im Gefängnis gesessen hatten, wurden sie erschossen. Aber sie hatten verschwiegen, was sie wussten. Und die Zeitung, welche sie verteilten, erscheint heute noch.

Die Kinder in Polen waren im Allgemeinen glücklich. Es gab viele arme und unterernährte Kinder, nur wenige aber waren nicht geliebt. Die Polen schlugen nie ein Kind. Eine Ohrfeige wird als etwas den Erzieher Entehrendes angesehen. Unsere Kinder können trotzig und eigensinnig sein, sie haben über alles eine eigene Meinung. Sicher waren die beiden Warschauer Mädchen wie die meisten anderen; sie wussten, dass sie geliebt wurden. Und diese Liebe vergalten sie ihrem Vaterland in doppeltem Masse.

### *Die Mauern sind gefallen*

Vor dem September 1939 gab es in Polen viele Gruppen, von denen jede ein Monopol auf Vaterlandsliebe zu besitzen glaubte. Als aber der Krieg hereinbrach, verschwand das alles. Innenpolitische Meinungsverschiedenheiten verstummten wie durch Zauberschlag. Die Frauen kämpften mit Sandsäcken auf den brennenden Dächern. Sie übernahmen die Arbeit der Männer in den Fabriken, rückten ein in die Krankenhäuser und machten keinen Unterschied mehr zwischen Sozialisten und Aristokraten, zwischen Juden und Katholiken. Die Trennungsmauern waren beseitigt. Polen wurde zu einer einzigen grossen Familie.

In den Tagebüchern der Soldaten des Septemberkrieges kehrt ständig das gleiche Motiv wieder:

«Eine ukrainische Bäuerin will kein Geld nehmen für die Milch.

– Oh, liebe Herren, sagt sie, wir haben hier Österreicher und Russen gehabt. Und wir haben viel durchgemacht. Aber alles geht einmal vorüber, alles geht vorüber ...»

«Wir lagen wegen des Artilleriefeuers platt auf die Erde gedrückt in den Chausseegräben und erwarteten den Angriffsbefehl. Vierzehn Stunden Marsch hatten wir hinter uns, und die Zunge fühlte sich wie ein Lederriemen an. Die Feldflaschen waren leer. Aber plötzlich kam von irgendwoher ein Judenmädchen mit grossen Flaschen Kassa angekrochen. Solange ich lebe, werde ich ihre grossen, ängstlichen Augen nicht vergessen.»

«Am 20. September fing das Feldlazarett bei ‚Bagatela‘ in Warschau durch eine Brandbombe Feuer. Die Krankenschwestern kamen angelaufen und baten uns, die Verwundeten mit ins Kuratorium zu tragen. Sie zeigten uns einen direkten Weg durch ein Hintertor. Das Treppenhaus wurde als Leichenhalle benutzt. Die Toten lagen dort in Haufen. Die Luft war sauer und eklig, und viele Gesichter boten einen entsetzlichen Anblick. Aber die noch sehr jungen Krankenschwestern bissen die Zähne zusammen und machten das Zeichen des Kreuzes. Erst als der letzte Verwundete herausgetragen war, stürzte das Krankenhaus ein. Wir halfen dann im Kuratorium. Als ich einen Augenblick später am Krankenhaus vorbeiging, brannte noch eine Wand, und mitten in einer Rauchwolke stand eine ältere Krankenschwester. Sie war vom Russ so geschwärzt, dass man ihre Gesichtszüge nur schwer erkennen konnte. Sie vermochte kein Wort hervorzubringen und zeigte nur stumm auf die Kohlensäcke neben sich. Diese hatte sie nämlich aus dem eingestürzten Keller herausgezogen, damit die Kranken im Winter nicht frieren sollten. Die brennende Wand konnte jeden Augenblick einstürzen und sie unter sich begraben.»

«Im Walde bei Kozlow waren wir von zwei Seiten von den Deutschen umringt. Die Lehrerinnen des Ortes verschafften uns Essen, indem sie nachts durch die Sümpfe wateten.»

«Am 10. Oktober wurden die polnischen Kriegsgefangenen durch Naleczow geführt. Vor und hinter ihnen fuhren Lastautos mit aufgestellten Maschinengewehren. Einige Gefangene brachen zusammen, und ihre Kameraden mussten ihnen auf die Beine helfen. Ich sah, wie eine Frau, die am Wege stand, plötzlich ihren Arm aus-

streckte und einen Artilleristen zu sich heranzog, der gerade vorbeiging. Es kam zu einem Auf lauf. Das Kopftuch der Frau flatterte, und jemand rannte durch die Gartenpforte. Ein Deutscher brüllte etwas, aber der Transport ging weiter. Ein Pole war gerettet.»

«In der zweiten Hälfte des Oktober, nachdem General Kleeberg kapituliert hatte, wurden wir auf dem Bahnhof von Piotrkow in Eisenbahnwagen verfrachtet, um in verschiedene Kriegsgefangenenlager transportiert zu werden. Es regnete in Strömen. Vor Erschöpfung fühlten wir keinen Hunger und keine Kälte mehr. Aber vor diesen Wagen, die uns wegführen sollten, auf diesem Bahnhof, den die Deutschen bereits in Petrikau umgetauft hatten, fühlten viele von uns die Todeskälte durchs Blut steigen. In meiner dünnen Leinwand-Sommeruniform zitterte ich am ganzen Körper. Die Schnellverladung begann. Hinter uns standen Soldaten mit geladenen Gewehren. Da drängte sich plötzlich eine Dame mit einem grossen Korb durch die deutsche Sperre und warf uns Pakete zu. Die polnischen Soldaten stürzten herbei und hoben Zigaretten, Hemden und sogar Fleischwaren auf. Aber ein deutscher Leutnant eilte herbei und versetzte der Frau einen heftigen Schlag ins Gesicht. Sie fiel um. Ein anderer Deutscher rannte herbei und schoss. Als unser Zug abfuhr, lag die Frau auf dem Perron. Ihr Gesicht war mit einer Jacke überdeckt. Daneben stand der Korb, blutig und leer.»

Das sind einige kleine Episoden um die namenlosen Frauen Polens, erzählt von polnischen Soldaten in einem fremden Land.

Die Menschen, die nunmehr aus Polen fliehen in eine Welt, welche noch frei ist, bezeugen alle, dass es keine Trennungswauern mehr gibt in Polen. Zofja empfindet nie mehr Angst in ihrem leeren Raum. Wenn die Nacht zu laut oder zu still wird, kommen die Nachbarsfrauen zu ihr. Und wenn niemand kommt, fällt sie vor dem Bild des Gekreuzigten oder der Madonna auf die Knie und betet.

In solchen Augenblicken hört sie den Atemzug von Millionen. Sie fühlt sich durchströmt von Liebe zu ihrem Vaterland und weiss, dass sie nicht übertrieb, als sie ihrem Manne sagte: «Ich werde aushalten.»



## *Irdischer Trost*

Aber Zofja holt ihre Kraft nicht nur vom Himmel.

Trotz der Deutschen kommt der Frühling nach Polen. Die Parks und Grünanlagen sind durchzogen von frisch aufgeworfenen Gräbern, aber an den Chausseegräben blühen wie früher die Butterblumen und die Weichsel braust. In den Bergen der Tatra rieseln die Bäche. Die Kinder wachsen aus ihren Schuhen und ihre Haut wird von der Sonne gebräunt.

Die Schauspieler können nicht auf treten, aber die grosse polnische Szenerie steht in ihrer grünen Schönheit da und wartet auf ihren Odysseus.

Zofja hält sich an die Erde, an die Kinder und ist da, wo alles spriesst und wächst. Die Düfte um sie herum sind polnisch. Und wenn sie den Schlamm der Weichsel riecht, kann sie sich einbilden, dass der Präsident immer noch auf der Burg wohnt und dass die Glocken der Marienkirche den Abend einläuten. In solchen Augenblicken ändert sie ihre alten Kleider, ordnet die Bücher im Regal und lacht. In solchen Augenblicken werden auch Briefe geschrieben, vorsichtige und unvorsichtige.

Ein vorsichtiger Brief:

«Meine Liebe, gestern war Mietkos' Namenstag. Wie Sie wissen, musste er seinen Beruf (der Adressat weiss, dass es sich um einen Wissenschaftler handelt. Anmerkung des Herausgebers) wechseln. Da seine alte Firma (die Universität. Anmerkung des Herausgebers) geschlossen ist, ist er jetzt als Heizer in einer Bank angestellt. Sein Lohn besteht aus einer Vierteltonne Kartoffeln im Monat. Das Beste an dieser Stellung ist, dass er ebenso lange Sommerferien hat wie früher. Mietkos deutet es als einen Wink des Himmels, dass er seinen alten Beruf nicht vernachlässigen soll. Seine jungen Freunde (die Studenten. Anmerkung des Herausgebers), mit denen er gern über vergangene Zeiten plaudert, besuchen ihn regelmässig. Es amüsiert ihn, ihnen, die geduldig seine Anekdoten anhören, ein Zeugnis zu geben. Trotzdem hat Mietkos ziemlich schlechte Nerven. Wir haben versucht, ihn so gut es ging zu zerstreuen. An seinem Namenstag war sein Zimmer voller Blumen wie früher. Ich hatte sie weit hinter Wilanow gepflückt. Frau Wladzio-

wa hatte eine aus irgendeinem Pulver hergestellte Torte geschickt. Es sah sehr malerisch aus. Der alte Jot kam mit einer Flasche ungarischen Weins. Stas spazierte vor dem Tor, und wir sangen alte Lieder und hielten wahnsinnige Festreden. Manita musste den ganzen Weg laufen, um noch rechtzeitig vor der Polizeistunde im Hause zu sein. Aber ich hatte keine Angst. Es ist immer jemand da, der im letzten Augenblick die Tür oder das Tor öffnet. Seien Sie nicht besorgt um mich, meine Liebe. Ich kenne mich in Warschaus Strassen und Gassen besser aus als je.»-----

Ein unvorsichtiger Brief:

«Geliebter! Nun sind schon zwei Jahre vergangen, seitdem wir getrennt wurden. Wenn Du an mich denkst, machst Du sicher eine tragische Miene. Du stellst Dir sicher vor, dass ich in Lumpen gekleidet gehe, grauhaarig und mit erloschenem Blick. Nein, Geliebter. Ich habe eine glänzende Haut, onduliertes Haar und habe auch das grüne Kleid nicht verkauft. Ich ziehe es Donnerstags an wie früher bei unseren Hausfesten. Ich lade niemanden ein, aber ich denke mir, dass Du mich ansiehst. Die meisten unserer Bekannten leben. Jeder erlebt seine Not in seinen eigenen Wänden. Die Kinder leben von Kartoffeln. Krysia ist eine richtige Schönheit geworden, und wir wagen kaum, sie allein ausgehen zu lassen. Ein Deutscher hat ihr schon vorgeschlagen, Volksdeutsche zu werden (durch Heirat mit einem Deutschen. Anmerkung des Übersetzers). Aber sie fertigte ihn mit den Worten ab: «Nicht einmal ein deutscher Offizier sollte sich erlauben, eine Frau zu beleidigen.» Tante, die mit war, versuchte zu erklären, dass das Kind nicht verstanden habe, was er sagte. Sie sind gerade noch mit einem blauen Auge davongekommen. – Denke oft an mich, aber ohne Trauer.»

So fühlen die Frauen, die heute für ihr Land leiden.

### *Reise ohne Wiederkehr*

Die polnischen Frauen fürchten keine Reisen, wenn sie nur zurückkommen können. Aber es gibt auch Reisen, von denen man niemals zurückkehrt. Bevor ich dieses Kapitel abschliesse, möchte ich an eine Polin erinnern, welche schrieb: «Ich bin unglücklich...»

Im Juni 1940 wohnte sie in Lemberg. Sie hatte kein Verbrechen begangen. Sie erzählt:

«Drei Wochen lang sind wir mit Eisenbahn und Schiffen nach Süden verfrachtet worden. Grossmutter und die Kinder waren auch dabei. Zosia nahm man mir schon auf dem Bahnhof. Ich konnte nichts machen und sah nur, wie man sie in einen anderen Zug stiess. Wir fuhren in verschlossenen Wagen. Ich flehte die Wache an, etwas Milch für die Kinder kaufen zu dürfen, denn die Bauern kommen oft mit Lebensmitteln an die Züge. Aber der Wachtsoldat lehnte es ab. Ein einziges Mal glückte es einem kleinen Mädchen, mir einen Rubelschein durchs Fenster zu werfen.

Wir sind jetzt in Asien, in der Gegend der Altaiberge an der Grenze der Wüste Gobi. Die nächste Eisenbahnstation liegt 140 km von hier. Ich habe Zosia jetzt wieder bei mir. Ein alter Kirgise erbarmte sich meiner und ritt ohne Sattel sechzehn Tage lang mit mir umher – von einem Wohnplatz zum anderen, von einer Jurte zur anderen. Schliesslich fand ich Zosia vor einer Jurte. Stolpernd und schreiend lief ich auf sie zu, aber sie starrte mich nur unbeeindruckt an – Wir wohnen jetzt in einer Lehmhütte, die früher den Schafen als Unterkunft diente. Am Tage sammle ich Mist. Grossmutter hat auf der Steppe eine Art Knoblauch entdeckt. Manchmal bekommen wir Grütze, sehr selten Brot. Ich könnte vielleicht manchmal etwas Stutenmilch beschaffen, doch ist sie sehr teuer.

Ich weiss nicht, ob dieser Brief ankommt. Aber ich muss schreiben. Ich muss irgendeinem sagen: Ich bin unglücklich! Es war wohl schwer in Polen, aber dort hatte das Leiden wenigstens einen Sinn. Dort konnte sogar der Tod einem Zweck dienen. Aber was für ein Sinn liegt in unserem Leid auf diesen Steppen?»

Die Mühlen, welche die polnischen Frauen im 20. Jahrhundert des Christentums drehen müssen, sind schwerer als je zuvor.

Der Krieg, der ihren Männern aufgezwungen wurde, ist grausamer als der Timur-Lengs, und ihre Gefangenschaft ist härter als die der Barbaren bei den Römern. Und nichts können die Polen tun, um das Schicksal ihrer Frauen zu lindern.

Christus hat gesagt: «Liebet einander so wie ich euch geliebet

habe.» Wann wird der Tag kommen, da die Christen endlich eine vernünftige Weltordnung geschaffen haben? Wann werden die Männer der im Osten und Westen ungeschützten Ebenen in Ruhe und Sicherheit zu ihren Frauen sagen können:

«Lass mich die Mühle drehen, auf dass du ruhen magst?»

## SCHLUSSVIGNETTE

Wladyslaw Broniewski ist ein hervorragender polnischer Dichter mit Sympathien für den Sozialismus. Dieser Vorkämpfer für eine bessere Zukunft des Proletariats war einer der ersten, der von den sowjetrussischen Behörden in Lemberg verhaftet wurde. Nach Abschluss des polnisch-russischen Vertrages wurde er freigegeben und kämpft jetzt in der polnischen Armee. Das nachstehende Gedicht ist ein getreuer Ausdruck des Geistes, der die Soldaten dieser Armee beseelt.

### HAB' ICH NUR EIN GEWEHR...

von

Wladyslaw Broniewski

Hab' ich nur ein Gewehr und halt' es fest in der Hand,  
 Was schert mich Russlands Schnee und Libyens Sand!  
 Was Gefangenschaft, was Skorbut, Hunger und Tod,  
 Hab' ich nur 'nen Rucksack, Patronen und Brot.  
 Medaillen und Lorbeerkränze, ich mach' mir nichts draus,  
 Wenn ich nur Schuhe hab' für den langen Weg nach Haus.  
 Mit Nägeln von Narvik und Sohlen von Tobruk,  
 So treten wir an und kämpfen und stehn ohn' Ruck!  
 Weit war der Weg, der uns geführt durch fernes Land,  
 Doch unser die Erde, wenn unser Fuss dort stand!  
 Was schert uns Reichtum! Wir haben unser Lied, Kam'raden!  
 In Polen mein Haus wird zersprengt von deutschen Granaten.  
 Und draussen im Garten, da sangen die Meisen,  
 Nun grab' ich aus der Erde nur Splitter von Eisen.  
 Die Erde will ich küssen in meinem Heimatland,  
 Und muss ich sterben, so sei's auf Masowiens Sand.  
 Kopf hoch, mein Kamerad! Wir ziehen durch Wasser und Land  
 Mit Booten, Fliegerstaffeln, Kanonen und Panzerverband.  
 Der Welt will ich zeigen, dass Polen meine Ehr',  
 Hab' ich nur ein Paar Schuh' und ein gutes Gewehr!